8. P.O. gall.
1116 YY -2
La Bruyere

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635621110012

<36635621110012

Bayer. Staatsbibliothek

Theophrasts
Kennzeichen der Sitten.

Nebst

des Herrn Johann de la Bruyere

Mitgliedes der französischen Akademie

Moralischen Abschilderungen
der Sitten dieser Zeit.

Aus dem Französischen übersetzet

von einem

Mitgliede der königlichen deutschen Gesellschaft
zu Königsberg in Preußen.

Zweyter Theil.

Frankfurt und Leipzig,
zu finden im Krausischen Buchladen, 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das neunte Hauptstück

Von den Großen.

Das Volk heget für die Großen ein so blindes Vorurtheil, und ist von den Geberden, dem Aussehen, der Stimme, und den Manieren derselben so eingenommen, daß solches bis zur Abgötterey gehen würde, wenn die Großen sich bestrebten, gütig zu seyn.

Ich beklage dich, Theogenes, wenn du von Natur lasterhaft bist. Wenn du es aber aus einer blinden Gefälligkeit für diejenigen wirst, die es gerne sehen, oder sich verschworen haben, dich zu verführen, und sich gar mit dem glücklichen Erfolge schon rühmen, so wirst du mir erlauben, daß ich dich verachte. Wenn du weise, mäßig, bescheiden, höflich,

großmüthig, dankbar, arbeitsam, und dabey von einem solchen Stande, und von solcher Geburt ist, daß du ehe Andern zum Muster dienen, und ihnen Gesetze verschreiben kannst, als solche von ihnen annehmen darfst: so versprich diesen Leuten, ihren Ausschweifungen, Lastern und Thorheiten, aus Gefälligkeit zu folgen, wenn sie vorher aus Ehrerbietung, die sie dir schuldig sind, alle die Tugenden werden ausgeübet haben, welche du hochschätzest. Diese Spötterey ist etwas stark, allein nützlich und geschickt, die Reinigkeit deiner Sitten zu bewahren; die Anschläge dieser Leute zu nichte zu machen, und sie zu nöthigen, so zu bleiben, wie sie sind, und dich so zu lassen, wie du bist.

Der Vorzug der Großen vor andere Menschen ist nur wegen eines einzigen Umstandes unschätzbar. Ich beneide ihnen weder ihre leckerhafte Tafel, noch die reichen Auszierungen ihrer Palläste; weder ihre Hunde, noch ihre Pferde; weder ihre Affen, noch ihre Zwerge; weder ihre lustige Räthe, noch ihre Schmeichler. Nur das Glück beneide ich ihnen, daß sie Leute in ihren Diensten haben, die ihnen an Verstand und Gemüth gleich sind, ja sie zuweiln gar übertreffen.

Die Großen suchen eine Ehre darinn, daß sie in einem Walde Lustgänge durchhauen, in ihren Gärten Absätze anbringen, die Decken ihrer Zimmer vergülden, Wasserkünste anlegen, und eine Orangerie auszieren. Allein ein Herz zufrieden zu stellen, ei-

ne Seele mit Freude zu erfüllen, einer äussersten Noth vorzubeugen, oder abzuhelfen: so weit erstrecket sich ihre Neubegierde nicht.

Man fraget, ob man nicht, wenn man die verschiedenen Stände der Menschen, ihre Beschwerlichkeiten, und Vorzüge, miteinander vergleichet, eine Vermischung von Gutem und Schlechtem antreffe, so daß solches mit einander aufgehet, und also eine Gleichheit zwischen denselben wirket, oder wenigstens verursachet, daß man einen Stand nicht mehr, als den andern wünschen darf? Ein Reicher, ein Mächtiger, und einer, dem nichts mangelt, kann diese Frage aufwerfen. Ein Armer aber muß sie entscheiden.

Es ist an dem, daß ein jeder von den verschiedenen Ständen der Menschen, eine besondere, ihm eigenthümliche Reitzung hat, welche so lange währet, bis das Elend sie vertreibet. Grosse Herrn lieben daher die Ausschweifungen, und Geringe die Mäßigung. Jene finden Geschmack am Herrschen und Befehlen. Diese suchen ein Vergnügen, und gar eine Ehre darinn, daß sie denselben dienen und gehorsamen. Die Grossen werden begleitet, gegrüsset, verehret. Die Geringen begleiten, grüssen, verehren; und Beyde sind zufrieden.

Es kostet den Großen so wenig, viel zu versprechen; ihr Stand befreyet sie von Erfüllung ihrer

Verheissungen so gänzlich, daß es eine bloße Bescheidenheit ist, daß sie nicht noch weit mehr versprechen.

"Dieser Mensch, saget ein Großer, ist in meinem „Dienste alt, grau, und stumpf geworden, was soll „man mit ihm anfangen? Ein Jüngerer raubet ihm „seine Hofnung; und erhält die Bedienung, die „man diesem Unglückseligen nur deswegen versaget, „weil er sie mehr als zu wohl verdienet.

"Ich weis nicht, wie es kommet, saget man mit „einer verächtlichen und kaltsinnigen Geberde, Phi„lant hat Verstand und Verdienste; er ist angenehm; „er erfüllet seine Pflichten aufs genaueste; er ist sei„nem Herrn treu, und ergeben; nichts destoweniger „wird er von demselben nicht sonderlich geachtet; er „gefället nicht, und findet keinen Beyfall." Erklär dich! tadelst du Philanten, oder den grossen Herrn, dem er dienet.

Es ist oft nützlicher, die Grossen zu verlassen, als sich über sie zu beschweren.

Wer kann die Ursache angeben, warum Einige das grosse Loos gewinnen, und Andere bey Grossen in Gnaden stehen?

Grosse Herren sind so glücklich, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht ein einzigesmal erfahren, was das heisset, den Verlust ihrer besten Bedienten, und

in ihrer Art vortreflicher Personen bedauren, die oft zu ihrem Vergnügen und Nutzen das mehreste beygetragen haben. Das Erste, was die Schmeicheley, nach dem Tode dieser in ihrer Art einzigen Personen vornimmt, deren Verlust nicht zu ersetzen ist, bestehet darinn, daß sie ihnen gewisse Fehler und Schwachheiten andichtet, von denen ihre Nachfolger, wie sie saget, befreyet sind. Sie versichert, daß diese alle Fähigkeiten und Einsichten ihrer Vorgänger besitzen, von den Fehlern derselben hingegen frey sind. Diese Sprache dienet den Fürsten dazu, daß sie sich über den Verlust des Grossen und Vortrfleichen, durch etwas Mittelmäßiges trösten lassen.

Die Grossen achten verständige Leute nicht, die nur bloß Verstand besitzen. Verständige Leute verachten die Grossen, die nur bloß groß sind. Redliche Männer beklagen beyde, wenn solche nicht tugendhaft sind.

Wenn ich auf der einen Seite, bey der Tafel, oder im vertrauten Umgange der Großen, muntere, geschäftige, und schlaue Köpfe, Ebenteurer, schädliche und gefährliche Menschen sehe; wenn ich auf der andern Seite betrachte, wie viel Mühe es verdienstvollen Personen kostet, in ihre Bekanntschaft zu gerathen: so kann ich mich nicht allemal überreden, daß boßhafte Leute, ihrer Nutzbarkeit wegen, gelitten, redliche Männer aber, als unnütz betrachtet werden. Ich werde vielmehr in meiner Meynung bestärket, daß Hoheit und Ueberlegung, zwey ganz verschiedene Dinge sind; und daß die Liebe zur Tu-

gend, und für tugendhafte Personen, wieder eine andere Sache ist.

Lucill will lieber lebenslang bey einigen grossen Herren gelitten seyn, als mit seines gleichen vertraulich leben.

Die Regel mit Vornehmern umzugehen, als man selbst ist, muß sehr eingeschränkt werden. Es gehören zuweiln sehr seltsame Gaben dazu, um sie auszuüben.

Worinn bestehet denn Theophils unheilbare Krankheit, an der er seit länger, als dreißig Jahren darnieder lieget? und von der er nicht genesen kann? Er hat gewollt, er will, und wird auch ferner wollen, große Herrn regieren. Der Tod allein wird ihm, nebst dem Leben, auch die Begierde rauben, Gemüther zu beherrschen, und zu lenken. Ists der Eifer für seinen Nächsten? ists Gewohnheit, ists eine übertriebene Meynung von sich selbst, die ihn hiezu bewegет? Er schleichet sich in alle Palläste ein. Er bleibet nicht mitten im Zimmer stehen; sondern gehet mit dem Herrn ans Fenster, oder gar in die innerste Kammer, er spricht lange, und mit großem Eifer. Die Andern warten voller Ungedult, daß er aufhören soll zu sprechen, damit sie gleichfalls Gehör erlangen, oder wenigstens gesehen werden mögen. Er erforschet die Geheimnisse aller Geschlechter. Er hat bey allen traurigen, oder beglückten Begebenheiten derselben etwas zu sagen. Er kommet einem mit Höflichkeit zuvor; er bietet seine Dienste an; und menget sich un-

gebeten in alle Sachen. Man kann ihm den Zutritt nicht versagen. Die Sorge vor zehentausend Seelen, die seiner Aufsicht anvertrauet sind, und von denen er, so wie von seiner eigenen, Gott Rechenschaft ablegen muß, ist nicht hinlänglich, seine Zeit und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Er nimmt die Sorge vor Seelen von hohem Stande, und großem Ansehen, freywillig über sich, weil er von solchen keine Rede und Antwort geben darf. Er höret, und richtet ein wachsames Auge auf alles das, was seinem nach Ränken, Vermittelungen, und Unterhandlungen, hungrigem Geiste, Nahrung verschaffen kann. Ein großer Herr ist kaum ans Land gestiegen: so hat Theophil denselben schon eingenommen, und sich seiner bemächtiget. Man höret, daß er denselben nach Belieben lenket, ehe man einmal argwohnen konnte, daß er darnach trachtete.

Wenn Leute die mehr sind, als wir, uns kaltsinnig, oder unhöflich begegnen: so hassen wir sie. Allein ein Gruß, oder ein freundlicher Blick machet uns gleich wieder gut.

Es giebet stolze Menschen, die durch die Erhebung ihrer Nebenbuhler gedemüthiget, und kirre gemacht werden. Dieser Unfall bringet sie so weit, daß sie danken, wenn man sie grüßet. Jedoch die Zeit, die alles lindert, bringet sie endlich wieder zu ihrem natürlichen Wesen zurück.

Die Verachtung, welche die Großen für das gemeine Volk hegen, machet sie gegen die Schmei-

cheleyen, und Lobsprüche desselben gleichgiltig, und mäßiget ihre Eitelkeit. Fürsten, die von den Grossen und Höflingen, ohne Aufhören gelöbet werden, würden also weit eiteler seyn, wenn sie diejenigen höher schätzten, von denen sie gelobet werden.

Die Großen glauben allein vollkommen zu seyn. Sie gestehen andern Menschen kaum richtigen Verstand, Geschicklichkeit, und guten Geschmack zu. Sie eignen sich die grossen Gemüthsgaben zu, als ob solche mit einer hohen Geburt verknüpfet wären. Indessen ist es ein grober Irrthum, wenn sie solche falsche Vorurtheile hegen. Die besten Gedanken, Reden, Schriften, und vielleicht auch das Feine in der Aufführung, haben wir ihnen gewis nicht zu danken. Weitläuftige Güter aber, und eine lange Reihe von Ahnen, kann man ihnen nicht absprechen.

Hast du Verstand, Hoheit, Geschicklichkeit, Geschmack, und Ueberlegung? Soll ich dem Vorurtheile, und der Schmeicheley glauben, die deine Verdienste ausposaunen? Sie sind mir verdächtig, ich nehme ihr Zeugniß nicht an. Soll ich mich durch deine viel versprechende und hochmüthige Geberde blenden lassen, die dich über alles das erhebet, was gethan, gesagt, und geschrieben wird; die dich gegen Lobsprüche unempfindlich machet, und verhindert, daß man dir nicht den geringsten Beyfall ablocken kann? Ich schlüsse weit natürlicher, daß du in Gnade, und Ansehen stehest, und reich bist.

bist. Wie soll ich dich beschreiben, Telephon. Da man sich dir nur, gleich dem Feuer, in einer gewissen Weite nähern darf. Wenn man ein richtiges Urtheil von dir fällen wollte: so müßte man dich erforschen, von Grund aus kennen, und mit deines gleichen in Vergleichung stellen. Ich kenne deinen Liebling, den du eines vertrauten Umgangs würdigest, dessen Rathe du folgest, dem zu gefallen du den Sokrates, und Aristides weglegest, mit dem du lachest, und der noch lauter lachet, als du. Mit einem Worte, ich kenne den Davus sehr wohl. Sollte dieß hinlänglich seyn, dich auch recht zu kennen?

Wenn gewisse Leute ihre Unterbedienten, und sich selbst, recht kenneten: so würden sie sich schämen, daß sie vor selbigen den Vorzug haben.

Es giebet wenig vortrefliche Redner; allein wo sind die Leute, die solche verstehen? Es giebet wenig gute Schriftsteller; allein wo sind die Leute die solche lesen können? Eben so Unrecht hat man, wann man sich über die geringe Anzahl solcher Personen beschweret, die fähig sind, den Königen zu rathen, und ihnen bey der Verwaltung ihrer Geschäfte unter die Arme zu greifen. Denn wenn sich auch solche geschickte und verständige Leute finden, wenn sie nach ihren Einsichten und Begriffen handeln: werden sie geliebet? werden sie so hoch geschätzet, als sie es verdienen? werden sie wegen ihrer guten, und auf das Beste des Vaterlandes abzweckenden Anschläge, und Handlungen, gelobet? Sie leben,

und

und dieß ist genug! Man tadelt sie, wann es ihnen nicht gelinget. Man beneidet sie, wann es ihnen von statten gehet. Man tadle das Volk, wann es lächerlich seyn würde, solches zu entschuldigen! die Großen betrachten den Kummer, und die Eifersucht desselben als unvermeidlich. Dieß hat sie unvermerkt dahingebracht, daß sie solches für nichts achten; sich um den Beyfall desselben, bey allen ihren Unternehmungen, nicht bekümmern; und daraus wohl gar eine Regel der Staatsklugheit machen.

Die Geringen hassen sich, weil sie sich einander schaden. Die Grossen sind den Geringen verhasset, sowohl wegen des Bösen, welches sie ihnen anthun, als auch wegen des Guten, welches sie ihnen nicht angedeyen lassen. Sie sind an ihrer Dunkelheit, Armuth, und an ihrem Unglücke schuld; oder scheinen es ihnen wenigstens zu seyn.

Es ist schon zuviel, daß man mit dem gemeinen Manne einerley Religion hat, und denselben Gott verehret. Warum soll man sich noch, wie die Kauf- und Ackersleute, Peter, Johann, und Jakob nennen? Wir müssen mit dem Pöbel nichts gemein haben, sondern vielmehr alle ersinnliche Vorzüge hervorsuchen, die uns von demselben unterscheiden: Man lasse ihm die Namen der zwölf Apostel, ihrer Schüler, uud der ersten Märtyrer; (wie die Leute, so die Patronen.) Mögen sie sich doch freuen, wenn ihr Namenstag jährlich einfället, und solchen als einen Festtag begehen! Wir Grossen müssen uns der heydnischen Namen bedienen. Wir müssen uns in

der

der Taufe, die Namen Hannibal, Cäsar, und Pompejus beylegen lassen; dieß waren grosse Männer; den Namen Lukretia, dieß war eine berühmte Römerinn; die Namen Reinald, Rüdiger, Olivier, Tankred, dieß waren Ritter, und die größten Helden, so die Romanen aufweisen können; die Namen Hecktor, Achilles, Herkules, dieß waren Halbgötter: Ja die Namen Phöbus, und Diana; und wer sollte es uns wehren, wenn wir uns Jupiter, Merkur, Venus, und Adonis wollten nennen lassen.

Unterdessen, daß die Großen verabsäumen, eine Kenntniß von solchen Dingen zu erlangen, die sowohl den Nutzen des Fürsten, und die öffentlichen Angelegenheiten, als auch ihre eigene Geschäfte betreffen; unterdessen, daß sie vernachläßigen, die Wirthschaftskunst, und die einem Haußvater nöthigen Wissenschaften zu erlernen, und sich dieser Unwissenheit wohl gar rühmen; unterdessen, daß sie sich von ihren Aufsehern an den Bettelstab bringen, und beherrschen lassen; unterdessen, daß sie sich begnügen zu schlemmen, und feine Weinkenner zu seyn, die Theis und Phrynen zu besuchen, von Jagdhunden zu sprechen, und zu erzählen, wie viel Meilen von Paris bis Besanzon, oder Philippsburg sind: unterdessen machen sich Personen von bürgerlicher Abkunft das Innere und Aeußere des Königreichs bekannt, lernen die Regierung kennen, werden schlau, und staatsklug, wissen die Stärke und Schwäche des Landes, sind bedacht, sich empor zu schwingen, schwingen sich empor, erheben sich, werden

den mächtig, und helfen dem Regenten einen Theil der Regierungslast tragen. Die Großen, die diese Leute vorher verachteten, verehren sie, und schätzen sich glücklich, wenn sie ihre Schwiegersöhne werden.

Wenn ich die beyden entgegen gesetzten Stände der Menschen, nemlich die Großen mit dem gemeinen Manne vergleiche: so dünket mich, daß der Lezte mit dem Nöthigen zufrieden ist; die Ersten aber, bey allem Ueberfluße, unruhig und arm sind. Ein gemeiner Mann kann kein Uebel anrichten Ein Großer will nicht Gutes thun, und kann viel Unheil stiften. Der eine leget sich nur auf nützliche Dinge; der andere vergesellschaftet selche mit den schädlichen. Dort zeiget sich die Grobheit, und Offenherzigkeit ganz ungekünstelt. Hier verbirget sich ein schädliches und verderbtes Wesen, unter dem Scheine der Artigkeit. Ein gemeiner Mann hat selten Verstand, und die Großen haben selten eine edle Seele. Jene haben gute Einsichten, aber ein schlechtes äusserliches Ansehen. Diese haben ein gutes äusserliches Ansehen, aber keine Kenntnisse. Soll ich wählen? Ich bedenke mich nicht einen Augenblick. Ich will ein gemeiner Mann seyn.

So unerforschlich auch die Großen des Hofes sind; so viel Kunstgriffe sie auch anwenden, dafür gehalten zu werden, was sie nicht sind, und nicht dafür gehalten zu werden, was sie sind: so können sie doch ihre Bosheit, und ihre unzeitige Begierde nicht verbergen, auf Unkosten Anderer zu lachen, und das lächerlich zu machen, was es doch nicht seyn

kann.

kann. Diese schöne Gemüthsgaben entdecket man an ihnen gleich beym ersten Anblicke. Sie sind unvergleichlich, um einen einfältigen Tropf zu hintergehen; und denjenigen zum Narren zu machen, der es schon ist. Sie sind aber noch geschickter, ihnen das Vergnügen zu rauben, welches sie aus dem Umgange mit einem verständigen Menschen schöpfen könnten; der sich auf tausenderley angenehme und lustige Arten biegen und wenden würde, wenn der gefährliche Karakter der Höflinge ihn nicht nöthigte, auf das Aeusserste an sich zu halten. Er setzet ihnen ein ernsthaftes Wesen entgegen, in welchem er sich gleichsam verschanzet; und weis es so gut zu machen, daß die Spötter, ungeachtet aller ihrer bösen Absichten, keine Gelegenheit finden, ihn zum Besten zu haben.

Die Bequemlichkeiten des Lebens, der Ueberfluß, und eine ungestöhrte grosse Glückseeligkeit, gönnen den Fürsten das Vergnügen, über ihre Affen, Zwerge, Hofschranzen, und über eine erbärmliche Erzählung zu lachen. Leute, die nicht so glücklich sind, lachen nur zu rechter Zeit.

Ein Grosser liebet den Champagner Wein; für den Brierwein hingegen hat er einen Eckel. Er berauschet sich also in besserem Getränke, als der gemeine Mann; und dieß ist der einzige Unterschied, den der Rausch zwischen Personen von den ungleichsten Ständen, zwischen dem Herrn und seinem Reitknechte zurück lässet.

Es scheinet, als wenn Fürsten einen Theil ihres Vergnügens darinnen setzen, daß sie Andern beschwerlich fallen. Aber nein. Die Fürsten gleichen andern Menschen. Sie denken nur an sich. Sie folgen ihrem Geschmacke, ihren Leidenschaften und Bequemlichkeiten. Dieß ist ganz natürlich.

Die erste Gesellschaftsregel derer Großen, und in ansehnlichen Bedienungen stehender Personen, scheinet diese zu seyn, daß sie denenjenigen, die ihrer nöthig haben, und unter ihnen stehen, alles Ungemach anthun, welches solche nur fürchten können.

Ich sehe nicht ein, worinnen ein großer Herr glücklicher sey, als andere Leute, wenn solches nicht darinnen bestehet, daß er oft Gelegenheit und Macht hat, Andern zu dienen. Aeußert sich also eine solche Gelegenheit: so muß er sich dieselbe zu nutz machen. Kann er sich dadurch einen redlichen Mann verbindlich machen: so muß er fürchten, daß ihm diese Gelegenheit nicht entgehet. Betrift solches eine billige Sache, so muß er dem Bitten zuvorkommen, und sich nicht ehe sehen lassen, als bis er die Danksagung annehmen kann. Ist die Sache leicht: so muß er davon nicht viel Worte machen. Schläget er sie ab: so beklage ich beyde.

Es giebet Leute, zu denen der Zutritt fast unmöglich hält; und dieß sind gerade solche Leute, unter denen man stehet, und deren man nöthig hat. Sie stehen beständig auf dem Sprunge. Sie sind so beweglich, als das Queckſilber. Sie drehen sich

um

um, ehe man sichs versiehet. Sie fechten mit den Händen, sie schreyen, sie poltern. Sie werfen, gleich denen von Pappe ausgeschnittenen Bildern, die man an einem öffentlichen Feste zur Schau ausstellet, Feuer und Flammen von sich. Sie donnern, sie blitzen. Man darf sich ihnen nicht ehe nähern, als bis sie verlöschen, und fallen. Nach ihrem Falle ist zwar recht gut mit ihnen umzugehen; allein sie nutzen nicht mehr.

Wenn der Pförtner, Lackey, und Kammerdiener, nicht mehr Verstand haben, als ihr Stand mit sich bringet: so urtheilen sie von sich selbst nicht mehr nach ihrer vorigen Niedrigkeit, sondern nach der Erhebung, und dem Glücke dererjenigen, bey denen sie dienen. Sie halten alle, die zu ihrer Thüre eingehen, und ihre Schwelle betreten, für geringer, als sich, und ihre Herren. So gewis ist es, daß man sowohl von den Großen, als von denen, die ihnen angehören, vieles zu erdulten bestimmet ist.

Ein in ansehnlichen Bedienungen stehender Mann, muß nach seinem Fürsten, und nach seiner Frau und Kindern, verständige Leute am mehresten lieben. Er muß solche gleichsam an Kindes statt annehmen, und sich damit versorgen, damit sie ihm niemals fehlen. Er kann die Dienste, die sie ihm, oft, daß er es nicht einmal weis, leisten, nicht gnug belohnen; nicht sowohl durch Besoldungen und Wohlthaten, als vielmehr durch Liebkosungen, und vertraute Freundschaft. Wie viel Gerüchte machen sie nicht zu schanden? Wie viel Histörchen bringen sie nicht zu den Fabeln, und Erdichtungen? Wissen sie nicht ei-

nen schlechten Ausgang mit den guten Absichten zu entschuldigen? Die Güte eines Entwurfs, und die Richtigkeit der Maaßregeln, durch den guten Erfolg zu rechtfertigen? Der Bosheit und dem Neide zu widersprechen, um den guten Unternehmungen bessere Bewegungsgründe zu bewilligen? von einem schlechten Anscheine günstige Auslegungen zu geben? kleine Fehler unsichtbar zu machen? blos die Tugenden zu zeigen, und solche in ihr rechtes Licht zu setzen? Bey tausend Gelegenheiten vortheilhafte Unternehmungen und Kleinigkeiten bekannt zu machen, und also diejenigen in Schimpf und Schande zu stürzen, die daran zweifelten, oder gar das Gegentheil behaupteten? Ich weis zwar, daß die Großen die Regel angenommen haben: man muß die Leute reden lassen, und thun, was man will. Ich weis aber auch, daß sie durch das Reden der Leute oft verhindert werden, etwas zu thun.

Die Verdienste erkennen, und wenn man sie einmal erkannt hat, ihnen gehörig begegnen, sind zwey Dinge, die unmittelbar auf einander folgen, deren aber der größte Theil der Großen unfähig ist.

Du bist groß, du bist mächtig, dieß ist nicht genug. Mach, daß ich dich hoch schätze, damit ich mich betrübe, wenn ich deine Gunst verliere, oder solche nicht erlangen kann.

Du rühmest einen Großen, oder einen vornehmen Mann, daß er gefällig und willfährig sey, und sich ein Vergnügen mache, Jedermann zu dienen. Du bestättigest solches durch Anführung dessen, was er bey einer Sache gethan hat, an der du, wie es ihm bewußt war, Antheil nahmest. Jtzt verstehe ich dich. Man kommet deinetwegen dem Anhalten zuvor. Du bist bey einem Staatsminister bekannt, und vermagst bey ihm viel. Du stehest bey einem großen Herrn in Ansehen. Wolltest du etwas anders sagen?

Es saget Jemand zu dir: Jch habe Ursach, mich über diesen Mann zu beklagen; Er ist seit seiner Erhebung stolz geworden; er verachtet mich, und kennet mich nicht mehr. " Jch vor mein Theil, „antwortest du, kann mich nicht über ihn beschwe„ren. Jch bin vielmehr sehr wohl mit ihm zufrie„den, und er scheinet mir ziemlich höflich zu seyn." Jch glaube, daß ich dich abermals verstehe. Du willst, man soll wissen, daß ein vornehmer Herr einige Achtung vor dich heget, und dich unter tausend in seiner Vorkammer befindlichen ehrlichen Leuten entdecket, von welchen er die Augen wegwendet, damit er sich nicht genöthiget sehe, ihnen zu danken, oder sie anzulächeln.

Einen rühmen, einen Großen rühmen, ist eine feine Redensart. Sie soll ohne Zweifel so viel heissen, als sich selbst rühmen; indem man von einem Großen alle das Gute saget, so er uns hat wiederfahren lassen, oder welches er uns zu thun nicht einmal gedacht hat.

Man lobet die Großen, um zu erkennen zu geben, daß man bey ihnen bekannt ist; selten aber aus Hochachtung, oder Dankbarkeit. Oft kennet man nicht einmal diejenigen, die man lobet. Die Eitelkeit, oder der Leichtsinn ist zuweilen stärker, als der Unwillen. Man ist mit ihnen übel zufrieden, man lobet sie aber.

Es ist gefährlich, an einer verdächtigen Sache Antheil zu nehmen. Es ist aber noch gefährlicher, ein Mitgenosse eines Großen zu seyn. Er wickelt sich heraus, und du mußt doppelt büßen, für ihn, und für dich.

Ein Fürst ist bey allem seinem Glücke nicht vermögend, eine niederträchtige Gefälligkeit hinlänglich zu belohnen; wenn man bedenket, was derjenige, den erbelohnen will, dabey aufgeopfert hat. Er hat nicht Macht genug, ihn zu bestrafen, wenn er seine Rache nach dem Unrecht abmessen will, welches er erdultet hat.

Der Adel setzet, für die Wohlfahrt des Staats, und für die Ehre des Fürsten, sein Leben in Gefahr. Die oberkeitlichen Personen benehmen dem Beherrscher einen Theil der Sorge, sein Volk zu richten. Sind dieses nicht beydes sehr erhabene und nützliche Beschäftigungen? Die Menschen sind zu größern Dingen nicht fähig. Ich weis also nicht, was die Leute vom Degen, und von der Feder, für Ursachen haben, sich einander zu verachten.

Wenn man gleich zugiebet, daß ein Großer dem Glücke mehr aufopfert, als ein Privatmann, indem Jener ein Leben in Gefahr setzet, welches im Vergnügen, Lachen, und Ueberflusse zugebracht zu werden bestimmet war; da dieser nur kümmerliche Tage daran waget: so muß man doch auch bekennen, daß er auf eine ganz andere Art schadlos gehalten wird, indem er sich Ehre und einen grossen Namen erwirbet. Ein gemeiner Soldat merket nicht, daß er bekannt ist; er stirbet unter der Menge, und unbekannt. Er lebte zwar eben so unbekannt; allein er lebte doch. Dieß ist eine von den Quellen, aus welchen der Mangel der Herzhaftigkeit bey Leuten von einem niedrigen und knechtischen Stande herfließet. Diejenigen hingegen, welche die Geburt von dem gemeinen Volke unterscheidet, und sie den Augen, dem Tadel, und den Lobeserhebungen der Andern aussetzet, sind fähig, sich durch eine Gewalt empor zu schwingen, die sie ihrer Gemüthsart anthun, wann selbige sie nicht von selbst zur Tugend antreibet. Diese Neigung des Herzens, und Verstandes, die von dem Anherrn auf die Kinder und Nachkommen erbet, ist die dem Adel so gewöhnliche Tapferkeit, und vielleicht der Adel selbst.

Man stecke mich, als einen gemeinen Soldaten, unter die Kriegsvölker, so bin ich Thersites. Man stelle mich an die Spitze eines Heeres, von welchem ich dem ganzen Europa Rechenschaft ablegen soll, so bin ich Achilles.

Die Fürsten finden, ohne eine andere Wissenschaft und Regel, Geschmack und Vergleichungen. Sie sind gleichsam unter den vortreflichsten Sachen geboren, und erzogen worden. Sie beurtheilen also hiernach alles, was sie sehen, lesen, oder hören. Alles, was sich vom Lully, Racine, und le Brun, so weit entfernet, wird verworfen.

Jungen Prinzen nichts weiter vorsagen, als wie sie ihren Rang in acht nehmen sollen, ist eine zu weit getriebene Vorsichtigkeit. Der ganze Hof setzet seine Schuldigkeit, und einen Theil seiner Artigkeit darinn, daß er ihnen ehrerbietig begegnet. Prinzen kennen die Achtungen mehr als zu wohl, die man ihrer Geburt schuldig ist. Sie wissen aber keinen Unterscheid unter den Leuten zu machen, und begegnen denselben, ohne Absicht auf ihren Stand, oder auf ihre Bedienungen, auf einerley Art. Sie sind von Natur stolz, und lassen solches bey vorfallender Gelegenheit blicken. Sie brauchen also keine andere Lehren, als daß sie Maaß halten, gütig, und ehrliche Leute seyn, und unter den Dingen einen Unterscheid machen.

Es ist eine bloße Heucheley, wann ein Mann von einem gewissen Stande, nicht sogleich den Platz einnimmt, der ihm gebühret, und den ihm Jedermann giebet. Es kostet ihm nichts, bescheiden zu seyn. Stellet er sich unter das gemeine Volk: so machet ihm solches Platz. Nimmt er in einer Versammlung, eine von den untersten Stellen ein: so thut er es, damit ihn alle sehen, und nöthigen hinaufzurücken. Menschen vom gewöhnlicheu Stande, kostet

es

es mehr, bescheiden zu seyn. Stellen sie sich unter das gemeine Volk, so werden sie gedrücket. Nehmen sie einen unbequemen Platz ein, so lässet man ihnen solchen.

Aristarch begiebet sich in Begleitung eines Herolds, und eines Trompeters auf den Markt. Dieser giebet das Zeichen; und das Volk läuft zu, und versammlet sich. Höret! ihr Leute, rufet der Herold aus, seyd aufmerksam und still. Aristarch, den ihr hier sehet, wird morgen eine gute Handlung ausüben. Ich werde schlechtweg, und unverblümt sagen, Jemand thut Gutes; will er es noch besser machen? so muß ich es nicht wissen, daß er Gutes thut, wenigstens muß er mir nicht Gelegenheit geben, zu argwohnen, daß er selbst es mir hinterbracht habe.

Die besten Handlungen werden, durch die Art und Weise, wie man sie thut, geschwächet, und verdorben. Zuweilen zweifelt man gar an den guten Absichten. Wer die Tugend ihrer selbst wegen beschützet, und lobet; und das Laster sein selbst wegen tadelt, und davon ablässet, der handelt aufrichtig, natürlich, ohne allen Umschweif, ohne Liebe zum Sonderbaren, ohne Stolz, ohne Verstellung. Seine Antworten sind weder hochtrabend, noch sinnreich, und noch viel weniger beißend, oder höhnisch. Er spielet dem Volke zu gefallen keine Komödie. Er giebet nur ein gutes Beyspiel, und erfüllet seine Pflicht. Er giebet weder den Wochenstuben, noch den Gesellschaften, noch den Zeitungsträgern, Ma-

terie zu Unterredungen, und liefert einem angenehmen Menschen keinen Stof zu einer artigen Erzählung. Das Gute, was er gethan hat, ist zwar nicht so bekannt; allein er hat es doch gethan. Was begehret man mehr.

Die Großen können von den ersten Zeiten wohl nicht viel halten, indem ihnen dieselben nicht vortheilhaft sind. Es ist für sie eine betrübte Sache, wann sie sehen, daß wir alle vom Bruder, und von der Schwester abstammen. Alle Menschen zusammen machen ein einziges Geschlecht aus. Sie sind nur einige Grade näher, oder weitläuftiger mit einander verwandt.

Theognis ist in seinem Putze gezwungen. Wann er ausgehet, so ist er so geschmückt, wie ein Frauenzimmer. Ehe er noch aus der Thüre tritt, so leget er sein Gesicht, und seine Augen in die gehörigen Falten, damit, wann er auf die Straße kommet, alles fertig sey; und diejenigen, die ihm begegnen, ihn gnädig oder freundlich finden, und keiner ihm entwische. Wann er in ein Zimmer kommet: so neiget er sich sowohl zur Rechten, wo viel Leute stehen, als auch zur Linken, wo niemand ist. Er grüßet sowohl diejenigen, die da sind, als auch die, die nicht da sind. Er umarmet einen Menschen, den er vor sich findet. Er drucket ihn an die Brust, und hernach erkundiget er sich, wer dieser Mensch ist. Es hat Jemand in einer Sache, die nicht viel auf sich hat, seiner nöthig. Er gehet also zu ihm, und bringet seine Bitte vor. Theognis höret ihn sehr günstig an. Er ist erfreuet, daß er ihm einiger

maß-

massen nützlich seyn könne; und bittet ihn, ihm Gelegenheit zu geben, ihm dienen zu können. Der Andere wiederholet sein Ansuchen, und Theognis schläget es ihm ab. Er ersuchet ihn, sich an seine Stelle zu setzen, und machet ihn selbst zum Richter. Der Klient muß also abziehen. Er wird aber umarmet, begleitet, und ganz beschämt gemacht. Er ist beynahe zufrieden, daß ihm sein Gesuch ist abgeschlagen worden.

Man heget von den Menschen eine sehr schlechte Meynung, und kennet sie nichts destoweniger sehr gut, wann man glaubet, daß man sie, sobald man in ansehnlichen Bedienungen stehet, mit ausgesuchten Liebkosungen, und vielen, aber nichts helfenden Umarmungen, abspeisen könne.

Pamphil spricht nicht mit denen Leuten, die er in einem Gemache, oder auf der Straße antrift. Wenn man nach seiner Mine, und nach dem Tone seiner Stimme urtheilen wollte: so sollte man glauben, daß er sie empfänget, ihnen Gehör giebet, oder Abschied ertheilet. Er hat gewisse Ausdrücke, die zugleich höflich und stolz sind. Seine Freundlichkeit ist herrschsüchtig, und er begegnet allen, ohne Unterscheid, auf einerley Art. Er besitzet eine falsche Hoheit, die ihn erniedriget, und seine Freunde, die ihn nicht verachten wollen, in Verlegenheit setzet.

Ein Pamphil ist von sich selbst eingenommen, und verlieret sich niemals aus den Augen. Er ist mit dem Begriffe von seiner Hoheit, Freundschaft,

Bedienung, und Würde beständig beschäftigt. Er raffet alles, was er nur kann, zusammen, um sich ein Ansehen zu geben. Er rufet, mein Orden, mein blaues Band. Er verbirget solchen, oder fleihet ihn aus Pralsucht aus; Mit einem Worte, ein Pamphil will groß seyn, er glaubet es zu seyn. Er ist es nicht, er ist nur ein Abriß eines Großen. Wenn er einen Menschen von geringem Stande, oder einen Mann, der Verstand hat, freundlich ansehen will: so passet er die Zeit dazu so genau ab, daß man ihn nicht darüber betrift. Er würde erröthen, wenn man ihn unglücklicher Weise in der geringsten Vertraulichkeit mit einem Menschen beträfe, der weder reich, noch mächtig, weder ein Freund, noch ein Verwandter, noch ein Bedienter eines Staatsministers ist. Er ist gegen diejenigen streng, und unerbittlich, die ihr Glück noch nicht gemacht haben. Wenn er dir bey Hofe begegnet, so fliehet er dich. Trift er dich aber den Tag darauf, an einem dritten Orte, oder wenn solches ein öffentlicher Ort ist, in Gesellschaft eines Großen an: so fasset er Herz, kommet auf dich zu, und saget: Gestern thaten Sie, als ob Sie mich nicht kannten. Bald lässet er dich trozig stehen, um einen vornehmen Herrn anzutreten. Bald, wenn er dich mit selbigem im Gespräche begriffen findet: so fället er dir ins Wort, und nimmt dir solchen weg. Ein andermal trittst du ihn an, allein er will nicht Stand halten; du mußt ihm nachgehen, und du redest so laut, daß solches vor die Vorbeygehenden eine wahre Komödie ist. Jedoch die Pamphile sind gleichsam beständig auf der Schaubühne. Sie nehmen einen falschen Karacter

ter an; und nichts ist ihnen verhaßter, als natürlich zu seyn. Sie sind wirkliche Komödianten, Floridors und Mondoris.

Die Materie von den Pamphilen ist unerschöpflich. Bey den Fürsten und Staasräthen sind sie niedergeschlagen, und furchtsam; voller Stolz und Eigenliebe gegen diejenigen, die nichts weiter besitzen, als Tugenden; stumm und verwirret in Gesellschaft der Gelehrten; lebhaft, verwägen, und entscheidend bey Leuten, die nichts wissen. Mit einem Manne von der Feder sprechen sie vom Kriege, und mit einem Finanzmanne von der Staatskunst. In Frauenzimmer Gesellschaften wissen sie die Geschichte. Bey einem Rechtsgelehrten sind sie Dichter, und bey einem Dichter Meßkünstler. Sie haben keine Grundsätze, und noch weniger Maximen. Sie leben ins Gelach hinein, und werden durch den Wind der Gunst, und von der anziehenden Kraft der Reichthümer hingerissen, und fortgetrieben. Sie haben keine besondere und ihnen eigene Meynungen. Sie lehnen solche, nachdem sie derselben nöthig haben; und derjenige, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen, ist eben nicht ein kluger, geschickter und tugendhafter Mann, sondern ein Mann nach der Mode.

Wir hegen für die Großen, und für vornehme Personen, eine leere Eifersucht, oder einen ohnmächtigen Haß. Selbiger rächet uns nicht wegen ihres Ansehens, und ihrer Erhebung. Er vermehret vielmehr unser Elend, durch die unerträgliche Last der Glückseligkeit Anderer. Was soll man wider eine

so

so tief eingewurzelte, und ansteckende Krankheit der Seele brauchen? Wir müssen uns an wenigem, und wenn es möglich ist, an noch wenigerm begnügen; und zu rechter Zeit zu verlieren wissen. Dieses Mittel ist unfehlbar. Ich will selbst damit die Probe machen. Ich erspare dadurch die Mühe, einen Pförtner zu gewinnen, und einen Schreiber zu beugen; durch die unzählige Menge der Klienten, und Höflinge, die das Haus des Ministers mehr als zehnmal des Tages überlaufen, von seiner Thüre verdrenget zu werden; in dem Audienzzimmer ängstlich zu harren, ihn zittrend, und mit stammlender Zunge, um eine gerechte Sache zu bitten; seinen Trotz, sein bitteres Lachen, und seine kurzen Abfertigungen zu erdulten. Ich hasse und beneide ihn nicht mehr. Er bittet mich, und ich ihn um nichts. Wir sind einander ganz gleich, ausser daß ich vielleicht zufriedener bin, als er.

Wenn die Großen Gelegenheit haben, uns Gutes zu thun: so wollen sie es nicht allemal thun; und wenn sie uns Böses thun wollen: so haben sie dazu nicht allemal Gelegenheit. Man kann sich also in der Art der Verehrung irren, die man ihnen anthut, wenn solche nur auf die Hofnung, oder Furcht gegründet ist. Oft wird man alt, und stirbet, ohne daß man im geringsten ihrer Gnade hat leben dörfen, oder ihnen sein Glück, oder Unglück zu danken hat. Wir müssen sie ehren, weil sie groß, und wir gering sind, und Andere, die noch geringer sind, als wir, uns ehren.

Am Hofe, und in der Stadt, herrschen dieselben Leidenschaften, dieselben Schwachheiten, dieselben Niederträchtigkeiten, dieselben verkehrten Urtheile, dieselben Zänkereyen in den Familien, und unter Verwandten, derselbe Neid, derselbe Haß. Man findet aller Orten Schwiegertöchter, und Schwiegermütter, Ehemänner, und Ehefrauen, Ehescheidungen, Zwistigkeiten, und schlechte Aussöhnungen, Leidenschaften, Zorn, Parteylichkeit, Ohrenbläser, Verläumder. Wenn man ein scharfes Gesicht hat: so siehet man die Neustadt, und die Dyonisiusstraße, nach Versailles und Fontainebleau versetzet. Hier glaubet man, sich mit mehrerem Trotze und Stolze, und vielleicht mit mehr Anständigkeit zu hassen. Man schadet sich einander mit mehrerer Geschicklichkeit und Kunst. Der Zorn ist beredter, und man saget sich auf eine höfliche Art, und in den auserlesensten Ausdrücken, die größten Grobheiten. Man beleidiget nicht die Reinigkeit der Sprache, sondern nur die Menschen, und deren guten Namen. Das Aeusserliche der Laster ist bey Hofe sehr scheinbar. Allein das Innere derselben ist daselbst eben so, wie bey den niedrigsten Ständen. Man findet daselbst alle Niederträchtigkeiten, Schwachheiten, und Unanständigkeiten. Diese sowohl wegen ihrer Geburt, als wegen ihres Glücks, und ihrer Würden, so grossen Männer, diese so starke, und geschickte Leute, diese so artige und geistreiche Frauenspersonen, verachten den Pöbel, und sind selbst pöbelhaft.

Wer da saget, der Pöbel, saget mehr als eine Sache. Dieser Ausdruck ist von einem weitläufti-

gen Umfange; und man wird erstaunen, wenn man sehen wird, was solcher unter sich begreifet, und wie weit er sich erstrecket. Der Pöbel wird entweder den Großen entgegen gesetzet, und denn verstehet man darunter das gemeine Volk; oder man setzet ihn den weisen, geschickten, und tugendhaften Leuten entgegen, und denn gehören sowohl Große, als Geringe darunter.

Die Großen lassen sich von ihren Neigungen beherrschen. Sie sind müßige Seelen, bey welchen alles einen lebhaften Eindruck machet. Eine Sache träget sich zu, und sie sprechen viel davon. Bald darauf sprechen sie davon wenig. Endlich sprechen sie davon gar nicht mehr, und werden auch nicht mehr davon sprechen. Thaten, Betragen, Arbeiten, Begebenheiten, alles wird vergessen. Man erwarte von ihnen ja keine Besserung, Vorsichtigkeit, Ueberlegung, Dankbarkeit, Belohnung.

In Absicht auf gewisse Personen fället man von einem Aeussersten auf das Andere. Die Stachelschriften laufen nach ihrem Tode unter dem Volke herum, da indessen die Tempel von ihrem Lob ertönen. Zuweiln verdienen sie weder Pasquillen, noch Lobreden, zuweiln aber beydes.

Man thut am besten, wenn man von den Mächtigen schweiget. Spricht man von ihnen Gutes, so ist solches mehrentheils eine Schmeicheley. Spricht man von ihnen bey ihrem Leben Böses, so ist solches gefährlich. Thut man es nach ihrem Tode, so ist es niederträchtig.

Das

Das zehnte Hauptstück.

Vom Beherrscher,

oder:

Vom Staate.

Wenn man, ohne Vorurtheil vor sein Vaterland, die verschiedenen Regierungsformen durchgehet: so weis man selbst nicht, welcher man den Vorzug zuerkennen soll. Man findet bey allen Gutes und Schlechtes. Indessen ist es am vernünftigsten, und sichersten, daß man diejenige am höchsten schätzet, und sich ihr unterwirft, in welcher man geboren ist.

Um ein Wütrich zu seyn, wird weder Kunst noch Wissenschaft erfordert. Die Staatsklugheit, die nur im Blutvergießen bestehet, ist sehr eingeschränkt, und ungekünstelt. Man darf nur diejenigen aus dem Wege räumen, deren Leben unserem Ehrgeize hinderlich ist. Einem von Natur grausamen Menschen kostet solches keine Mühe. Dieß ist die gröbste und entsetzlichste Art, sich zu erhalten, und groß zu machen.

In einem freyen Staate ist es eine sichere, und alte Regel der Staatsklugheit, daß man das Volk, durch Lustbarkeiten, Schauspiele, Pracht, Gepränge, Vergnügen, Eitelkeit und Wollüste, einschläfert.

Man lässet solches sich am Leeren ergötzen, und mit Kleinigkeiten beschäftigen. Wie sehr nähert man sich, durch diese Nachsicht, einer unumschränkten Gewalt.

In einem despotischen Staate kennet man kein Vaterland. Der Eigennutz, die Ehre, und der Dienst des Fürsten, vertreten die Stelle desselben.

Will man in einem freyen Staate etwas verändern, oder eine Neuerung einführen: so muß man nicht sowohl auf die Sache, als auf die Zeit sehen. Es sind gewisse Zeiten, da man in die Vorrechte des Volks nicht gnug Eingriffe zu thun vermag. Es sind andere Zeiten, da man das Volk nicht schonen kann. Heute kann man einer Stadt ihre Freyheiten, Vorrechte, und Gerechtsame nehmen. Morgen darf man nicht einmal denken, die aushängenden Schilder zu verbessern.

Wenn das Volk in Bewegung ist: so siehet man nicht ab, wie man es wieder beruhigen soll. Ist es ruhig, so kann man nicht begreifen, wodurch es in Bewegung gerathen könne.

Es giebet in einem Staate gewisse Uebel, die man deswegen dultet, weil sie größern Uebeln vorbeugen, oder solche abhalten. Es giebet andere, die nur dadurch Uebel geworden sind, weil sie eingefüh-

ret sind. Ob sie gleich ursprüngliche Misbräuche, oder üble Gewohnheiten waren: so sind sie doch in der Folge, und Ausübung nicht so schädlich, als ein gerechteres Gesetz, oder eine vernünftigere Gewohnheit seyn würde. Es giebet eine gewisse Art von Uebeln, denen man durch eine Aenderung, oder Neuerung, abhelfen könnte. Allein dieß ist auch ein Uebel, und dabey gefährlich. Es giebet noch Andere, die gleich dem Unflate in den heimlichen Gemächern, verborgen, und vergraben sind. Ich will soviel sagen, die unter der Schande, und unter dem Geheimnisse, in der Dunkelheit verstecket sind. Man darf sie nicht rühren, ohne daß das Gift und die Schande ausdünstet. Die klügsten Männer sind noch nicht einig, ob es besser sey, diese Uebel zu kennen, oder nicht. Man dultet zuweiln in einem Staate, ein ziemlich großes Uebel, weil solches tausend kleine Uebel und Unbequemlichkeiten abhält, die unvermeidlich und unheilbar seyn würden. Es giebet Uebel, über die jeder Bürger klaget, die aber nichts destoweniger das Beste des gemeinen Wesens befördern, obgleich das gemeine Wesen aus nichts anders, als aus allen Bürgern zusammen genommen bestehet. Es giebet Uebel, denen nur gewisse Personen unterworfen sind, die aber zum Wohl und Nutzen jedes Geschlechts gereichen. Es giebet Andere, welche die Geschlechter in Betrübniß setzen, verderben, und verunehren, aber zum Wohl, und zur Erhaltung des Staatskörpers, und der Regierung abzwecken. Es giebet noch Andere, die den Staat umstürzen, und aus den Trümmern desselben neue Staaten bilden. Es giebet endlich Uebel, die die Grundfesten großer Reiche untergra-

ben, und solche so zu sagen von dem Erdboden vertilgen, um dem Weltkreise eine andere, und neue Gestalt zu ertheilen.

Was ist dem Staate daran gelegen, daß Ergast reich ist, und Hunde hat, die gut vorstehen? daß er im Aufzuge, und in der Kleidung neue Moden aufbringet, und alles im Ueberflusse besitzet? Wird wohl auf einen Privatmann gesehen, wenn vom Nutzen, und von der Bequemlichkeit des ganzen gemeinen Wesens die Rede ist? das Volk tröstet sich wegen der Auflagen, die ihm schwer fallen, wenn es weis, daß solche dem Landesherrn einige Erleichterung verschaffen, oder nur ihn allein reich machen. Es glaubet aber nicht verbunden zu seyn, etwas beyzutragen, um Ergastens Umstände zu verbessern.

Der Krieg hat das Alterthum vor sich. Er ist zu allen Zeiten gewöhnlich gewesen. Man hat allemal Wittwen und Weysen, Geschlechtern ihre Erben rauben, und Brüder in einer Schlacht umkommen gesehen. Ich bedaure deine Tugend, junger Soyncour! deine Bescheidenheit, deinen bereits reifen, durchdringenden, erhabenen, und gesellschaftlichen Verstand. Ich beklage diesen frühzeitigen Tod, der dich deinem unerschrockenen Bruder beygesellet, und dem Hofe entreißet, an welchem du dich kaum gezeiget hattest. Beweinenswürdiges, aber gewöhnliches Unglück! die Menschen sind von jeher übereingekommen, wegen einer Handvoll Erde mehr oder weniger,

zu plündern, zu sengen, zu morden, und sich einander zu erwürgen. Damit sie solches desto sinnreicher, und mit mehrerer Gewisheit thun könnten; so haben sie gewisse Regeln erfunden, welche man die Kriegskunst nennet. Sie haben mit der Ausübung dieser Regeln, Ehre und den gütigsten Ruhm verknüpfet; und von Jahrhundert zu Jahrhundert, in der Kunst, sich zu verderben, einander den Rang abzujagen gesuchet. Die Ungerechtigkeit der ersten Menschen ist die einzige Quelle des Krieges, und der Nothwendigkeit, der sie sich ausgesetzet sehen, sich einen Herrn zu erwählen, der ihre Rechte, und Ansprüche bestimmete. Wenn man, mit dem Seinigen zufrieden, sich der Güter seiner Nachbaren hätte enthalten können: so würde man beständig in Friede und Freyheit gelebet haben.

Das bey seinem Heerde, im Schooße der Seinigen, und mitten in einer großen Stadt ruhige Volk, wo es wegen seines Lebens, und seiner Güter, nichts zu befürchten hat, durstet nach Blut, und Feuer; und beschäftiget sich mit Verheerungen, Krieg, Brand, und Metzeln. Es ist ganz ungedultig, daß die im Felde stehenden Heere, nicht auf einander stoßen; oder wenn sie einander im Gesichte stehen, nicht schlagen; oder wenn sie ja schlagen, daß das Treffen nicht blutiger gewesen ist, und nicht mehr als zehentausend Mann auf dem Platze geblieben sind. Es gehet oft so weit, daß es aus Liebe zur Veränderung, oder Neuigkeit, und zu außerordentlichen Dingen, seine größten Vortheile, nämlich Ruhe, und Sicherheit

vergißt. Manche würden es gerne sehen, daß der Feind vor die Thore von Dijon, oder Corbie käme, und alle Strassen und Zugänge gesperret würden; damit sie nur das Vergnügen hätten, diese neue Zeitung zu erzählen, oder zu hören.

Demophil, zu meiner Rechten, wehklaget, und schreyet: es ist alles verloren, es ist mit dem Staate aus; wenigstens neiget sich derselbe zu seinem Untergange! Wie soll man einer so großen und allgemeinen Empörung widerstehen? Was für Mittel könnte man ausfindig machen, allein so vielen und so mächtigen Feinden, nicht sowohl überlegen, als nur gewachsen zu seyn? So was ist in einer Monarchie noch niemals gehöret worden! Ein Held, ein Achilles, würde unterliegen müssen! Man hat, füget er hinzu, grosse Fehler begangen. Ich weis sehr gut, was ich sage. Ich verstehe auch den Krieg; ich bin davon ein Zuschauer gewesen, und aus Büchern habe ich vieles gelernet. Er redet hierauf mit vieler Bewunderung vom Olivier le Daim, und Jakob Coeur*) dieß waren Männer! sagte er, dieß waren

*) Olivier le Daim war Ludwigs des Eilften Barbier, und eines Bauren Sohn aus Flandern. Der König beförderte ihn wegen seines grossen Verstandes zu vornehmen Bedienungen. Allein der Nachfolger desselben Karl der Achte ließ ihn 1484. aufhängen.

Jakob Coeur war eines Kaufmanns zu Bourges Sohn. Da er dem Könige Karl dem Siebenten gros=

ren Staatsräthe! Hierauf erzählet er seine neue Zeitungen, die alle trauriger, und nachtheiliger sind, als man sie nur erdenken kann. Bald ist eine Partey von den Unserigen in einen Hinterhalt gelocket, und in die Pfanne gehauen worden. Bald haben sich einige in einem festen Schloße befindliche Völker, dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben, und über die Klinge springen müssen. Wenn man ihn gleich versichert, daß dieses Gerüchte falsch sey, und nicht bestättiget werde: so höret er es nicht; sondern füget hinzu, daß der und der General geblieben sey. Ungeachtet derselbe nur leicht verwundet ist, und man ihm solches saget: so beweinet er doch den Tod desselben, beklaget seine Wittwe, und Kinder, den Staat, und sich selbst; denn er hat an ihm einen guten Freund, und grossen Gönner verloren. Er behauptet, daß die deutsche Reiterey unüberwindlich sey. Er erblasset, wenn man die kaiserlichen und schweren Reiter nennet. Wenn man diesen Ort angreifet, fähret er fort, so wird man die Belagerung aufheben müssen. Man muß nur blos beschützungsweise gehen, ohne ein Treffen zu wagen. Waget man solches, so wird man es verlieren, und wenn man es verlieret, so ist der Feind an der Grenze; ja da Demophil denselben fliegen lässet: so ist er schon ins Herz des Königreichs einge-

grosse Geldsummen vorgeschossen hatte: somachte ihn derselbe zu seinem Finanzrathe, und brauchte ihn zu den wichtigsten Angelegenheiten. Er ernannte ihn gar zu seinem Gesandten auf die Kirchenversammlung zu Lausanne. Seine Feinde machten sich seiner Abwesenheit zu nutz, und schwärzten ihn beym Könige so heftig an, daß er aus dem Reiche verbannet wurde.

drungen. Er höret schon die Sturmglocke läuten, und Lerm schlagen. Er denket an sein Vermögen, und an seine Güter. Wo soll er sein Geld, sein Hausgeräthe, und die Seinigen hinbringen, nach der Schweiz, oder nach Venedig?

Basilides zu meiner Linken hingegen, stellet auf einmal ein Heer von dreymal hunderttausend Mann ins Feld. Er würde davon nicht eine einzige Rotte nachlassen. Er hat das Verzeichniß der Geschwader, und Schaaren, der Feldherren und Gebietiger. Er vergißt weder das Geschütz, noch das Heergeräthe. Er schaltet mit diesen Völkern ganz unumschränket. So viel schicket er nach Deutschland, so viel nach Flandern. Eine gewisse Anzahl bestimmet er gegen die Alpen, etwas weniger gegen die pyräneischen Gebürge, und die übrigen schicket er über das Meer. Er weis, was vor einen Weg diese Heere nehmen, und was sie thun, oder nicht thun werden. Man sollte glauben, daß er der Vertraute des Fürsten wäre, und um das Geheimniß des Staatsraths wüßte. Wenn die Feinde eine Schlacht verloren, und neun- bis zehntausend Mann auf dem Platze gelassen haben: so zählet er dreyßigtausend, nicht mehr, auch nicht weniger. Er bestimmet die Anzahl so gewis, als ein Mensch, der solches genau weis. Wann er des Morgens höret, daß wir einen offenen Ort verloren haben: so lässet er seinen guten Freunden, die er zum Mittagsessen gebeten hatte, absagen. Er selbst speiset zu Mittage nicht; und wenn er des Abends ja isset: so geschiehet es doch ohne Appetit. Wann die Unse-

rigen

rigen einen sehr festen, haltbaren, mit Lebensmitteln, und Geschütze wohl versehenen Ort belagern, der noch dazu eine starke, und von einem tapfern Befehlshaber angeführte Besatzung hat: so behauptet er, daß dieser Ort eine schwache Seite habe, schlecht befestiget sey, an Pulver Mangel leide, oder daß der Befehlshaber keine Erfahrung habe, und sich innerhalb acht Tagen, nach eröfneten Laufgräben werde ergeben müssen. Ein andermal läuft er sich ganz aus dem Odem, und nachdem er sich ein wenig erholet hat: so rufet er aus: Wissen Sie recht was Neues? die Feinde sind aufs Haupt geschlagen; der Feldherr, die vornehmsten Generals, oder wenigstens ein großer Theil derselben, sind geblieben, und es ist alles verloren. Dieß ist fürwahr eine blutige Schlacht gewesen, und man muß gestehen, daß wir sehr glücklich sind! Nachdem er seine Zeitung verkündiget hat: so setzet er sich, und keicht. Es fehlet derselben nichts weiter, als ein kleiner Umstand. Man weis nämlich ganz gewis, daß keine Schlacht vorgefallen ist. Er versichert ferner, daß ein großer Fürst von seinen Bundesgenossen abgetreten sey, und ein Anderer binnen kurzem eben dieß thun werde. Er glaubet mit dem Pöbel vor gewis, daß ein dritter gestorben sey. Er nennet den Ort, wo solcher begraben ist, und wenn man gleich auf allen Fischmärkten, und in allen Vorstädten, vom Gegentheile bereits versichert ist: so bleibet er doch bey seiner Meynung. Er weis von sicherer Hand, daß Töckely gegen den Kaiser sehr glücklich sey; der Großsultan sich mit aller Macht rüste, und von keinem Frieden hören wolle, und daß der Großvizier Wien noch einmal belagern werde.

Er zweifelt daran nicht mehr; er klopfet für Freuden in die Hände, und das Herz hüpfet ihm im Leibe. Das dreyfache Bündniß ist bey ihm der Cerberus, und die Feinde sind so viel Ungeheuer, die man aus dem Wege räumen muß. Er redet nur von Palmen, Lorbeeren, Triumphen, und Siegsgeprängen. In seinen gewöhnlichen Gesprächen saget er: unser allerdurchlauchtigster Held, unser großer Potentat, unser unüberwindlicher Monarch. Man kann ihn nicht dahin bringen, daß er schlechtweg saget: Der König hat viel Feinde; sie sind mächtig, einig, und sehr erbittert. Er hat sie überwunden, und ich hoffe, daß er sie allemal überwinden werde. Diese für den Demophil zu trotzige, und zu verwägene Sprache, ist für den Basilides nicht prächtig, und erhaben gnug. Er hat ganz andere Ausdrücke im Kopfe. Er arbeitet an den Aufschriften der Triumphbogen, und Ehrensäulen, welche am Tage des öffentlichen Einzuges die Hauptstadt auszieren sollen. Sobald er höret, daß die Heere einander im Gesichte stehen, oder eine Festung berennet ist: so lässet er seinen Staatsrock aussonnen, damit alles bereit sey, wenn in der Hauptkirche das HErr GOtt dich loben wir angestimmet werden soll.

Die Hauptsache, weswegen sich die Gevollmächtigten, und Gesandten der Kronen und Staaten, an einem Orte versammlen, muß von äußerster Wichtigkeit, und ausserordentlich schwer zu entwickeln seyn, wenn solche mehr Zeit kostet,

als die Abmachung der vorläufigen Punkte, oder gar, als die Einrichtung des Ranges, Vorsitzes, und übrigen Gepränges.

Der Gesandte, oder Gevollmächtigte, ist ein Kamäleon, und ein Proteus. Er gleichet einem geschickten Spieler. Er bezeiget weder Lust, noch Neigung; damit er weder zu Muthmassungen Anlaß gebe, noch sich ausholen lasse, noch ihm das Geringste von seinem Geheimnisse, weder aus Leidenschaft, noch aus Schwachheit entwische. Zuweiln weis er denjenigen Karackter anzunehmen, der sich zu seinen Absichten, und Umständen am besten schicket, damit die Andern glauben sollen, daß er das wirklich sey, was er zu seyn scheinet. Bey einer grossen Macht, oder bey einer grossen Ohnmächtigkeit, die er aber nicht will merken lassen, ist er entweder standhaft, und unbeugsam, um dadurch den Andern alle Hofnung, viel zu erhalten, zu benehmen, oder er ist willfährig, um den Andern dadurch Gelegenheit zu geben, etwas von ihm zu begehren, damit er hernach auch fordern könne. Bald ist er unerforschlich, und heimlich, um eine Wahrheit zu verbergen, indem er sie saget; weil ihm daran gelegen ist, daß er sie gesagt hat, die Andern aber sie nicht glauben. Bald ist er frey, und offenherzig, damit man, wenn er dasjenige verschweiget, was man nicht wissen soll, nichts destoweniger glaube, daß man alles wisse, was man hat wissen wollen; und sich überrede, daß er alles gesagt habe. Bald ist er aufgeräumt, und spricht sehr viel, entweder, damit die andern auch

reden sollen; oder damit er verhindere, daß man nicht von solchen Sachen mit ihm spreche, von denen er nicht sprechen will, und die er nicht wissen soll; oder damit er viele gleichgiltige Dinge sagen könne, die sich einander widersprechen, oder wohl gar aufheben, und in den Gemüthern der Zuhörer Furcht und Hofnung verwirren; oder damit er sich wegen einer Eröfnung, die ihm bey Gelegenheit einer andern Eröfnung entwischet ist, vertheidige. Bald beobachtet er ein tiefes Stillschweigen, und spricht nicht ein Wort, um die Andern zum sprechen zu bewegen, und um lange zuzuhören, damit er hernach mit Nachdrucke und Beyfalle reden, und Versprechungen oder Drohungen anwenden könne, die einen tiefen Eindruck, und die andern stutzig machen. Bald lässet er sich heraus, und redet zuerst, damit er, wenn er dadurch die Einwendungen, Widersprechungen, Ränke, und geheimen Verbindungen, der fremden Staatsräthe, gegen die von ihm gethane Vorschläge entdecket hat, seine Maaßregeln darnach nehmen, und eine Gegenantwort fertig halten könne. Bald redet er zuletzt, damit er nicht vergeblich spreche, kurz sey, die Sachen, auf welche er, und seine Bundesgenossen staat machen könne, kennen lernen, und wissen möge, was er fordern soll, und was er erhalten werde. Er weis sich deutlich und gehörig auszudrücken. Er verstehet aber noch besser, sich auf eine zweydeutige und dunkle Art zu erklären, und sich doppelsinniger Wörter und Redensarten zu bedienen, die er bey vorfallender Gelegenheit so deuten, und auslegen kan, wie es sein Nutzen erfodert. Er fodert wenig, wann er nicht viel geben will. Er

fo=

fodert viel, um wenig, solches aber desto sicherer zu erhalten. Er fodert anfänglich Kleinigkeiten, die man ihm aber hernach für nichts anrechnen soll, und ihn nicht verhindern, etwas grösseres zu begehren. Er hütet sich hingegen, von Erhaltung einer wichtigen Foderung, den Anfang zu machen, wenn ihn solche verhindert, viele andere Dinge zu erhalten, die zwar nicht so ansehnlich sind, aber doch zusammen mehr ausmachen, als die Erste. Er fodert zu viel, damit man es ihm abschlage, und er also auch berechtiget sey, dasjenige auf eine gute Art zu versagen, was man, wie er weis, von ihm begehren wird, was er aber nicht bewilligen will. Er schreyet die Anforderungen Anderer, als ungeheuer groß aus; und suchet ihnen die Gründe, weswegen er solche nicht bewilligen kann, begreiflich zu machen. Zugleich aber bemühet er sich auch, die Gründe zu entkräften, welche man seinen mit großem Eifer getriebenen Anforderungen entgegen setzet. Er vergrößert das Wenige, was er anträget, und machet davon viel Rühmens. Das wenige hingegen, was man ihm zugestehet, verachtet er öffentlich. Er thut ausserordentliche, aber verstellte Anerbietungen, die ein Mistrauen erwecken, und machen, daß man dasjenige verwirft, was man ohnedem vergeblich annehmen würde. Inzwischen giebet ihm solches Gelegenheit, unerhörte Anforderungen zu machen, und denenjenigen, die ihm solche abschlagen, das Unrecht beyzumessen. Er bewilliget mehr, als man begehret, damit er noch mehr erhalte, als er giebet. Er lässet sich wegen einer mittelmäßigen Sache lange bitten, quälen, und überlaufen, damit die Andern alle Hof-

nung

nung und Gedanken fahren lassen, etwas besseres von ihm zu erhalten. Wenn er sich ja bewegen lässet, etwas abzutreten: so geschiehet es unter solchen Bedingungen, daß er den Gewinnst und Vortheil mit demjenigen theilet, der solches erhält. Er nimmt mittelbar, oder unmittelbar eines Bundesgenossen Partey, wenn er dabey seinen Vortheil findet, oder seine Ansprüche dadurch befördert werden. Er spricht vom Frieden, von Bündnissen, von der allgemeinen Ruhe, und vom allgemeinen Besten, da er doch, in der That, nur auf seinen Nutzen, und auf seine Ruhe, das ist auf den Nutzen seines Herrn, oder seiner Republick, siehet. Bald vereiniget er die, die sich zuwider waren. Bald trennet er die, die einig waren. Die Starken und Mächtigen machet er furchtsam; und den Schwachen spricht er Muth ein. Anfänglich vereiniget er viele Schwachen, gegen einen Mächtigen, um das Gleichgewicht zu erhalten. Hernach tritt er auf die Seite der Ersten, um den Ausschlag zu geben; er verkaufet ihnen aber seinen Schutz, und seine Freundschaft sehr theuer. Er suchet diejenigen, mit denen er in Unterhandlungen stehet, durch geschickte Kunstgriffe und feine Ränke zu gewinnen. Er stellet ihnen vor, was für Vortheile, Güter und Ehre, sie selbst durch eine gewisse Willfährigkeit erhalten könnten, ohne dadurch, weder dem ihnen aufgetragenen Geschäfte, noch den Absichten ihres Herrn, einigen Nachtheil zuzuziehen. Er giebet zu verstehen, daß man auch bey ihm durch dergleichen Kunstgriffe etwas ausrichten könne; und daß er gegen sein Glück nicht unempfindlich sey. Dadurch machet er, daß man ihm Vorschläge thut, die ihm

die

die geheimsten Absichten, die unerforschlichsten Anschläge, und die letzte Zuflucht der Andern entdecken, welches er sich zu nutz machet. Wenn er durch einige endlich abgemachte Punkte etwas einbüßet: so schreyet er. Ists das Gegentheil, so schreyet er noch mehr; und diejenigen, die darunter verlieren, müssen sich rechtfertigen, und vertheidigen. Seine Sache ist bey seinem Hofe reiflich überleget, alle seine Tritte sind abgemessen, alle Worte sind ihm in den Mund geleget. Nichts destoweniger stellet er sich bey streitigen, und schwierigen Punkten, als wenn er vor seinen Kopf etwas nachgebe, um nur den Vergleich zu befördern. Er giebet aber vor, wie er nicht versichern könne, ob sein Hof seinen Antrag genehmigen, oder misbilligen werde. Er streuet wegen der ihm aufgetragenen Geschäfte falsche Gerüchte aus. Er ist zwar mit einer besondern Vollmacht versehen; er lässet sich solches aber nicht ehe merken, als bis es aufs äußerste gekommen ist, und es ihm schädlich seyn würde, wenn er sich derselben nicht bedienete. Er strebet, durch seine Ränke, insonderheit nach dem Nützlichen, und Wesentlichen, und ist allemal bereit, solchem die Kleinigkeiten einer in der Einbildung bestehenden Ehre aufzuopfern. Er ist gelassen. Er wafnet sich mit Standhaftigkeit und Gedult. Er lässet sich nicht ermüden, er ermüdet Andere, und treibet sie bis zur Kleinmüthigkeit. Er suchet sich wider die Verzögerungen, Vorwürfe, Schwierigkeiten, Hindernisse, wider den Aufenthalt, und das Mistrauen zu verwahren, und sich dazu zu gewöhnen. Er ist überzeuget, daß Zeit und Umstände allein, die Sachen und Gemüther dahin bringen, wo

man

man sie hin haben will. Er stellet sich sogar, daß er einen geheimen Vortheil habe, die Unterhandlungen abzubrechen, wenn er solche fortzusetzen am eifrigsten wünschet. Hat er hingegen gemessene Befehle empfangen, alles anzuwenden, damit sich solche fruchtlos zerschlagen: so glaubet er am sichersten dazu zu gelangen, wenn er auf die Fortsetzung und Beendigung derselben dringet. Wenn sich eine große Begebenheit ereignet: so ist er entweder unerbittlich, oder er giebet nach, nachdem es ihm nützlich, oder schädlich ist. Wenn er, durch Hülfe einer großen Klugheit, diese Begebenheit voraus siehet: so dringet er auf die Beendigung, oder er zaudert, nachdem der Staat, dem er dienet, davon zu hoffen, oder zu fürchten hat. Er richtet also seine Bedingungen, nach seinen Umständen, ein. Er ziehet die Zeit, den Ort, die Gelegenheit, seine Macht, oder Schwäche, die angeborne Art der Völker, mit denen er zu thun hat, die Neigungen, und den Karackter dererjenigen zu rathe, mit welchen er in Unterhandlungen stehet. Alle seine Absichten, und Grundsätze, alle seine Kunstgriffe zwecken zu einem Ende ab, nämlich die Andern zu betrügen und nicht betrogen zu werden.

Der Karackter der Franzosen erfordert an ihrem Könige Ernsthaftigkeit.

Es ist ein Unglück für einen Fürsten, wenn er von seinem Geheimnisse gar zu voll ist, weil es gefährlich ist, solches zu entdecken. Es ist ein Glück für ihn, wenn er einen sicheren Mann findet, der ihn von dieser Last befreyet.

Einem

Einem Könige mangelt nichts, als die Annehmlichkeiten des Privatlebens. Ein so großer Verlust kann durch nichts anders ersetzet werden, als durch die Reizungen der Freundschaft, und durch die Treue seiner Freunde.

Das Vergnügen eines Königes, welches ein Vergnügen zu seyn verdienet, ist, daß er zuweiln eine geringere Person vorstelle, die Schaubühne verlasse, die Scherfe ablege, die Halbstiefel ausziehe, und mit einer vertrauten Person eine geringere Rolle spiele.

Einem Fürsten machet nichts mehr Ehre, als die Bescheidenheit seines Lieblings.

Ein Liebling hat kein Gefolge. Er stehet in keiner Verbindung, und Gemeinschaft. Er kann von seinen Verwandten, oder Kreaturen, umringet seyn; er ist aber an sie nicht gebunden. Er hat sich von allem losgemacht, und ist gleichsam ganz frey.

Wenn ein Liebling nur einiger Maaßen edel, und erhaben denket: so bin ich versichert, daß er wegen der Niederträchtigkeiten, Schmeicheleyen, überflüßigen Bemühungen, und wegen der sklavischen Aufmerksamkeit dererjenigen, die ihm nachlaufen, folgen, und sich als niederträchtige Geschöpfe an ihn hangen, verwirrt, und bestürzet wird, und insgeheim

heim über eine so grosse Knechtschaft lachet, und spottet.

Bediente! Staatsminister! Lieblinge! werdet ihr mirs zu sagen erlauben? Ueberlasset nicht euren Nachkommen die Sorge, euer Andenken, und die Dauer eures Namens zu erhalten. Die Titel verschwinden, die Gunst höret auf, die Würden verlieren sich, die Reichthümer verfliegen, und die Verdienste sind nicht erblich. Ihr habt zwar Kinder, die eurer würdig sind; ich füge noch hinzu, die fähig sind, euer ganzes Glück zu erhalten. Wer kan euch aber von euren Enkeln eben dieß versprechen? Auf mein Wort dörfet ihr mir nicht glauben. Betrachtet nur ein einzigesmal gewisse Leute, die ihr niemals betrachtet, sondern verachtet. Sie haben Ahnherren, denen ihr, so groß ihr auch seyd, bloß in ihren Würden gefolget seyd. Befleißiget euch der Tugend, und Menschenliebe! und wenn ihr mich fraget, worauf sollen wir uns mehr befleißigen? so antworte ich, auf Menschenliebe, und Tugend! Alsdenn seyd ihr Herren über das Zukünftige, und könnet, ohne daß es von euren Nachkommen abhänget, versichert seyn, daß euer Andenken so lange bestehen wird, als unsere Monarchie. Noch alsdenn, wann man die Trümmer eurer Schlößer, oder vielleicht gar nur die Stellen zeigen wird, wo solche gestanden haben; noch alsdenn werden eure löbliche Thaten bey den Völkern im frischen Andenken schweben. Sie werden eure Bilder, und die euch zu ehren geprägte Schaupfennige, mit Begierde betrachten, und sagen:

Hier

Hier dieser Mann, dessen Bild ihr hier sehet, redete mit seinem Herrn nachdrücklich, und frey. Er fürchtete mehr ihm zu schaden, als zu mißfallen. Er erlaubte ihm gütig, und wohlthätig zu seyn, seine Stadt, meine liebe Stadt, und sein Volk, mein Volk zu nennen. Dieser Andere, dessen Bild ihr dort sehet, und der eine starke Gesichtsbildung, mit einem ernsthaften, strengen, und majestätischen Ansehn verknüpfte, erwarb, von einem Jahre zum andern, immer mehr Ruhm. Die größten Staatsmänner sehen es gerne, daß man sie mit ihm in Vergleichung stellet. Sein vornehmster Zweck gieng dahin, das Ansehen des Fürsten, und die Sicherheit der Unterthanen, durch Erniedrigung der Großen, zu befestigen. Weder Parteyen, noch Empörungen, noch Verrätheryen, noch die Furcht vor dem Tode, noch sein kränklicher Körper, konnten ihn davon abhalten. Er hatte noch Zeit übrig, ein Werk zu unternehmen, welches hernach von einem unserer größten, und besten Könige ist fortgesetzet, und ausgeführet worden, nämlich die Ausrottung der Ketzerey.

Das listigste und dabey scheinbarste Fallstrick, welches von jeher den Großen von ihren Leuten, und den Königen von ihren Staatsräthen, ist geleget worden, ist die Lehre, die sie ihnen geben, ihre Schulden zu bezahlen, und sich zu bereichern. Vortreflicher Rath! nützliche und fruchtbringende Lehre! Sie ist eine Goldader, ein P e r u wenigstens vor diejenigen, die solche bisher ihren Herren beyzubringen gewußt haben.

Es ist ein überaus großes Glück für die Unterthanen, wenn der König solche Männer zu seinen Lieblingen, oder Staatsräthen, erwählet, die sie selbst dazu würden ernannt haben, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte.

Die Kenntniß der kleinen Gegenstände, oder eine fleißige Aufmerksamkeit auch auf die geringsten Bedürfnisse des Staats, ist ein wesentliches Stück eines guten Regiments. Sie ist zwar in den vorigen Zeiten, von den Königen, oder Staatsräthen, zu sehr vernachläßiget worden. Allein man kann sie einem Könige, der sie nicht besitzet, nicht gnug anwünschen, und an dem, der sie besitzet, nicht hoch gnug schätzen. Was träget es zur Wohlfahrt der Unterthanen, und zur Glückseligkeit ihrer Tage bey, daß der Beherrscher die Grenzen seines Reichs, durch die eroberten Länder seiner Feinde, erweitert, und aus ihren unabhängigen Staaten, Provinzen seines Reiches machet? Daß er ihnen in Schlachten und Belagerungen überlegen ist, und sie für ihm, weder auf freyem Felde, noch hinter den festesten Verschanzungen, sicher sind? Daß die Nationen sich einander zu Hülfe rufen, und sich verbinden, um sich zu beschützen, und ihn aufzuhalten? Daß sie sich vergeblich verbinden, indem er immer weiter dringet, und allemal sieget? Daß ihre letzte Hofnung, durch die wiederhergestellte Gesundheit des Monarchen zu Wasser geworden ist; die ihm das Vergnügen erlauben wird, zu sehen, wie die Prinzen, seine Enkel, sein Glück unterstützen, und vergrößern; wie sie zu Felde ziehen; sich fürchterli-

licher Festungen bemächtigen, neue Staaten erobern, alte und erfahrne Feldherren, nicht etwa wegen ihres Standes, und ihrer Geburt, sondern wegen ihrer Klugheit und Geschicklichkeit, anführen; wie sie den glorreichen Fußstapfen ihres siegenden Vaters folgen; und seiner Güte, Lenksamkeit, Billigkeit, Wachsamkeit und Unerschrockenheit, nachahmen; mit einem Worte, wozu würde es mir, und dem Volke dienen, daß der Beherrscher glücklich ist, durch sich und die Seinigen mit Ruhme überhäufet wird, und mein Vaterland mächtig und furchtbar ist? Wenn ich unruhig und niedergeschlagen, unter dem Drucke, oder in Dürftigkeit leben müßte; wenn ich für den Streifereyen der Feinde gesichert, mich auf dem Markte, und den Straßen der Stadt, dem Eisen des Mörders ausgesetzet sähe; wenn ich fürchten müßte, nicht sowohl beym Schrecken der Nacht in finsteren Wäldern, sondern auf öffentlicher Straße, geplündert, und ermordet zu werden; wenn die Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit, mir den Aufenthalt in den Städten nicht angenehm machte; wenn ich nicht, beym Ueberflusse, der Annehmlichkeiten des Umgangs geniessen könnte; wenn ich schwach und verlassen in meiner Meyerey, die Nachbarschaft eines Großen fürchten, oder mich, wann man nicht dafür gesorgt hätte, wider seine Unternehmungen, in Sicherheit setzen müßte; wenn ich nicht so viel Lehrmeister, so viel vortrefliche Lehrmeister bey der Hand hätte, um meine Kinder in denen Künsten und Wissenschaften unterrichten zu lassen, durch welche sie dereinstens ihr Glück machen sollen; wenn ich nicht durch die Bequemlichkeiten des Handels, mich in schönes Zeug

kleiden, mit gesunden Speisen ernähren, und solche um einen geringen Preis kaufen könnte; kurz! wenn ich nicht, durch die Vorsorge des Fürsten, mit meinem Glücke so zufrieden seyn könnte, als er mit dem seinigen, wegen seiner Tugenden seyn muß.

Acht oder zehntausend Mann vertreten bey einem Fürsten die Stelle des Geldes, womit er eine Festung, oder einen Sieg erkaufet. Wenn er es so machet, daß solches ihm weniger kostet; wenn er die Menschen schonet: so gleichet er einem Kaufmann, der den Werth des Geldes besser kennet, als ein Andrer.

In einer Monarchie, wo man den Nutzen des Staats mit dem Nutzen des Beherrschers verbindet, gehet alles glücklich von statten.

Einen König Vater des Volks nennen, heißt nicht sowohl ihn loben, als vielmehr ihn bey seinem Namen nennen, oder eine Erklärung von ihm geben.

Die Pflichten des Königes gegen die Unterthanen, und die Pflichten der Unterthanen gegen den König, sind sehr genau miteinander verbunden. Ich werde nicht entscheiden, welche von beyden eine genauere Beobachtung erfodern, und am beschwerlichsten sind. Auf der einen Seite wird Ehrerbietung, Hülfe, Dienst-

Dienstfertigkeit, Gehorsam, und Unterwürfigkeit; auf der andern hingegen Güte, Gerechtigkeit, Vorsorge, Vertheidigung, und Beschützung unumgänglich erfodert. Wenn man saget, daß ein König Schiedsrichter über das Leben der Menschen sey: so heißt dieß nur so viel sagen, daß die Menschen, wegen ihrer Laster, den Gesetzen, und der Gerechtigkeit, unterworfen sind, vor deren Beobachtung dem Fürsten die Sorge anvertrauet ist. Wenn man aber hinzufüget, daß der Beherrscher ein unumschränkter Herr über alle Güter seiner Unterthanen sey: so ist dieß die Sprache der Schmeicheley, oder die Meynung eines Lieblings, die er aber auf seinem Sterbbette widerrufen wird.

Wenn eine zahlreiche Heerde, gegen das Ende eines heitern Tages, sich auf einem Hügel ausbreitet, und den Klee und Quendel frisset, oder auf einer Wiese das zarte und kurze Gras abnaget, welches sich der Sichel des Schnitters entzogen hat: so stehet der achtsame und besorgte Schäfer bey seinen Schaafen. Er lässet sie nicht aus den Augen. Er folget ihnen, er leitet sie, und führet sie auf eine frische Weide. Wenn sie sich zerstreuen, so locket er sie wieder zusammen. Wenn sich ein gieriger Wolf blicken lässet, so hetzet er seinen Hund auf selbigen, und jaget ihn in die Flucht. Er ernähret sie, er beschützet sie. Die Morgenröthe findet ihn schon auf dem Felde; und er verlässet solches nicht ehe, als mit Untergang der Sonne. Welche Sorge! welche Wachsamkeit! welche Knechtschaft! welcher Stand

scheinet angenehmer und freyer zu seyn, des Schäfers? oder der Schaafe? Ist die Heerde des Schäfers, oder der Schäfer der Heerde wegen? Lebhaftes Bildniß des Volks, und des Fürsten, der solches beherrschet, wenn er ein guter Fürst ist!

Ein prächtiger, und verschwenderischer Fürst, gleichet einem Schäfer, dessen Kleid mit Gold, und Edelsteinen besetzet ist, der einen goldenen Schäferstab in der Hand führet, dessen Hund ein goldenes Halsband träget, und an einem von Gold und Seide gewirkten Stricke lieget. Wozu nützet so viel Gold der Heerde? Schützet es selbige wider die Wölfe?

Wie glücklich ist ein Stand, der einem Menschen alle Augenblicke Gelegenheit giebet, so vielen tausend Menschen Gutes zu thun? Ist aber auch wohl ein Stand gefährlicher, als ein solcher, der einen Menschen alle Augenblicke der Gefahr aussetzet, einer Million Menschen zu schaden?

Da nichts auf der Welt fähig ist, den Menschen eine natürlichere, schmeichelhaftere, und empfindlichere Freude zu erwecken, als wenn sie erkennen, daß sie geliebet werden; da die Könige Menschen sind: können sie wohl jemals die Herzen ihrer Unterthanen zu theuer erkaufen?

Die

Die Kunst wohl zu regieren, hat wenig allgemeine Regeln, und sichere Vorschriften. Man richtet sich nach der Zeit, und nach den Vorfallenheiten; und solches kommet auf die Klugheit, und Einsicht des Beherrschers an. Ein vollkommenes Regiment ist daher ein Meisterstück des Verstandes. Vielleicht würde solches unmöglich seyn, wenn nicht das Volk, welches der Unterwürfigkeit und des Gehorsams gewohnt ist, die halbe Arbeit dabey thäte.

Unter einem sehr grossen Könige haben diejenigen, welche die vornehmsten Bedienungen verwalten, nur leichte Pflichten zu erfüllen. Sie kosten ihnen keine Mühe; alles fliesset aus der Quelle. Das Ansehen, und die Fähigkeit des Fürsten, machen ihnen die Wege eben, ersparen ihnen die Beschwerlichkeiten, und machen, daß alles besser von statten gehet, als sie selbst hoften. Sie haben die Ehre, daß sie Unterbediente sind.

Da es schon zu viel ist, die Sorge vor die Wohlfarth eines einzigen Geschlechts auf sich zu haben; da es schon gnug ist, von sich selbst Rechenschaft abzulegen: wie wichtig und beschwerlich müssen nicht die Sorgen vor ein ganzes Königreich seyn? Werden einem Fürsten seine Sorgen, durch das Vergnügen, welches ihm eine unumschränkte Herrschaft zu geben scheinet, und durch die niederträchtigen Verehrungen der Höflinge, belohnet? Ich betrachte die beschwerlichen; ungewissen, und gefährlichen Wege,

die er oft gehen muß, um zur öffentlichen Ruhe zu gelangen. Ich überdenke die äussersten, aber nothwendigen Mittel, die er anwenden muß, um einen guten Entzweck zu erreichen. Ich weiß, daß er Gott selbst, von der Glückseligkeit seiner Völker, Rechenschaft ablegen muß; daß Böses und Gutes, in seinen Händen stehet; und seine Unwissenheit ihn nicht entschuldiget. Und hernach frage ich mich selbst, sollte ich mir wohl zu herrschen wünschen? Sollte wohl ein Mensch, der in einem Privatstande nur einiger maaßen glücklich ist, solchen gegen ein Königreich vertauschen? Ists nicht schon von demjenigen viel, der wegen seines Erbrechts dazu verbunden ist, wenn er leidet, daß er zum Könige geboren worden?

Wie viel Geschenke des Himmels werden nicht erfodert, um wohl zu regieren! Eine königliche Abkunft; ein Ansehn der Herrschaft, und Macht; eine Gesichtsbildung, die die Neubegierde derer ihren Beherrscher zu sehen bemüheten Völker befriediget, und die Höflinge in Ehrfurcht erhält; eine beständige Gleichheit des Gemüths; ein starker Abscheu vor beißende Scherzreden, oder wenigstens hinlänglicher Verstand, sich solche niemals zu erlauben; niemals Drohungen, noch Vorwürfe zu machen; dem Zorne nicht Raum zu geben; und sich allemal Gehorsam zu verschaffen; ein leichter und einnehmender Verstand; ein offenes und aufrichtiges Herz, dessen Innerstes zu sehen man glaubet, und welches also geschickt ist, sich Freunde, Anhänger, und Bundesge-

nossen zu erwerben; in seinen Anschlägen und Vornehmen geheim, unerforschlich, und unergründlich zu seyn; in öffentlichen Versammlungen ernsthaft, und ehrbar zu erscheinen; in denen den Gesandten fremder Mächte, oder in den Rathsversammlungen, zu ertheilenden Antworten, sich kurz, bündig, und nachdrücklich zu fassen zu wissen; seine Gnadenbezeugungen mit einer gewissen Anmuth zu verbinden, die so gut, als eine neue Gnadenbezeugung ist; eine Wahl zwischen den Personen zu treffen, denen man Gnadenbezeugungen will wiederfahren lassen; die Kunst, den Verstand, die Geschicklichkeiten, und Fähigkeiten gehörig zu unterscheiden, und sich bey Austheilung der Ehrenstellen, und Bedienungen, darnach zu richten; würdige Feldherren, und Staatsräthe zu erwählen, eine gründliche, standhafte, und entscheidende Beurtheilung der Geschäfte, damit man die beste und gerechteste Partey kennen lerne; Redlichkeit, und Billigkeit, damit man solche ergreife, und zuweiln zum Besten des Volks, der Bundesgenossen, und Feinde, wider sich selbst das Urtheil spreche; ein glückliches, und fertiges Gedächtniß, welches ihm die Noth der Unterthanen, ihre Gesichter, ihre Namen, und ihr Anliegen vorstellet; eine weitläuftige Fähigkeit, die sich nicht allein auf die auswärtige Angelegenheiten, Handlung, Staatsregeln, auf politische Absichten, auf die Erweiterung der Grenzen, durch Eroberung neuer Provinzen, und auf die Sicherheit derselben, durch Anlegung gnugsamer starker Festungen, erstrecket; sondern die auch weis, sich mit den innerlichen Angelegenheiten des Reichs zu beschäftigen; einen falschen, verdächtigen,

und dem oberherrschaftlichen Ansehen zuwider seyenden Gottesdienst, aus demselben zu verbannen, grausame, und gottlose Gebräuche abzuschaffen; Gesetze, und Gewohnheiten zu verbessern, wenn sich einige Misbräuche dabey eingeschlichen haben; den Städten, durch die Erneuerung einer genauen Policey, mehr Sicherheit, und Bequemlichkeit, und durch Aufführung prächtiger Gebäude, mehr Glanz, und majestätisches Ansehen zu ertheilen, ärgerliche Laster ernstlich zu bestrafen; durch sein Beyspiel der Gottseligkeit, und Tugend aufzuhelfen; die Kirche, ihre Diener, Vorrechte, und Freyheiten zu beschützen; seine Völker, als seine Kinder zu schonen; jederzeit darauf bedacht zu seyn, solchen eine Erleichterung zu verschaffen; die Abgaben zu mindern, und so einzurichten, daß die Provinzen dadurch nicht arm gemacht werden; grosse Gaben zum Kriege; wachsam, fleißig, und arbeitsam zu seyn; große Heere zu halten; solche in Person anzuführen; muthig in Gefahren zu seyn; sein Leben nur zum Besten des Staats zu schonen; die Wohlfarth seines Reichs, und seine Ehre, mehr als sein Leben, zu lieben; eine unumschränkte Gewalt, die den Ränken, Parteyen, und geheimen Verbindungen, keinen Raum lässet, und den unermeßlichen Unterscheid aufhebt, der sich zwischen den Großen und Geringen findet; solche näher an einander bringet, und machet, daß sich alle vor seinem Scepter beugen müssen; eine weitläuftige Kenntniß, damit er alles mit eigenen Augen sehe, und unmittelbar durch sich selbst betreibe; damit seine Feldherren, wenn sie gleich weit von ihm entfernet sind, nur seine Statthalter, und seine Staatsräthe

nur

nur seine Staatsräthe sind; eine große Klugheit, die ihn lehret, zu rechter Zeit Krieg anzufangen, zu siegen, sich seines Sieges zu bedienen, Frieden zu machen, zu brechen, und die Feinde zu nöthigen, solchen anzunehmen; die einer stolzen Ehrsucht, und der Eroberungsbegierde, gemessene Schranken setzet; mitten unter seinen öffentlichen, oder heimlichen Feinden, sich Zeit zu ritterlichen Uebungen, Festen, und Schauspielen zu verschaffen; die Künste und Wissenschaften zu beschützen; Entwürfe zu bewundernswürdigen Gebäuden zu bilden, und auszuführen; endlich ein erhabenes und mächtiges Genie, welches den Unterthanen Liebe, und Ehrfurcht einpräget, die Fremden in Furcht setzet, aus dem Hofe, ja aus dem ganzen Reiche gleichsam eine einzige Familie machet, die unter ihrem Haupte in vollkommener Einigkeit lebet, und wegen ihrer Eintracht, und guten Verständnisses, der ganzen übrigen Welt furchtbar ist. Diese bewundernswürdigen Tugenden werden, meinem Begriffe nach, zu einem Beherrscher erfodert. Es ist zwar an dem, daß man sie selten in einer Person vereiniget antrift. Es müssen gar zu viel Dinge, Verstand, Herz, äusserliches Ansehen und Gemüthsneigung zusammen kommen. Allein mich dünket auch, daß ein Monarch, bey dem solche vereiniget anzutreffen sind, den Namen des Grossen vollkommen verdienet.

Das eilfte Hauptstück.

Vom Menschen.

Wir müssen nicht böse werden, wann wir sehen, wie die Menschen hart, undankbar, ungerecht, und stolz sind; wie sie von sich selbst sehr viel halten, andern aber schnöde begegnen. Sie sind einmal so; ihre Natur bringet es so mit sich. Kann man dem Steine verwehren, daß er sinket, und dem Feuer, daß es in die Höhe steiget?

In gewissem Verstande sind die Menschen nicht leichtsinnig, oder sie sind es nur in Kleinigkeiten. Sie verändern zwar ihre Kleidung, ihre Sprache, ihr äusserliches Betragen, den Wohlstand, und zuweiln ihren Geschmack. Ihre schlechten Sitten aber behalten sie beständig bey; und bleiben standhaft im Bösen, oder in der Gleichgiltigkeit gegen die Tugend.

Die Lehre der Stoicker ist ein Spielwerk des Verstandes, und ein Einfall, der der platonischen Republick ähnlich ist. Sie gaben vor, daß man bey der Armuth vergnügt, bey der Ungerechtigkeit, und Undankbarkeit gelassen, beym Verluste der Güter,

Freun-

Freunde, und Verwandten, unempfindlich seyn, ja den Tod selbst ganz kaltsinnig betrachten könne, als eine gleichgiltige Sache, die uns weder Freude, noch Betrübniß, zu erwecken vermögend wäre. Sie lehreten, daß der Schmerz, und das Vergnügen, einen nicht übermeistern, und daß man sich an einem Gliede seines Körpers schneiden, und brennen lassen könnte, ohne den geringsten Seufzer auszustossen, oder eine einzige Thräne zu vergiessen. Es beliebte ihnen, dieses Wahngespenst der Tugend und Standhaftigkeit einen Weisen zu nennen. Sie ließen dem Menschen alle Fehler, die sie bey ihm fanden, und deckten fast keine einzige von seinen Schwachheiten auf. Anstatt daß sie von seinen Lastern ein schreckliches oder lächerliches Bild schildern sollten, um ihn dadurch zu bessern: so suchten sie ihm einen Begriff von einer Vollkommenheit, und von einem Heldenmuthe beyzubringen, dessen er nicht fähig ist, und ermahneten ihn zum Unmöglichen. Ein solcher Weiser, der aber nur in der Einbildung, und sonst nirgends vorhanden ist, ist also von Natur, und an sich selbst, über alle Zufälle, und über alles Uebel erhaben. Weder die schmerzhafteste Gicht, noch die heftigste Kolick, kann ihm eine Klage abpressen. Himmel und Erde können einfallen, ohne daß ihr Fall den Seinigen nach sich ziehet. Er würde auf den Trümmern des Erdbodens standhaft bleiben. Ein wirklicher Mensch hingegen, geräth ausser sich, ächzet, verzweifelt, verdrehet die Augen im Kopfe, und wird wahnwitzig, wenn ihm ein Hund gestohlen, oder ein Stück Porcellän zerbrochen wird.

Die Unruhe des Geistes, die Wankelmüthigkeit des Gemüths, die Unbeständigkeit des Herzens, und die Ungleichheit im Betragen, sind alles Laster der Seele. Sie sind aber von einander unterschieden; und so ähnlich sie auch einander zu seyn scheinen: so folget daraus doch nicht, daß sie allemal zusammen bey einer Person anzutreffen sind.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Unschlüßigkeit einen Menschen unglücklicher, oder verachtungswürdiger machet; und ob es allemal mit mehreren Unbequemlichkeiten verknüpfet ist, eine schlechte, als gar keine Partey zu ergreifen.

Ein unbeständiger Mensch ist mehr als ein Mensch. Er ist gleichsam aus vielen zusammengesetzet. Er vervielfältiget sich so oft, als er einen neuen Geschmack, oder andere Manieren annimmt. In jedem Augenblicke ist er anders, als er im vorigen war: und bald wird er so seyn, als er noch niemals gewesen ist. Er löset sich selbst ab. Man muß nicht fragen, was für eine Denkungsart, sondern wie viel Denkungsarten, nicht was für eine Gemüthsbeschaffenheit, sondern wie viel Gemüthsbeschaffenheiten er habe? Irrest du dich nicht? Ists Eutikrates, den du antrittst? Wie kaltsinnig begegnet er dir heute! Gestern lief er dir aller Orten nach, und liebkosete dich; seine Freunde wurden darüber eifersüchtig.

tig.

tig. Vielleicht kennet er dich nicht recht, nenn ihm deinen Namen.

Menalk kommet die Treppe herunter, und will ausgehen. Wie er aber die Thüre aufmachet, so bemerket er, daß er noch die Schlafmütze auf dem Kopfe hat. Als er sich darauf näher betrachtet, so wird er gewahr, daß er nur auf einer Seite barbieret ist, der Degen an der rechten Seite stecket, die Strümpfe nicht aufgezogen sind, und das Hemde ihm über die Beinkleider hänget. Er gehet auf der Strasse, und bekommet, ehe er sichs versiehet, einen derben Stoß an die Brust, oder ins Gesicht. Er weis nicht, wie das zugehet, bis er endlich die Augen aufmachet, und siehet, daß er gegen eine Deichsel, oder gegen ein Brett gerennet ist, welches ein Taglöhner auf der Schulter träget. Einstens lief er mit dem Kopfe gegen einen blinden Mann, verwickelte sich in seinen Füssen, und beyde fielen rückwerts auf die Erde. Es ist ihm schon oft begegnet, daß er einem Prinzen so nahe auf den Leib gelaufen ist, daß er solchem mit knapper Noth ausbiegen konnte. Er suchet, er schilt, er lärmet, er wird böse, und rufet seine Lakeyen, einen nach dem andern; man verdirbet ihm alles, man verleget ihm alles; er fodert seine Handschuhe, und er hat sie in der Hand; gleich jenem Frauenzimmer, die ihre Larve foderte, welche sie bereits vor dem Gesichte hatte. Er kommet in die Vorkammer, und indem er unter einem Kronleuchter fortgehet, bleibet ihm seine Perrücke an einem Arm desselben hangen, und schwebet

in

in der Luft herum. Alle Höflinge sehen sich an, und lachen. Menalk siehet die Perrücke hangen, und lachet noch lauter, als die Andern. Er siehet sich um, und suchet denjenigen, der im bloßen Kopfe stehet, und dem eine Perrücke fehlet. Wenn er auf der Straße gehet, und eine Ecke fortgegangen ist: so kommet es ihm vor, daß er sich verirret habe. Er stehet also still, und fragt die Vorbeygehenden, wo er sey? Man nennet ihm gerade die Straße, in der er wohnet. Er gehet in sein Haus, kehret aber geschwind wieder um, weil er unrecht zu seyn glaubet. Er kommet von Hofe herunter, und findet an der großen Treppe eine Kutsche halten; er siehet solche für die] Seinige an, und wirfet sich hinein. Der Kutscher peitschet zu, weil er seinen Herrn nach Hause zu fahren glaubet. So bald der Wagen still hält, steiget Menalk aus, gehet über den Hof, die Treppe hinauf, und läuft durch die Vorkammer, und Gemächer, bis ins hinterste Zimmer. Alles ist ihm bekannt, und nichts kommet ihm fremd vor. Er setzet sich, ruhet sich aus, und glaubet zu Hause zu seyn. Der rechte Herr kommet nach Hause. Menalk stehet auf, heißt ihn willkommen, nöthiget ihn zum sitzen, und glaubet, die Schuldigkeit eines Wirths zu beobachten. Er spricht, er träumet, er spricht wieder. Dem Herrn des Hauses wird die Zeit lang, er wundert sich; Menalk nicht weniger. Er läßet sich aber nichts merken; er glaubet, daß er mit einem beschwerlichen, und müßigen Menschen zu thun habe, der endlich fortgehen wird. Er hoffet es, und hat Gedult. Die Nacht bricht indessen ein, ehe man ihm aus seinem Traum helfen kann.

Ein

Ein andermal stattet er bey einer vornehmen Frauen einen Besuch ab; und da er sich bald überredet, daß er den Besuch bekommen habe: so setzet er sich in seinem Lehnstuhle recht zurecht, und denket nicht ans Weggehen. Es dünket ihm endlich, daß diese Dame sehr lange Besuche gebe. Er zählet alle Augenblicke, daß sie aufstehen, und ihn zufrieden lassen werde. Da sich aber solches verzögert, und ihn, weil es schon spät ist, zu hungern anfängt: so bittet er sie, das Abendbrod bey ihm vorlieb zu nehmen. Sie lachet darüber, und zwar so laut, daß er endlich wieder zu sich selbst kommet. Er machet des Morgens Hochzeit, auf den Abend aber hat ers lange vergessen, und schläfet die Nacht ausser dem Hause. Einige Jahre nachher verlieret er seine Frau; sie stirbet in seinen Armen, und er wohnet ihrem Leichenbegängnisse bey. Als man ihm aber den folgenden Mittag meldet, daß der Koch angerichtet habe: so fraget er, ob seine Frau fertig sey, und solches wisse? Er kommet in die Kirche, und siehet einen blinden Mann, der sich an die Thüre gelehnet hat, für einen Pfeiler, und das Allmosenbecken desselben für den Weihkessel an. Er stecket also die Finger hinein, und bezeichnet sich die Stirn. Auf einmal höret er, daß der vermeynte Pfeiler spricht, und ihn um eine milde Gabe bittet. Er gehet in den mittelsten Gang der Kirche, glaubet einen Bethstuhl zu sehen, und wirft sich unsanft nieder. Die Maschine giebet nach, sinket, und will schreyen. Menalk erstaunet, da er siehet, daß er auf den Füßen eines kleinen Mannes kniet, sich an den Rücken desselben gelehnet, seine Arme um die

Schultern desselben geschlungen hat, und ihm mit seinen gefaltenen Händen, die Nase, und den Mund zuhält. Er stehet beschämt auf, und kniet anderwerts nieder. Er will das Gebethbuch aus der Tasche ziehen, und bekommet seinen Pantoffel zu fassen, den er statt desselben bey sich gesteckt hat. Er ist kaum aus der Kirche heraus, so kommet ihm ein Bedienter nachgelaufen, der ihn mit lachendem Munde fraget, ob er nicht den Pantoffel seines gnädigen Herrn gesehen hätte? Menalk zeiget ihm seinen eigenen, und saget, dieß sind alle Pantoffel, die ich bey mir habe. Er suchet indessen seine Taschen durch, und ziehet endlich den Pantoffel des Bischofs von *** heraus. Er hatte denselben vor der Kirche besucht, und krank am Kaminfeuer sitzend gefunden. Bey dem Abschiede steckte er den Pantoffel desselben, statt eines seiner Handschuhe, den er hatte fallen lassen, in die Tasche. Er gehet also mit einem Pantoffel weniger nach Hause. Einstens verlor er im Spiele alles Geld, so er bey sich hatte. Weil er aber noch weiter spielen wollte, so gieng er in sein Zimmer, schloß einen Schrank auf, nahm sein Geldkästchen heraus, steckte so viel Geld bey sich, als ihm gnug zu seyn dünkte, und glaubte, daß er das Kästchen wieder an seinen Ort gesetzet hätte. Auf einmal höret er im Schranke bellen. Er wundert sich darüber, schließet solchen wieder auf, und lachet aus allen Kräften, da er siehet, daß er seinen kleinen Hund, statt des Geldkästchens, eingeschlossen hat. Er spielet Tricktrack, und fordert ein Glas Wasser. Man bringet ihm solches. An ihm ist die Reihe zu werfen. In der einen Hand hat er den Becher mit den Würfeln, und in der andern

das Glas mit Wasser. Da er nun sehr durstig ist, und doch auch keine Zeit versäumen will: so schlucket er die Würfel, und auch beynahe den Becher herunter, und gießet das volle Glas ins Bretspiel, so daß der Andere, der mit ihm spielet, ganz naß wird. In einem Zimmer wo er bekannt ist, speyet er aufs Bett, und wirft seinen Hut auf die Erde, indeme er gerade das Gegentheil zu thun glaubet. Er fähret auf dem Wasser spatzieren, und fraget, was die Uhr ist. Man reichet ihm eine Uhr. Allein kaum, daß er solche in der Hand hat, so denket er nicht mehr an die Stunde, und an die Uhr, sondern schmeißt solche, als eine Sache, die ihm unbequem zu halten ist, ins Wasser. Er schreibet einen langen Brief, streuet zu verschiedenenmalen Sand auf, und schüttet solchen ins Tintenfaß. Dieß ist noch nicht alles. Er schreibet noch einen Brief, und nachdem sie beyde fertig sind: so verwechselt er die Aufschriften. Ein Herzog und Pair bekommt den einen, bricht ihn auf, und lieset: Mein lieber Olivier, ihr sollet mir sogleich nach Empfang dieses, einen hinlänglichen Vorrath von Heu schicken. Sein Pächter bekommt den andern Brief, öfnet ihn, und lässet sich solchen vorlesen. Er lautet so: gnädiger Herr! Ich habe mit der vollkommensten Ehrerbietung diejenigen Befehle erhalten, die Ew. Herrlichkeit mir zu ertheilen geruhet haben, u. s. w. Ein andermal schreibet er des Abends einen Brief, und nachdem er solchen zugesiegelt hat, löschet er das Licht aus. Er wundert sich, daß er nichts sehen kann, und kann kaum begreifen, wie das zugehet. Er kommet vom Schloße die Treppe herunter, und begegnet Jeman-

den, der hinaufgehen will. Ich suchte sie eben, saget er zu ihm. Darauf nimmt er ihn bey der Hand, gehet mit ihm herunter, über den Platz, läuft aus einem Zimmer ins andere, und gehet auf und ab. Endlich betrachtet er denjenigen genauer, den er seit einer Viertelstunde mit sich herum ziehet. Er kennet ihn nicht, und hat ihm nichts zu sagen; er lässet ihn also los, und gehet seiner Wege. Oft fraget er wornach, und wann man ihm antworten will, so ist er schon über alle Berge. Er fraget Jemanden im Vorbeygehen, wie sich sein Vater befindet, und da derselbe ihm antwortet, daß solcher sehr krank sey, erwiedert Menalk, wie es ihm angenehm zu vernehmen wäre. Ein andermal begegnet er Jemanden auf der Straße, es ist ihm sehr lieb, daß er ihn antrift, indem er ihn eben in seinem Hause gesucht hätte, weil er wegen einer gewissen Sache mit ihm sprechen wollte. Er betrachtet darauf des Andern Hand, Sie haben da einen schönen Rubin, sagt er, ist er echt? Damit lässet er ihn stehen, und gehet fort. Dieß war die wichtige Sache, weshalb er mit ihm sprechen wollte. Wenn er auf dem Lande ist, so saget er zu dem Einen, wie er ihn glücklich schätze, daß er sich währendem Herbste von Hofe entfernen, und die ganze Zeit über, da der Hof zu Fontainebleau gewesen, auf seinen Gütern habe zubringen können. Hierauf spricht er mit Andern, und wendet sich hernach wieder zum Ersten. Sie haben, saget er zu ihm, schön Wetter zu Fontainebleau gehabt. Nicht wahr? Sie haben Sich auf der Jagd wohl recht ergötzet? Er fängt an ein Histörchen zu erzählen; allein auf einmal hält er inne. Er lachet ganz

laut,

laut, über eine Sache, die ihm eben einfället. Er spricht mit sich selbst. Er singet, er pfeifet, er drehet sich auf dem Stuhle herum; er stöhnet, er gähnet, und glaubet, daß er allein ist. Bey Tische vermehren sich die Stücke Brod alle Augenblick um seinen Teller herum; seinen Nachbaren aber fehlet es daran sowohl, als an Gabeln, und Messern, die er ihnen nicht lange lässet. Er nimmt den großen Vorleglöffel, schöpfet solchen voll Suppe, und fähret damit nach dem Munde. Nachher wundert er sich, daß er sich den Rock, und die Wäsche begossen hat. Er vergißt die ganze Mahlzeit über zu trinken, oder wenn er solches ja fodert, und man ihm, seiner Meynung nach, das Glas zu voll gegossen hat, so bläset er seinem Nachbarn mehr als die Hälfte davon ins Gesicht, und trinket das Uebrige ganz gelassen aus. Er wundert sich, wie die Leute darüber lachen können, daß er das, was man ihm zu viel eingeschenket hatte, auf die Erde gegossen habe. Einsmals mußte er wegen einer Krankheit das Bette hüten. Es besuchten ihn eine grosse Gesellschaft von Mannsleuten, und Frauenspersonen, und er hob in ihrer Gegenwart das Deckbette auf, und spie ins Lacken. Man führet ihn zu den Kartheusern, und zeiget ihm ein ganzes Kloster voll Gemälde, von einem vortreflichen Künstler. Der Ordensmann, der ihn herumführet, erkläret ihm solche; erzählet ihm die Geschichte vom heiligen Bruno, und vom Domherrn, und zeiget ihm die Vorstellung derselben in einem Gemälde. Menalk, der währender Zeit mit seinen Gedanken weit aus dem Kloster ist, kommet endlich

lich wieder zu sich selbst, und fraget den Mönchen, ob der heilige Bruno, oder der Domherr sey verdammt worden? Er kommet von ungefehr mit einer jungen Wittwe zusammen; spricht mit ihr von ihrem seligen Manne, und fraget, woran derselbe gestorben sey? Er machet andurch die Betrübniß dieser guten Frauen wieder rege; sie weinet, schluchzet, und erzählet ihm die Krankheit ihres verstorbenen Mannes haarklein, von dem Abend vorher an, ehe er das Fieber bekam, bis an seinen Tod. Aber wie? gnädige Frau, fraget Menalk, der ihr ohne Zweifel sehr andächtig zugehöret hatte, hatte Sie denn nur den einen Mann? Es fället ihm einen Morgen ein, daß er früher, als gewöhnlich essen will. Er stehet von der Tafel auf, ehe man noch den Nachtisch aufsetzet, und beurlaubet sich bey der Gesellschaft. Man trift ihn diesen Nachmittag an allen Oertern in der ganzen Stadt an, außer an dem Orte nicht, wo er zu einer bestimmten Stunde eben wegen der Sache hinzukommen versprochen hatte, die ihn nöthigte, hungrig von Tische aufzustehen, und zu Fuß auszugehen, damit er nicht etwa auf seinen Wagen warten dörfte. Er zürnet, er schmälet, er schimpfet auf einen seiner Bedienten; er wundert sich, daß er ihn nicht zu sehen bekommet. Wo mag er seyn! fraget er, was machet er? wo ist er hingegangen? Er soll mir nicht mehr vor die Augen kommen, ich will ihn sogleich fortjagen. Unterdessen kommet der Bediente. Menalk fraget ihn ganz trotzig, wo er gewesen ist? und jener antwortet ihm, daß er von dem Orte zurückkäme, wo er ihn hingeschicket hätte, und leget von dem ihm aufgetra-

ge-

genen Geschäfte genaue Rechnung ab. Man sollte ihn oft vor ganz was anders halten, als was er in der That ist. Für einen Dummkopf, denn er höret nicht, und spricht noch weniger; für einen Wahnwitzigen, denn er redet mit sich selber; und machet tausend seltsame Wendungen mit dem Kopfe, die aber ohne sein Wissen geschehen; für einen stolzen und unhöflichen Menschen, denn er siehet nicht, wenn man ihn grüßet, oder wenn er es ja siehet, so danket er nicht; für einen Unbedachtsamen, denn er spricht von Bankerutten mit Leuten, in deren Familie solche vorgefallen sind, von öffentlichen Hinrichtungen und Blutgerüsten, mit einem Menschen, dessen Vater sein Leben unter dem Schwerdte hat lassen müssen; vom Bürgerstande, in Gegenwart bürgerlicher Personen, die reich sind, und sich daher vor Edelleute ausgeben. Er ist Willens, seinen natürlichen Sohn, unter dem Namen eines Bedienten zu erziehen. Seine Frau und Kinder sollen solches nicht wissen, und doch nennet er ihn wohl zehnmal des Tages mein Sohn. Er ist entschlossen, seinen Sohn mit der Tochter eines Sachwalters zu verheyrathen. Dem ungeachtet erzählet er von Zeit zu Zeit, wenn er von seinen Vorfahren, und von seinem Hause spricht, daß die Menalks noch niemals eine ungleiche Heyrath gethan hätten. Kurz, er ist in einer Gesellschaft niemals gegenwärtig, noch auf das, wovon gesprochen wird, aufmerksam. Er denket, und redet zu gleicher Zeit; allein die Sache, von welcher er spricht, ist selten eben dieselbe, an die er denket. Daher spricht er ganz verkehrt, und ohne Zusammenhang. Er saget nein, wo er ja sagen soll; und wenn er ja saget, so kann

man sicher glauben, daß er nein hat sagen wollen. Er hat zwar die Augen offen, wenn er so richtig antwortet; er bedienet sich aber derselben nicht. Er siehet keinen Menschen, und nichts auf der Welt an. Alles, was man von ihm herausbringen kann, selbst wann er am aufmerksamsten ist, ist ja, gewis, es ist wahr, gut, ja doch, ich glaube, ja ganz gewis, ach, mein Himmel, und einige andere einsylbigte Wörter, die er aber nicht einmal am gehörigen Orte anbringet. Er ist niemals bey denjenigen, bey denen er zu seyn scheinet. Seinen Bedienten nennet er ganz ernsthaft mein Herr! und seinen Freund, la Verdure. Einen Prinzen vom Geblüte nennet er Ew. Ehrwürden, und einen Jesuiten Ew. Hoheit. Wenn der Priester währender Messe niesset, so rufet er ihm zu, Gott helf! Er ist mit einer oberkeitlichen Person in Gesellschaft, und dieser sowohl wegen seines Karackters, als Standes, und Alters, ehrwürdige Mann, fraget ihn, ob das und das wahr sey? Ja meine Jungfer! antwortet Menalk. Einstens kam er von seinem Landgute zurück; seine Bedienten beredeten sich, ihn zu berauben, und es gelung ihnen. Sie stiegen vom Wagen herunter, hielten ihm die Fackeln vors Gesicht, und foderten ihm seine Goldbörse ab. Er gab sie ihnen. Wie er nach Hause kam, so erzählete er diesen Zufall seinen guten Freunden, und als solche sich nach den eigentlichen Umständen erkundigten, antwortete er, fragen Sie meine Leute, die waren dabey.

Die Unhöflichkeit ist nicht ein Laster der Seele. Sie ist eine Wirkung verschiedener Laster, nämlich des

thö-

thörichten Stolzes, der Unwissenheit seiner Pflichten, der Trägheit, der Dummheit, der Zerstreuung, der Verachtung Anderer, und der Eifersucht. Wenn man sie nur nach dem Aeusserlichen beurtheilen soll: so ist sie desto verhaßter, weil sie ein sichtbarer Fehler ist, der Jedermann in die Augen fället. Indessen beleidiget sie mehr oder weniger, nachdem sie aus dieser oder jener Quelle fließet.

Wenn man von einem zornigen, verdrüßlichen, veränderlichen, zänkischen, pünktlichen und eigensinnigen Manne saget, daß dieß so seine Art sey: so heißt solches nicht, wie man glaubet, ihn entschuldigen; sondern vielmehr, ohne daß man daran denket, bekennen, daß so grosse Fehler unheilbar sind.

Das, was man die Gemüthsart nennet, wird von den Menschen gar zu sehr vernachläßiget. Sie sollten bedenken, wie es nicht gnug ist, daß sie ein gutes Herz haben. Ihr äusserliches Betragen muß demselben gemäs seyn, wenn sie anders gesellschaftlich, und zum angenehmen und vertrauten Umgange geschickt, das ist, wenn sie Menschen seyn wollen. Von boshaften Seelen begehret man nicht, daß sie leutselig und biegsam seyn sollen; denn daran lassen sie es nicht fehlen. Sie bedienen sich dieser Tugenden, um die Einfältigen zu berücken, und ihre Kunstgriffe desto sicherer auszuüben. Man begehret nur von denenjenigen, die ein gutes Herz haben, daß sie das Sprüchwort zu nichte machen sollen, daß böse Leute Andern schaden, gute aber denselben viel Leid zufügen.

Gemeine Leute werden böse, und schimpfen. Einige machen es noch anders. Sie beleidigen, und werden böse. Ueber dergleichen Betragen geräth man in ein solches Erstaunen, daß der Unwillen keinen Platz findet.

Die Menschen geben sich nicht gnug Mühe, um keine Gelegenheit vorbeygehen zu lassen, Andern Gefälligkeiten zu erzeigen. Es scheinet, als ob man nur deswegen in ein Amt tritt, um sich Andere verbindlich machen zu können; man thut es aber nicht. Eine abschlägige Antwort kostet keine Mühe, wenn man aber etwas bewilligen soll, so gehöret Nachdenken dazu.

Man muß genau wissen, was man von den Menschen überhaupt, und von einem Jeden insbesondere erwarten darf. Alsdann kann man sich mit der Welt in Umgang einlassen.

Wenn die Armuth die Mutter der Laster ist: so ist der Mangel des Verstandes der Vater derselben.

Es ist schwer, daß ein ehrvergessener Mensch hinlänglichen Verstand haben sollte. Ein richtiger und durchdringender Witz führet endlich zur Ordnung, Redlichkeit und Tugend. Wer auf dem Falschen und Schlechten hartnäckig bestehet, dem mangelt es an gesunder Vernunft, und Einsicht. Es ist umsonst, daß man ihn durch beißende Satiren, auf einen

bessern Weg zu bringen suchet. Andern ist er zwar darinnen kenntbar; Er selbst aber erkennet sich nicht. Dieß ist eben so viel, als wenn man einen Tauben schimpfet. Es wäre zu wünschen, daß ein Schelm nicht in einem so hohen Grade ein Schelm wäre, der ihn aller Empfindungen beraubet. Alsdenn würden sich ehrliche Leute zufrieden gestellet, und die Welt sich gerächet sehen.

Es giebet Fehler, die wir keinem beymessen dörfen. Wir bringen sie mit auf die Welt, und bestärken uns darinnen, durch die Gewohnheit immer mehr und mehr. Es giebet andere Fehler, die wir uns angewöhnten, und die uns fremd sind. Man ist von Natur willfährig, höflich, gefällig. Allein durch das Betragen dererjenigen, mit denen man umgehet, oder unter denen man stehet, wird man bald aus seiner Fassung, und aus seinem natürlichen Wesen gebracht. Man wird verdrüßlich, und ärgerlich, davon man doch vorher nichts wußte. Man wird eine ganz andere Gemüthsbeschaffenheit an sich gewahr, und erstaunet, wenn man einsiehet, daß man hart und schwierig ist.

Man fraget, warum nicht die Menschen alle zusammen ein Volk ausmachen, einerley Sprache reden, nach einerley Gesetze leben, einerley Gebräuche und Gottesdienst unter sich einführen? Wenn ich aber den einander sich widersprechenden Verstand, und Geschmack, nebst der unterschiedenen Denkungsart derselben betrachte; so erstaune ich, daß noch

sie.

sieben bis acht Personen unter einem Dache, oder in einem Bezirke, wohnen, und eine einzige Familie ausmachen.

Es giebet wunderliche Väter, die ihr ganzes Leben über mit nichts weiter beschäftiget zu seyn scheinen, als ihren Kindern Gründe an die Hand zu geben, sich über ihr Absterben zu trösten.

Bey der Gemüthsart ist alles fremd, sowohl die Sitten, als die Manieren des größten Theils der Menschen. Mancher ist sein ganzes Leben über verdrüßlich, jähzornig, geizig, niederträchtig, unterthan, arbeitsam und eigennützig gewesen, da er doch von Natur aufgeräumt, friedfertig, träge, prächtig, stolz, und ein Feind von aller Niederträchtigkeit war. Die Bedürfnisse des Lebens, die Umstände, in denen man sich befindet, und die Gesetze der Noth, überwältigen die Natur, und bringen diese großen Veränderungen zuwege. Man kann also diesen oder jenen Menschen, nach seiner innerlichen Gestalt, und nach seinem Wesen nicht beschreiben. Gar zu viel Sachen, die ausser ihm sind, erschüttern, verändern, und kehren ihn um. Er ist eigentlich nicht das, was er ist, oder was er zu seyn scheinet.

Das Leben ist kurz, und mühselig; man bringet es mit wünschen zu, und versparet seine Ruhe, und sein Vergnügen, bis aufs künftige, ja oft bis auf diejenigen Jahre, da unsere vornehmsten Güter, nämlich Gesundheit, und Jugend, bereits verschwunden sind. Diese Zeit kommt endlich: allein sie findet uns

noch

noch mit wünschen beschäftigt. So weit sind wir gekommen, wenn die Krankheit uns ergreifet, und hinreißt. Wenn wir wieder gesund geworden wären, so würden wir fortgefahren haben zu wünschen.

Wenn man etwas wünschet, so ergiebet man sich demjenigen auf Gnade und Ungnade, von dem man die Erfüllung seines Wunsches hoffet. Ist man versichert, es zu erhalten: so zaudert man, thut Vorschläge, und vergleichet sich.

Es ist dem Menschen so gewöhnlich, daß er nicht glücklich ist, es ist allem dem, was ein Gut ist, so wesentlich, daß man es durch tausendfache Mühe erwerben muß; daß eine Sache, die leicht von statten gehet, eben dadurch verdächtig wird. Man kann kaum begreifen, daß das, was so wenig Mühe kostet, uns sehr vortheilhaft seyn, und daß man, mit richtig genommenen Maasregeln, so leicht zum vorgesetzten Ziele gelangen könne. Man glaubet, daß man einen glücklichen Erfolg zwar verdiene, aber selten darauf Staat machen dörfe.

Ein Mensch, der da saget, daß er nicht bestimmet sey, glücklich zu seyn, könnte wenigstens durch das Glück seiner Freunde, und Verwandten, dazu gelangen. Allein der Neid raubet ihm dieses noch einzige Hülfsmittel.

Dem ungeachtet, was ich anderwerts gesagt habe, könnte es doch wohl seyn, daß die Betrübten Unrecht haben. Es scheinet, daß die Menschen zu Unglück,

Schmerz

Schmerz und Armuth geboren sind, nur wenige entgehen denselben. Da also alle Unglücksfälle sie treffen können: so sollten sie sich auch auf alle gefaßt machen.

Es kostet den Menschen so viele Mühe, sich wegen der Geschäfte zu vereinigen; sie sind über die geringsten Kleinigkeiten so empfindlich; bey allen Vorfällen so schwierig; sie wollen so gerne Andere hintergehen, und nicht hintergangen werden; sie halten das, was ihnen gehöret, so hoch, und das, was Andern zustehet, so gering; daß ich bekennen muß, wie ich nicht begreife, wie und auf was Art annoch Heyrathen, Verschreibungen, Kaufhandlungen, Friede, Stillstand, Bündnisse, und Verträge geschlossen werden.

Bey Einigen vertritt der Stolz die Stelle der Hoheit, die Unmenschlichkeit die Stelle der Standhaftigkeit, und die Kunst zu betrügen die Stelle des Witzes.

Die Betrüger glauben, daß die Andern auch Betrüger sind. Sie können daher nicht leicht betrogen werden; allein ihre Betrügereyen währen auch nicht lange.

Ich will lieber dumm seyn, und von allen davor gehalten werden, als daß ich ein Betrüger seyn sollte.

Man betrüget nicht aus einer guten Absicht. Die Betrügerey verknüpfet die Bosheit mit der Lügen.

Wenn

Wenn weniger einfältige Tröpfe wären: so würden auch weniger solche Leute seyn, die man schlau und verschlagen nennet; oder die eine Ehre und einen Vorzug darinn suchen, daß sie ihr ganzes Leben über Andere haben betrügen können. Wie kann man begehren, daß Erophil, der sein Wort nicht hält, Andern schlechte Dienste erweiset, und solche hintergehet, nicht sehr viel von sich selbst, und von seiner Geschicklichkeit halten soll, da diese Dinge, weit gefehlt, daß sie ihm schädlich wären, ihm vielmehr die Gunst, und das Wohlwollen selbst dererjenigen zuwege bringen, denen er zu dienen unterlässet, oder unfreundlich begegnet.

Auf den Marktplätzen, und Strassen grosser Städte, höret man die Vorbeygehenden fast von nichts anders sprechen, als von Ladungen, Bekümmerungen, Verhören, Verschreibungen, und Rechtshändeln. Sollte denn in der ganzen Welt nicht die geringste Billigkeit anzutreffen seyn? Sollte dieselbe mit lauter solchen Leuten angefüllet seyn, die das fordern, was man ihnen nicht schuldig ist, und das nicht bezahlen wollen, was sie schuldig sind.

Welche Schande für die Menschen! man hat Urkunden erfinden müssen, um die Menschen ihres Versprechens zu erinnern, oder zu überführen.

Wie ruhig würde es in den größten Städten seyn, wenn man die Leidenschaften, den Eigennutz, und die Ungerechtigkeit daraus verbannete. Die Bedürfnisse, und die Sorgen für den Lebensunterhalt, ma-

chen

chen nicht den dritten Theil der daselbst herrschenden Verwirrung aus.

Nichts verpflichtet einen vernünftigen Mann mehr, das Unrecht gelassen zu ertragen, welches ihm seine Freunde und Verwandten anthun, als wenn er bedenket, wie lasterhaft das menschliche Geschlecht ist, und wie schwer es den Menschen ankommet, beständig, großmüthig, getreu zu seyn; und sich von einer Freundschaft rühren zu lassen, die stärker ist, als der Eigennutzen. Da er ihre Kräfte kennet, so begehret er nicht, daß ihre Seelen weniger am Körper hangen, sich in eine höhere Sphäre schwingen, und billig seyn sollen. Er kann zwar die Menschen überhaupt hassen, weil so wenig Tugend bey ihnen anzutreffen ist. Er entschuldiget aber einzelne Personen. Ja, da er erhaben denket, so liebet er sie sogar, und giebet sich alle Mühe, sein Betragen so einzurichten, daß er eine gleiche Nachsicht so wenig als möglich nöthig habe.

Es giebet gewisse Güter, die man mit grosser Begierde wünschet, und die uns, wenn wir nur an sie denken, hinreissen und entzücken. Wenn wir dieselben erhalten: so geniessen wir ihrer ruhiger, als wir selbst dachten. Ja wir fangen an, sie gering zu schätzen, und streben nach noch größern Gütern.

Es giebet fürchterliche und entsetzliche Uebel, an die man nicht ohne Schauern denken kann, und deren Anblick uns schon in Schrecken setzet. Allein wenn sie uns betreffen, so findet man Hülfsmittel,

die man vorher nicht kannte. Man härtet sich wider sein Unglück ab, und erträget solches mit standhafterem Muthe, als man selbst hofte.

Um einen großen Schmerz zu lindern, oder einen grossen Verlust nicht so sehr zu empfinden, wird oft nichts weiter erfodert, als daß man ein schönes Haus erbet, ein hübsches Pferd, einen artigen Hund, eine Tapete, oder eine Uhr geschenket bekommt.

Ich setze voraus, daß die Menschen ewig auf der Welt leben sollen; und hernach überdenke ich, was mich wohl zu überzeugen vermögend wäre, wie sie alsdenn auf ihre Versorgung eifriger bedacht seyn könnten, als sie bey itziger Beschaffenheit der Sachen sind.

Wenn das Leben elend ist, so ists beschwerlich, solches zu ertragen. Ists hingegen glücklich, so ists fürchterlich, solches zu verlieren. Beydes läuft auf eines hinaus.

Die Menschen sind nichts eifriger zu erhalten, und nichts weniger zu schonen bedacht, als ihr Leben.

Irene reiset mit großen Kosten nach Epidaurus, besuchet Aeskulaps Tempel, und fraget ihn wegen ihrer Gesundheit um Rath. Sie beklaget sich, daß sie müde und abgemattet sey. Aeskulap antwortet ihr, daß solches von der weiten Reise herrühre. Sie beschweret sich, daß sie des Abends keinen Appetit zum Essen habe. Er giebet ihr den

Rath, zu Mittage weniger zu speisen. Sie klaget, daß sie nicht schlafen könne. Er befiehlet ihr, sich nur des Nachts zu Bette zu legen. Sie fraget ihn, woher es komme, daß sie so stark und dick würde, und was sie dagegen brauchen solle? Er antwortet ihr, zeitiger aufzustehen, und sich zuweiln zu Fuße eine Bewegung zu machen. Sie entdecket ihm, daß ihr der Wein schädlich sey; und er giebet ihr den Rath, Wasser zu trinken. Sie beschweret sich, daß sie die Speisen nicht verdauen könne; und er befiehlet ihr, mäßig zu essen. Mein Gesicht wird schwach, saget Irene; bediene dich einer Brille, antwortet Aeskulap. Ich selbst nehme ab, fähret sie fort, ich bin nicht mehr so stark und gesund, als ich ehedem war. Dieß kommet daher, saget Aeskulap, weil du alt wirst. Aber wie soll ich mich von dieser Mattigkeit erholen? fähret sie fort; der kürzeste Weg, Irene, ist, daß du stirbest, so, wie es deine Mutter und Großmutter gethan haben. Sohn des Apollo! rufet sie aus, was für einen Rath giebest du mir? Ist dieß deine Weisheit, die die Menschen so sehr erheben, und derentwegen sie dich aller Orten verehren? Was für seltene und geheimnißvolle Dinge lehrest du mich? Wußte ich nicht alle diese Mittel, die du mir anräthst? Warum bedienest du dich denn nicht derselben, antwortet Aeskulap, ohne daß du von so weit her zu mir kommest, und durch eine so beschwerliche Reise deine Tage verkürzest?

Wir sterben zwar nur einmal; allein wir sehen den Tod alle Augenblicke vor uns. Es ist lange nicht so hart, denselben zu erdulten, als ihn beständig zu fürchten.

Die Unruhe, die Furcht, die Zaghaftigkeit, entfernen den Tod nicht. Ich zweifle aber, ob eine ausschweifende Frölichkeit Menschen geziemet, die sterblich sind.

Das, was beym Tode gewis ist, wird durch das, was dabey ungewis ist, ein wenig gelindert. Man kann solches in der Zeit nicht beschreiben, als die nur einen Theil des Unendlichen, und dessen, in sich hält, was man die Ewigkeit nennet.

So, wie wir itzt die blühende Jugend beseufzen, die doch nicht mehr vorhanden ist, und auch nicht wieder kommen wird: so werden wir auch, wann sich das hohe Alter einstellen wird, das männliche Alter bedauren, in welchem wir uns anitzt befinden, welches wir nicht hoch gnug schätzen.

Man fürchtet das Alter, und ist nicht sicher, ob man es erreichen werde.

Man hoffet alt zu werden, und fürchtet doch das Alter. Das ist, man liebet das Leben, und fürchtet den Tod.

Es ist nicht so beschwerlich, der Natur nachzugeben, und den Tod zu fürchten, als sich beständig Gewalt anzuthun; sich mit Gründen und Betrachtungen zu wafnen, und immer mit sich selbst im Streite zu seyn, um denselben nicht zu scheuen.

Wenn nicht alle, sondern nur einige Menschen stürben, so wäre sterben eine sehr betrübte Sache.

Eine langwierige Krankheit scheinet deshalb vor dem Tode vorherzugehen, damit der Tod selbst, sowohl für die Sterbenden, als für die, die übrig bleiben, eine Erleichterung sey.

Menschlich davon zu reden, so ist der Tod eine schöne Sache, indem er dem Alter ein Ende machet.

Wenn der Tod dem abgelebten Alter zuvorkommet, so kommet er zu gelegenerer Zeit, als wenn er solches endiget.

Die Menschen bereuen, daß sie ihre zurückgelegten Lebensjahre so schlecht genutzet haben; indessen wenden sie die ihnen noch bevorstehenden Jahre nicht besser an.

Das Leben ist ein Schlaf; und die Greisen sind diejenigen, die am längsten geschlafen haben. Sie wachen nicht ehe auf, als bis es zum Sterben gehet. Wann sie alsdann ihre verflossenen Lebensjahre überdenken: so finden sie oft weder Tugenden, noch löbliche Handlungen, die sie von Andern unterscheiden. Sie verwechseln ihr verschiedenes Alter, und finden nichts, was die Zeit, die sie schon zurückgeleget haben, genau bestimmen könnte. Sie haben einen verwirrten, unförmlichen, und nicht zusammen hangenden Traum gehabt. Sie sehen aber doch ein, daß sie lange geschlafen haben.

Der Mensch erfähret nur drey Begebenheiten, gebohren werden, leben, und sterben. Er weis nicht, daß er gebohren wird; das Sterben kommet ihm schwer an, und er vergisset zu leben.

Es giebet eine Zeit, wo die Vernunft noch nicht vorhanden ist, wo man, nach Art der Thiere, bloß dem natürlichen Triebe folget. Von dieser Zeit bleibet keine Spur in unserm Gedächtnisse zurück. Es giebet eine andere Zeit, wo die Vernunft sich entwickelt, gebildet wird, und wirken könnte, wenn sie nicht durch die Laster der Gemüthsbeschaffenheit, und durch eine Kette der Leidenschaften, die sich einander ablösen, und die Menschen bis ins dritte und letzte Alter begleiten, unterdrücket, und gleichsam vertilget würde. In diesem letzten Alter solte sich die Vernunft in ihrer rechten Stärke zeigen. Allein sie ist schon durch die Jahre geschwächt, und abgemattet, durch Krankheit und Schmerz entkräftet, und durch die Unordnung der zu ihrem Ende sich neigenden Maschine in Verwirrung gerathen. Diese drey Zeiten machen das menschliche Leben aus.

Die Kinder sind stolz, höhnisch, zornig, neidisch, vorwitzig, eigennützig, träge, flüchtig, furchtsam, unmäßig, lügenhaft, falsch. Sie lachen und weinen sehr leicht. Die geringsten Gegenstände erwecken bey ihnen eine unmäßige Freude, oder eine bittere Betrübniß. Sie wollen kein Ungemach erdulten, und mögen solches gerne Andern anthun. Sie sind bereits Männer.

Die Kinder kennen keine vergangene, und keine zukünftige Zeit. Sie machen sich nur die gegenwärtige zu nutz, welches die andern Menschen selten zu thun pflegen.

Es scheinet, daß beynahe alle Kinder von einerley Karakter sind. Die Sitten sind in diesem Alter fast bey allen gleich, und es gehöret eine sorgfältige Aufmerksamkeit dazu, wenn man den Unterschied derselben entdecken will. Je mehr sich aber die Vernunft entwickelt, je grösser wird dieser Unterschied, weil mit solcher zugleich die Leidenschaften und Laster wachsen, als welche einzig und allein verursachen, daß die Menschen so verschieden, und sich selbst so ungleich sind.

Die Kinder haben schon die Einbildungskraft und das Gedächtniß, zwo Sachen, welche die Greisen nicht mehr haben. Sie wissen sich derselben bey ihren Spielen und Ergötzungen, auf eine bewunderns-würdige Art zu bedienen. Sie wiederhohlen alles, was sie hören. Sie machen alles nach, was sie sehen. Sie können alle Handwerker, indem sie sich theils wirklich mit einigen kleinen Arbeiten beschäftigen; theils durch ihre Bewegungen und Stellungen den Künstlern nachahmen. Sie stellen grosse Gastmähler an, wo sie herrlich schmausen. Sie fahren nach Hofe, oder auf die Lustschlösser, und ob sie gleich allein sind, so bilden sie sich doch ein, daß sie einen glänzenden Aufzug machen, und eine ansehnliche Begleitung haben. Sie führen grosse Heere an, gewinnen Schlachten, und halten Siegesgepränge.

ge. Sie sprechen mit Königen, und grossen Fürsten. Sie sind selbst Könige. Sie haben Unterthanen und Schätze, die sie aus Blättern, oder Sandkörnern machen können. Sie wissen in diesem Alter das, was sie in der Folge ihres Lebens nicht wissen, nämlich Schiedsrichter ihres Glücks und Herren ihrer Glückseeligkeit zu seyn.

Die Kinder beobachten alle äusserliche Fehler und alle Mängel des Körpers. Sie werden solche beym ersten Anblicke gewahr, und wissen sie durch so gehörige Worte auszudrücken, daß man sie nicht besser benennen kann. Wann sie aber Männer geworden sind, so haben sie alle diese Unvollkommenheiten an sich, über die sie in ihrer Jugend spotteten.

Die einzige Bemühung der Kinder gehet dahin, daß sie ihren Lehrmeistern und Vorgesetzten, die schwache Seite abmerken. So bald sie solche gefunden haben, so gewinnen sie die Oberhand, und nehmen sich über selbige eine Gewalt heraus, die sie hernach nicht wieder fahren lassen. Eben das was uns einmal um die Oberherrschaft über sie gebracht hat, verhindert uns auch, daß wir solche niemals wieder erlangen können.

Die Trägheit, die Unachtsamkeit, der Müßiggang, diese den Kindern so natürliche Laster, sind in ihren Spielen nicht zu spüren. Hier sind sie lebhaft, fleißig und achtsam. Sie lieben die Regeln, und das Ebenmaaß. Sie verzeihen einander nicht die geringsten Fehler; und fangen eine Sache, die

ihnen mißlungen ist, von selbst mehr als einmal, von forne wieder an. Sind dieß nicht sichere Vorboten, daß sie dereinstens ihre Pflichten verabsäumen, aber nichts vergessen werden, was zu ihrem Vergnügen etwas beytragen kann?

Den Kindern kommet alles groß vor, Gärten, Gebäude, Haußgeräthe, Menschen und Thiere. Den Männern scheinen die zeitlichen Dinge groß zu seyn, und zwar aus eben derselben Ursache, weil sie selbst klein sind.

Wenn die Kinder zusammen kommen, so machen sie anfänglich einen freyen Staat aus. Ein Jeder ist Herr. Allein solches dauret, wie es ganz natürlich ist, nicht lange. Sie führen also eine monarchische Regierung unter sich ein. Einer unter ihnen thut sich, entweder durch ein aufgeräumteres Wesen, oder durch eine grössere Geschicklichkeit, oder durch eine genauere Kenntniß ihrer verschiedenen Spiele, und deren Gesetze hervor. Die Andern geben ihm also den Vorrang. So entstehet unter ihnen eine unumschränkte Herrschaft, die sich aber nur auf ihre Ergötzungen erstrecket.

Wer zweifelt wohl, daß die Kinder Begriffe haben, urtheilen, und richtig schlüssen? Man darf sich nicht wundern, daß solches bey Kleinigkeiten geschiehet; sie sind Kinder, und haben keine grosse Erfahrung; noch daß sie sich nicht gehörig ausdrücken, denn dieß ist nicht ihre Schuld, sondern die Schuld ihrer Eltern und Lehrmeister.

Man

Man verscherzet das Vertrauen der Kinder, und nützet ihnen folglich nichts, wenn man sie wegen solcher Fehler bestrafet, die sie nicht begangen haben; oder wenn man sie wegen kleiner Versehen gar zu hart züchtiget. Die Kinder wissen sehr gut, und besser als Jemand, was sie verdienet haben; und sie verdienen in der That nicht mehr, als was sie fürchten. Sie erkennen, ob man sie mit Recht oder Unrecht strafet, und werden verdorben, sowohl wenn man sie zur Ungebühr, als wenn man sie gar nicht züchtiget.

Man lebet nicht lange gnug, um von seinen Fehlern Vortheil zu ziehen. So lange man lebet, begehet man Fehler, und alles, was man durch seine häufige Fehler gewinnet, bestehet darinn, daß man gebessert stirbt.

Nichts erquicket einen mehr, als wenn man, eine Thorheit zu begehen, zu vermeiden gewußt hat.

Es kömmt einem schwer an, seine Fehler zu gestehen. Man will solche bemänteln, und einem Andern aufbürden. Der Seelsorger hat daher den Vorzug vor dem Beichtvater.

Die Fehler der Thoren sind oft so grob, und so schwer vorher zu sehen, daß sie die klügsten Männer in Verlegenheit setzen, und nur denenjenigen nützlich sind, die solche begehen.

Der Geist der Partheylichkeit erniedriget die größten Männer, bis zu den Niederträchtigkeiten des Pöbels

Wir thun aus Eitelkeit, oder um den Wohlstand zu beobachten, gewisse Dinge mit eben der äusserlichen Mine, als wenn wir sie aus Neigung, oder Schuldigkeit thäten. Es ist nicht lange, daß Jemand an den Blattern starb, womit ihn seine Frau ansteckte, die er zwar nicht liebete, aber doch in ihrer Krankheit wartete.

Die Menschen mögen gerne geehret seyn. Sie lassen sich aber solches nicht merken; denn sie wollen für tugendhaft gehalten werden. Wenn man aber aus der Tugend einen andern Vortheil zu ziehen suchet, als die Tugend selbst, nämlich Lobeserhebungen und Hochachtung; so ist man nicht mehr tugendhaft, sondern nach Hochachtung und Lobeserhebungen gierig, das ist, man ist eitel. Die Menschen sind sehr eitel, und doch ist ihnen nichts verhaßter, als wenn man sie vor eitel hält.

Ein eiteler Mensch spricht von sich selbst Gutes und Böses, nachdem sein Vortheil solches erfordert. Ein bescheidener Mann hingegen spricht von sich gar nicht.

Man kann nicht besser erkennen, wie lächerlich, und was für ein schändliches Laster die Eitelkeit ist, als wenn man siehet, daß sie sich nicht zeigen darf, ja sich öfters unter der Gestalt ihres Gegentheils verbirget.

Eine verstellte Bescheidenheit ist der feinste Kunstgriff der Eitelkeit. Sie machet, daß ein eiteler Mensch

Mensch nicht eitel zu seyn scheinet; sondern sich vielmehr durch eine Tugend hervor zu thun suchet, die dem seinen Karakter ausmachenden Laster gerade entgegen ist; und dieß ist eine Lügen. Die falsche Ehre ist die Klippe, an welcher die Eitelkeit scheitert. Sie machet, daß wir wegen solcher Dinge wollen hochgeschätzet seyn, die sich zwar bey uns befinden, aber viel zu schnöde und unwürdig sind, als daß man sie erhebet; und dieß ist ein Irrthum.

Die Menschen wissen von demjenigen, was sie selbst betrift, so zu sprechen, daß sie nur ihre kleinen Fehler gestehen, ja sich wohl gar solche beymessen, die schöne Gemüthsgaben und grosse Eigenschaften voraus setzen. Man beklaget sich über sein ungetreues Gedächtniß; mit seinem grossen Verstande aber, und mit seiner guten Urtheilskraft, ist man vollkommen zufrieden. Man siehet es gerne, wenn man uns vorrücket, daß wir zerstreuet wären, und gleichsam träumeten, gerade, als ob solches ein Zeichen eines grosses Witzes ist. Man gestehet, daß man ungeschickt sey, und mit seinen Händen nichts machen könne; man giebet sich aber darüber zufrieden, weil Jedermann die grossen Gaben des Verstandes und der Seele, an uns bewundert. Man bekennet, daß man träge sey, aber in solchen Ausdrücken, die zugleich anzeigen, daß man uneigennützig, und nicht ehrgeizig ist. Man schämet sich nicht seiner Unsauberkeit, weil solche nur eine Vernachläßigung kleiner Dinge ist, und voraus zu setzen scheinet, daß man sich nur mit grossen und gründlichen Sachen beschäftiget. Ein Soldat mag gerne

erzählen, daß er einstens aus gar zu grossem Eifer und Vorwitz, in die Laufgraben, oder an einen andern gefährlichen Ort gegangen sey, ohne daß er die Wache gehabt hätte, oder dahin zu gehen wäre befehliget gewesen. Er füget wohl gar hinzu, wie sein General ihn deshalb ausgescholten hätte. Ein kluger Kopf, oder ein Mann, der grosse Fähigkeiten besitzet, und diejenige Klugheit schon mit auf die Welt bringet, welche Andere zu erlangen sich vergeblich bemühen, der seinen vortreflichen Verstand, durch eine lange Erfahrung gestärket hat; den die grosse Menge, Last, Mannigfaltigkeit, Beschwerlichkeit, und Wichtigkeit der Geschäfte beschäftigen, aber nicht ermüden; der, vermöge seiner weitläuftigen Einsichten, und seines durchdringenden Verstandes, alle Begebenheiten voraus siehet, und nach seinem Willen lenket; der, anstatt daß er die Betrachtungen, welche Andere über die Regierungskunst, und Staatsklugheit entworfen haben, zu rathe ziehen solte, vielmehr in die Zahl derer von Natur erhabenen Seelen gehöret, die bestimmet sind, Andere zu leiten, und ihnen zum Muster zu dienen; der durch die grossen Sachen, die er thut, abgehalten wird, die schönen und angenehmen zu lesen; der nichts verlieret, wenn er sein Leben, und seine Thaten überdenket und durchgehet; ein solcher Mann kann, ohne zu prahlen, sagen, daß er kein Buch kenne, und niemahls lese.

Man suchet zuweiln seine Schwäche zu verbergen, oder wenigstens durch ein freywilliges Geständniß zu verringern. Jener saget, ich bin nicht gelehrt, und

er weis nichts; der, ich bin nicht mehr jung, und er hat bereits sechzig Jahre zurückgeleget; dieser, ich bin nicht reich, und er ist arm.

Man verwechselt die Bescheidenheit mit einer ganz andern Sache, wenn man sie für ein inneres Gefühl hält, welches den Menschen in seinen eigenen Augen erniedriget. Dieß ist eine übernatürliche Tugend, die man Demuth nennet. Der Mensch hat von Natur, von sich selbst, hohe und stolze Gedanken; und er denket nur von sich allein so. Die Bescheidenheit ist nur bemühet, es so einzurichten, daß Niemand darunter leidet. Sie ist eine äusserliche Tugend, die seine Augen, seinen Gang, seine Worte und Stimme einrichtet, und ihn beweget, sich äusserlich gegen die Andern so zu bezeigen, als wenn es nicht wahr wäre, daß er sie für nichts achtete.

Die Welt ist voll solcher Leute, die aus Gewohnheit sich mit Andern in Vergleichung stellen, allemal zu ihrem Besten den Ausspruch thun, und demselben gemäß handeln.

Man saget zwar, daß man bescheiden seyn müsse; und wohlgezogene Seelen fodern nichts mehr. Man mache aber, daß die Menschen denenjenigen, die ihnen aus Bescheidenheit nachgeben, nicht vorgreifen; und die, so sich vor ihnen biegen, nicht zerbrechen.

Man saget auch, daß man ehrbare Kleider tragen müsse; und verdienstvolle Personen begehren nichts mehr. Allein die Welt liebet den Putz; man leistet

stet ihr also ein Genügen. Sie ist nach dem Ueberflüßigen gierig, und man zeiget ihr solches. Einige schätzen die Andern nur nach einer reichen Weste, oder nach einer schönen Wäsche. Man schläget diese Art der Lobeserhebung nicht allemal aus. Es giebet gewisse Oerter, wo man sich muß sehen lassen, und wo eine breitere oder schmalere goldene Tresse den Eintritt verschaffet, oder verhindert.

Unsere Eitelkeit, und die grosse Hochachtung, die wir für uns selbst hegen, ist schuld, daß uns die Andern, in ihrem Betragen gegen uns, stolz vorkommen. Zuweiln ist solches gegründet, zuweiln aber auch nicht. Ein bescheidener Mann weis von dieser Empfindlichkeit nichts.

So eitel müssen wir nicht seyn, daß wir denken, als wenn die Andern uns mit grosser Neubegierde, oder Hochachtung betrachten, und von nichts anders, als von unsern Verdiensten, und denen uns gebührenden Lobsprüchen sprechen. Wir müssen aber auch eine gewisse Zuversicht hegen, die uns verhindert zu glauben, daß Andere übel von uns reden, wenn sie sich etwas ins Ohr sagen; und über uns spotten; wann sie lachen.

Wie kommts, daß Alcipp mich heute grüßet, anlächelt, und sich ganz aus dem Wagen herausbieget, damit er mich ja nicht verfehle? Ich bin nicht reich, ich gehe zu Fuße, und dem Herkommen gemäß, sollte er mich gar nicht sehen. Geschiehet es nicht deswegen, damit man sehe, wie er mit einem vornehmen

men Herrn zusammen in einer Kutsche fähret?

Man ist von sich selbst so eingenommen, daß sich unser ganzes Betragen darauf beziehet. Man mag gerne gesehen, gewiesen, und selbst von Unbekannten gegrüßet werden. Wenn sie es nicht thun, so hält man sie vor hochmüthig. Sie sollen forschen, wer wir sind.

Wir suchen unser Glück ausser uns, und setzen es in die Meynung, die andere Menschen von uns hegen, ob wir gleich wissen, daß solche schmeichlerisch, falsch, unbillig, voller Neid, und Vorurtheile, und eigensinnig sind. Ist dieß nicht wunderlich!

Es scheinet, als ob man nur über lächerliche Dinge lachen könnte. Nichts destoweniger findet man gewisse Leute, die sowohl über ernsthafte, als lächerliche Sachen lachen. Wenn man thöricht und unbedachtsam ist, und einem in ihrer Gegenwart etwas unüberlegtes entfähret, so lachen sie. Ist man hingegen klug, und bringet nichts, als vernünftige Sachen gehörig vor, so lachen sie auch.

Diejenigen, die uns mit Gewalt oder Unrecht unserer Güter berauben, und unsere Ehre durch Verläumdung schmälern, bezeigen uns zur Gnüge, daß sie uns hassen. Allein sie beweisen dadurch noch nicht, daß sie alle Hochachtung für uns verloren haben. Wir sind daher auch fähig, uns dereinstens mit ihnen zu versöhnen, und ihnen unsere Freundschaft zu schenken. Die Verspottung hingegen ist ein Un-

recht,

recht, welches man am wenigsten vergiebet. Sie ist die Sprache der Verachtung, und eine von denen Arten, durch welche man solche am deutlichsten an den Tag leget. Sie greifet den Menschen in seiner letzten Verschanzung an, nämlich in der guten Meynung, die er von sich selbst heget. Sie suchet ihn in seinen eigenen Augen lächerlich zu machen; und überzeuget ihn von der schlechten Meynung, die man von ihm hat. Sie machet ihn daher unversönlich.

Es ist erstaunenswürdig, daß wir Geschmack finden, und so geneigt sind, Andere aufzuziehen, zu tadeln, und zu verachten; und uns doch zu gleicher Zeit über diejenigen erzürnen, die uns mit gleicher Münze bezahlen.

Gesundheit und Reichthum bewahren die Menschen vor die Erfahrung des Uebels, und machen, daß sie gegen ihres Gleichen hart sind. Diejenigen hingegen, die an ihrem Elende bereits gnug zu tragen haben, tragen mit dem Elende Anderer das mehreste Mitleiden.

Es scheinet, daß die Gastmäler, Schauspiele, und Concerte, wohlgezogenen Seelen das Unglück ihrer Freunde und Verwandten, deutlicher vor Augen stellen.

Eine großmüthige Seele ist über Schmach, Ungerechtigkeit, Schmerz, und Spottreden erhaben. Sie würde unverletzlich seyn, wenn sie nicht durch das Mitleiden gerührt würde.

Es ist eine Art der Schande, beym Anblicke eines gewissen Elendes, glücklich zu seyn.

Man

Man ist sehr eifrig, seine geringsten Vorzüge zu erkennen, und sehr langsam, seine Fehler einzusehen. Man weis, daß man schöne Augenbraunen, und schöne Nägel hat. Man weiß kaum, daß man einäugig ist. Man weis gar nicht, daß man keinen Verstand hat.

Argire ziehet ihre Handschuh ab, um ihre schöne Hände zu zeigen. Sie vergisset nicht, einen kleinen Schuh sehen zu lassen, weil solcher voraussetzet, daß sie einen kleinen Fuß hat. Sie lachet sowohl über lustige, als über ernsthafte Sachen, um ihre schöne Zähne zu weisen. Sie lässet ihre Ohren sehen, weil solche niedlich sind. Sie tanzet nicht, weil sie mit ihrer Leibesgestalt nicht zufrieden ist, indem sie etwas dicke ist. Kurz, sie kennet alles, was zu ihrem Vortheile gereichet, ausser ein einziges Stück. Sie spricht beständig, und hat doch keinen Verstand.

Die Menschen achten die Tugenden des Herzens fast für nichts. Den Gaben des Körpers und Verstandes hingegen erweisen sie eine beynahe göttliche Ehre. Mancher rühmet sich selbst, mit einer kaltsinnigen Geberde, und ohne daß er die Bescheidenheit zu beleidigen fürchtet, daß er gütig, beständig, getreu, aufrichtig, billig, und dankbar sey. Er getrauet sich aber nicht zu bekennen, daß er aufgeweckt sey, schöne Zähne, und eine zarte Haut habe. Denn dieß wäre zu viel gesagt.

Die Menschen bewundern zwo Tugenden, nämlich die Tapferkeit und Freygebigkeit; denn sie schätzen zwo Sachen sehr hoch, die man aus Liebe zu diesen

Tugenden verachtet, nämlich das Leben, und das Geld. Daher rühmet auch keiner von sich selbst, daß er tapfer und freygebig sey.

Niemand saget von sich selbst, insonderheit wenn solches keinen Grund hat, daß er schön, großmüthig, und erhaben sey. Man hat diesen Eigenschaften einen gar zu hohen Werth beygeleget; daher begnüget man sich, solches nur zu denken.

So groß auch die Aehnlichkeit zwischen der Eifersucht und dem Nacheifer zu seyn scheinet: so sind sie dennoch so weit von einander entfernet, als das Laster von der Tugend..

Die Eifersucht und der Nacheifer haben einerley Gegenstand, nämlich das Gute oder die Verdienste Anderer, nur mit dem Unterschiede, daß dieser eine freywillige, herzhafte, und aufrichtige Neigung ist, welche die Seele fruchtbar machet, und sie beweget, daß sie sich die großen Beyspiele zu nutz machet, und oft das, was sie bewundert, übertrift. Jene hingegen ist eine heftige Bewegung, und gleichsam ein gezwungenes Bekenntniß der Verdienste Anderer. Sie gehet so weit, daß sie die Tugend denenjenigen abspricht, die solche besitzen; oder wenn sie selbige ja zugestehen muß: so versaget sie ihnen das ihnen gebührende Lob, und beneidet ihnen die Belohnungen. Sie ist eine unfruchtbare Leidenschaft, die den Menschen in dem Zustande lässet, in welchem sie ihn findet. Sie füllet ihn nur mit sich selbst, und mit dem Begriffe von seinem eigenen Lobe

an. Sie machet, daß er die Handlungen und Werke Anderer trocken und kaltsinnig betrachtet. Sie verursachet, daß er erstaunet, wenn er in der Welt andere Gemüthsgaben, als die seinigen, und Menschen erblicket, die eben die Geschicklichkeiten besitzen, auf welche er sich so viel einbildet. Sie ist ein schändliches Laster, indem sie durch ihre Ausschweifungen die Menschen eitel machet, ihnen eine gar zu gute Meynung von ihnen selbst beybringet, und denjenigen, den sie bezaubert hat, überredet, daß er nicht nur mehreren Verstand, und mehrere Verdienste besitze, als die Andern, sondern daß er nur allein Verstand und Verdienste habe.

Der Nacheifer, und die Eifersucht finden sich gemeiniglich nur bey Menschen von einerley Handthierung, Gewerbe, und Stande. Die allerschlechtesten Künstler sind der Eifersucht am stärksten unterworfen. Diejenigen, die sich auf die freyen Künste und schönen Wissenschaften legen, sollten billig nur dem Nacheifer Raum lassen.

Die Eifersucht ist nicht allemal vom Neide gänzlich frey. Diese beyden Leidenschaften vereinigen sich sehr oft. Der Neid hingegen ist zuweiln von der Eifersucht getrennet; z. B. der Neid, den große Ehrenstellen, großes Glück, Gunst und Ministerschaft in uns erregen.

Ein Mann, der Verstand besitzet, ist auf einen Künstler, der einen schönen Degen verfertiget, oder auf einen Bildhauer, der eine schöne Figur geschni-

tzet hat, nicht eifersüchtig. Er weis, daß diese Künste gewisse Regeln, und eine Methode haben, die man nicht errathen kann. Er weis, daß man sich dazu gewisser Werkzeuge bedienen muß, die er weder dem Gebrauch, noch dem Nahmen, noch dem Ansehen nach kennet. Er bedenket, daß er diese Künste nicht erlernet hat, und giebet sich also darüber zufrieden, daß er in denselben nicht Meister ist. Auf einen Minister hingegen, oder auf diejenigen, die am Ruder sitzen, kann er neidisch, ja gar eifersüchtig seyn; gleich als ob Verstand und gesunde Vernunft, die er mit ihnen gemein hat, die einzigen Eigenschaften wären, die zu Regierung eines Staats, oder zu Betreibung der öffentlichen Angelegenheiten erfordert werden; und die Stelle der Regeln, des Unterrichts, und der Erfahrung vertreten.

Man findet wenige ganz und gar dumme und fühllose Köpfe, und noch weniger erhabene und scharfsinnige Geister. Der gemeine Haufen hält die Mittelstraße zwischen diesen beyden äussersten Enden; der Zwischenraum ist mit einer grossen Anzahl Menschen von gewöhnlichen Gaben angefüllet, die sehr nützlich sind, dem Staate dienen, und sich sowohl auf das Nützliche, als Angenehme legen; als auf den Handel, auf das Finanzwesen, auf das Kriegswesen, auf die Schiffarth, auf Künste und Handwerker. Sie suchen ihr Gedächtniß zu stärken, und sind zu allerhand Spielen, zum Umgange, und zur Gesellschaft bequem.

Aller Verstand, der in der Welt ist, ist demjenigen unnütz, der keinen Verstand hat. Er hat keine Ein-

sich-

sichten, und ist auch nicht im Stande, sich die Einsichten Anderer zu nutz zu machen.

Der erste Grad der Vollkommenheit eines Menschen nach der Vernunft würde seyn, wenn er einsähe, daß er keine Vernunft habe. Die Thorheit selbst ist mit dieser Erkenntniß unverträglich. Das Beste nach dem Verstande würde seyn, wenn man erkennete, daß uns solcher mangelt. Alsdenn würde man unmögliche Dinge thun. Man würde, auch ohne Verstand zu haben, einsehen, daß man weder ein Thor, noch ein Geck, noch unbesonnen seyn soll.

Ein Mensch, der nur einen gewissen mittelmäßigen Verstand hat, ist ernsthaft, und immer einerley. Er lachet gar nicht, er scherzet niemals, und weis nicht aus Kleinigkeiten einigen Vortheil zu ziehen. Er ist eben so unfähig, sich zu erhabenen Dingen empor zu schwingen, als sich, um sich zu erhohlen, mit Kleinigkeiten abzugeben. Er weis kaum mit seinen Kindern zu spielen.

Jedermann saget von einem Gecken, daß er ein Geck sey. Allein keiner getrauet sich, ihm solches selber zu sagen. Er stirbet also, ohne daß er es weis, und ohne, daß sich Jemand gerächet siehet.

Was vor ein Mißverständniß herrschet zwischen dem Verstande und dem Herzen? Der Weltweise lebet ungeachtet aller seiner Lehren sehr übel; und der Staatsmann, der mit Entwürfen und Betrachtungen angefüllet ist, weis sich selbst nicht zu beherrschen.

Der Verstand nützet sich so wie alle übrige Dinge ab. Die Wissenschaften sind seine Nahrung, sie ernähren, und verzehren ihn.

Geringe Leute besitzen zuweiln tausend ihnen unnütze Tugenden. Sie können selbige nicht brauchen.

Es giebet Menschen, die die Last der Gunst und des Ansehens mit leichter Mühe tragen. Sie machen sich mit ihrer eigenen Größe bekannt, und bleiben auch bey den erhabensten Ehrenstellen gleichgiltig. Diejenigen hingegen, die das blinde Glück, ohne Wahl und Ueberlegung mit seinen Wohlthaten überschüttet, werden stolz, und können sich nicht mäßigen. Ihre Augen, ihr Gang, der Ton ihrer Stimme, und ihr Anblick, verrathen noch lange nachher die Bewunderung, welche ihre Erhebung ihnen selbst ablocket. Sie werden so wild, daß nur ihr Fall allein sie zahm machen kann.

Ein großer und starker Mensch, der eine breite Brust, und breite Schultern hat, träget eine schwere Last ganz leicht, und mit gutem Anstande. Er behält noch einen Arm frey. Ein Zwerg würde unter der Hälfte dieser Last erliegen. Eben also machen auch erhabene Bedienungen große Männer noch größer, und kleine Geister noch viel kleiner.

Es giebet Leute, denen ihr außerordentliches Betragen vortheilhaftig ist. Sie rudern, sie segeln auf einem Meere, wo Andere Schiffbruch leiden, und scheitern. Sie werden glücklich, indem sie wider alle

Regeln handeln, die zum Glücke führen. Ihre Unordnung und Thorheit tragen ihnen die Früchte der vollkommensten Klugheit. Es sind dieß diejenigen Menschen, die sich andern Menschen, nämlich den Großen widmen, denen sie opfern, und auf welche sie ihre größte Zuversicht setzen. Sie leisten ihnen kleine Dienste; sie belustigen sie. Leute, die Verdienste haben, und große Dienste leisten, sind den Königen zwar nützlich, allein jene sind ihnen unentbehrlich. Sie werden in Vorbringung witziger Einfälle alt und grau; es vertreten solche die Stelle der Thaten, wofür sie eine Belohnung erwarten. Durch die viele Mühe, die sie sich geben, lustig zu seyn, verschaffen sie sich endlich wichtige Bedienungen, und schwingen sich durch ein beständig lustiges Wesen, bis zu den ernsthaftesten Würden. Sie nehmen endlich ein Ende, und finden wider Vermuthen eine zukünftige Zeit, die sie weder fürchteten, noch hoften. Sie lassen auf Erden nichts, als das Beyspiel ihres Glücks zurück, welches für diejenigen, die solchem folgen wollen, sehr unglücklich ausschläget.

Von gewissen Personen, die einmal eine edle und heldenmüthige That gethan haben, welche dem ganzen Weltkreise bekannt geworden ist, fodert man, daß sie, ohne von einem so großen Werke ganz erschöpfet zu scheinen, in ihrem übrigen Betragen, wenigstens eine so kluge und vernünftige Aufführung blicken lassen, als man selbst bey gewöhnlichen Menschen antrift. Sie müssen nicht auf Kleinigkeiten fallen, die dem großen Ruhme unanständig sind, den sie erworben haben. Sie müssen sich dem Volke nicht zu sehr be-

bekannt machen, und selbigem nicht Zeit lassen, die Neubegierde und Bewunderung in Gleichgiltigkeit, oder wohl gar in Verachtung zu verwandeln.

Gewissen Leuten kommet es nicht so schwer an, sich der größten Tugenden zu befleißigen, als von einem einzigen Fehler abzulassen. Sie sind gar so unglücklich, daß sie gerade in das Laster verfallen, welches sich zu ihrem Stande am wenigsten schicket, und sie am lächerlichsten machet. Es schwächet den Glanz ihrer großen Eigenschaften. Es verhindert sie, daß sie nicht vollkommene Menschen sind, und ihr Ruhm nicht vollständig ist. Man fodert von ihnen nicht, daß sie mehr Einsichten erwerben, uneigennütziger seyn, auf Ordnung und Zucht mehr halten, in Erfüllung ihrer Pflichten genauer, auf das Beste des gemeinen Wesens eifriger bedacht, oder ehrbarer seyn sollen. Man begehret nur, daß sie nicht verliebt seyn.

Einige Menschen nehmen in dem Laufe ihres Lebens, sowohl in Absicht auf ihr Herz, als auf ihren Verstand, eine ganz andere Gestalt an; so daß man sich irret, wenn man sie darnach beurtheilet, wie sie in ihrer ersten Jugend waren. Manche waren gottsfürchtig, weise, gelehrt. Allein wegen der von einem gar zu großen Glück nicht zu trennenden Ueppigkeit sind sie es nicht mehr. Andere brachten ihre jungen Jahre in lauter Vergnügen zu. Sie strengeten allen ihren Verstand an, um solches recht kennen zu lernen. Allein die Widerwärtigkeiten machten sie gottsfürchtig, weise, und mäßig. Dieß sind gemeiniglich große Seelen, auf die man sicher bauen kann: Ihre

Redlichkeit ist durch Geduld und Widerwärtigkeit geläutert. Sie verknüpfen mit der ausnehmenden Artigkeit, die sie durch den Umgang mit dem schönen Geschlechte erlanget haben, und beständig beybehalten, den Geist der Ordnung und Ueberlegung, und zuweiln eine große Fähigkeit, die sie der Einsamkeit und Muße zu danken haben, welche ihnen das ihnen widrige Glück verschaffet.

Unser ganzes Unglück kommet daher, daß wir nicht allein seyn können. Aus dieser Quelle fließet die Neigung zum Spiele, zum Pracht, zur Verschwendung, zur Trunkenheit, und zu den Weibsbildern. Daher kommt die Unwissenheit, die Verläumdung, der Neid, die Vergessung seiner selbst und Gottes.

Zuweiln ist sich der Mensch selbst nicht hinlänglich. Die Finsternisse der Einsamkeit machen ihn verwirrt, und setzen ihn in eine schnöde Furcht, und in ein vergebliches Schrecken. Das geringste Uebel, was ihm alsdenn wiederfahren kann, ist, daß er lange Weile hat.

Die lange Weile ist durch die Trägheit in die Welt gekommen. Sie ist schuld, daß die Menschen nach Vergnügungen, Charten und Gesellschaften, lüstern sind. Ein Mensch, der die Arbeit liebet, ist sich selbst hinlänglich.

Der größte Theil der Menschen wendet die erste Hälfte des Lebens dazu an, um die andere Hälfte desselben elend zu machen.

Es giebet Werke, die bey A. anfangen, und bey Z. aufhören. Das Gute, das Mittelmäßige, das Schlechte, Alles findet darinnen Platz. Nichts ist in gewisser Art darinnen vergessen. Wie mühsam, wie gezwungen, sind solche Werke! Man nennet sie ein Spielwerk des Verstandes. Eben so giebet es auch ein Spielwerk in der Aufführung. Man hat angefangen, man muß also auch endigen. Man will seinen ganzen Lauf vollenden. Es würde zwar besser seyn, wenn man solchen änderte, oder wenigstens inne hielte. Allein da es seltener und schwerer ist, solchen zu vollenden: so vollführet man ihn. Man ermuntert sich durch Widersprüche. Die Vernunft giebet nach, und stehet ab. Die Eitelkeit tritt an ihre Stelle, und unterstützet. Man treibet diese Künsteleyen bis auf die tugendhaftesten Handlungen, ja bis auf Dinge, welche die Religion betreffen.

Nichts kostet uns mehr Mühe, als die Erfüllung unserer Pflichten. Die Ausübung derselben betrift nur solche Dinge, die wir unumgänglich zu thun verbunden sind. Sie wird nicht von großen Lobeserhebungen begleitet, die uns doch allein zu löblichen Handlungen anreizen, und uns in unsern Unternehmungen unterstützen. N*** liebet eine prächtige Frömmigkeit, die ihm das Amt eines Aufsehers über die Noth der Armen zuwege bringet, das Gut derselben anvertrauet, und aus seinem Hause eine Niederlage machet, wo solches ausgetheilet wird. Alle Kopfhänger und Bethschwestern haben zu ihm einen freyen Zutritt. Die ganze Stadt siehet seine Allmosen, und posaunet solche aus. Wer sollte

wohl

wohl zweifeln, daß N*** ein frommer Mann ist? Vielleicht seine Gläubiger?

Gerontes stirbet in einem hohen Alter, ohne daß er das Testament zu Stande gebracht hat, welches er seit dreißig Jahren entworfen hatte. Zehn Erben ab intestato theilen sich in seine Verlassenschaft. Asteria seine Frau fristete ihm, seit vielen Jahren, durch ihre Vorsorge das Leben. Ob sie gleich jung war, so hatte sie sich doch ihm gänzlich ergeben. Sie ließ ihn nicht aus den Augen; sie pflegete ihn in seinem Alter; und druckte ihm endlich die Augen zu. Allein er hinterlässet ihr nicht so viel, daß sie eines andern alten Mannes entbehren könnte, um nothdürftig zu leben.

Wenn man seine Bedienungen, oder Pfründen lieber verloren gehen lassen, als solche, selbst im höchsten Alter, verkaufen, oder an einen Andern abtreten will: so heißt solches, sich überreden, daß man nicht in die Zahl sterblicher Menschen gehöret; oder wenn man ja glaubet, daß man sterben könne: so heißt es, sich selbst, und nur sich allein lieben.

Faust ist eine liederliche Seele, ein Verschwender, ein Freygeist, ein undankbarer und jähzorniger Mensch. Allein sein Vetter Aurel hat ihn weder hassen, noch enterben können.

Frontin, ein Neffe des Aurels, hat diesen Greis nicht bewegen können, ihn zum Erben einzusetzen, ungeachtet er demselben zwanzig Jahre redlich

bey-

beygestanden, und eine recht blinde Gefälligkeit für ihn bezeiget hat. Er bekommet von der ganzen Verlassenschaft desselben nur ein geringes Jahrgeld, welches ihm Faust, der einzige Erbe, auszahlen soll.

Der Haß währet so lange, und ist so tief eingewurzelt, daß es bey einem Kranken das sicherste Zeichen eines baldigen Todes ist, wenn er sich mit seinem Widersacher versöhnen will.

Man machet sich bey allen Menschen beliebt, wenn man entweder den Leidenschaften schmeichelt, die ihre Seele beherrschen, oder wenn man mit den Schwachheiten ihres Körpers Mitleiden träget. Hierinn allein bestehet die Vorsorge, die man für sie tragen kann; und daher kommt es auch, daß derjenige, der sich wohl befindet, und wenig begehret, so schwer zu beherrschen ist.

Die Weichlichkeit und Wollust werden mit dem Menschen geboren, und verlassen ihn nicht ehe, als bis er stirbet. Weder glückliche noch traurige Begebenheiten können sie von ihm trennen. Er betrachtet sie entweder als die Früchte seines Glücks, oder als eine Schadloshaltung seines Unglücks.

Ein verliebter Greis ist eine große Unförmlichkeit der Natur.

Wenige Leute erinnern sich, daß sie jung gewesen sind, und wie schwer es ihnen geworden ist, keusch und mäßig zu werden. Das Erste, was die Men-

schen thun, nachdem sie den Vergnügungen, entweder aus Wohlstand, oder aus Ueberdruß, oder ihrer Gesundheit wegen, entsaget haben, bestehet darinn, daß sie solche an Andern tadeln. Es mischet sich in dieses Betragen eine gewisse fortwährende Neigung zu denen Dingen, die man verlassen hat. Man würde gerne sehen, daß eine Sache, die für uns kein Gut mehr ist, es auch für Andere nicht wäre. Es ist solches eine Art der Eifersucht.

Alte Leute werden nicht deswegen geizig, weil sie befürchten, dereinstens am Gelde Mangel zu leiden. Es giebet viele, die so gute Einsichten besitzen, daß sie dieser Furcht unmöglich statt geben können. Wie können sie fürchten, daß ihnen die Bequemlichkeiten des Lebens in ihrem hohen Alter mangeln werden, da sie sich derselben freywillig berauben, um ihrem Geize ein Gnügen zu leisten. Die Begierde, ihren Kindern grosse Reichthümer zu hinterlassen, ist an ihrem Geitze eben so wenig schuld. Es ist nicht natürlich, daß man einen Andern mehr liebet, als sich selbst. Ueberdem giebet es Geizhälse, die keine Erben haben. Dieses Laster ist vielmehr eine Wirkung des Alters, und der Gemüthsbeschaffenheit der Greise. Sie überlassen sich demselben eben so freywillig, als sie sich in ihrer Jugend den Vergnügungen, und in ihrem männlichen Alter dem Ehrgeize überliessen. Um geizig zu seyn, werden weder Kräfte, noch Jugend, noch Gesundheit erfodert. Man hat auch nicht nöthig, sich Mühe zu geben, um seine Einkünfte zu sparen. Man darf sein Geld nur in den Kasten schliessen, und sich alle Bequemlichkeiten auf einmal

ver-

versagen. Dieß ist alten Leuten sehr bequem, die Leidenschaft haben müssen, weil sie Menschen sind.

Es giebet Leute, die eine schlechte Wohnung haben, schlecht gekleidet gehen, und noch schlechter leben. Sie erdulden die Strenge der Witterung; sie berauben sich selbst des Umgangs mit andern Menschen, und bringen ihre Tage in der Einsamkeit zu. Sie leiden vom Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen. Ihr Leben ist gleichsam eine beständige Büßung. Kurz, sie haben das Geheimniß erfunden, auf dem beschwerlichsten Wege zu ihrem Verderben zu gehen; und dieß sind die Geizigen.

Die Greise erinnern sich ihrer Jugend mit einem zärtlichen Vergnügen. Sie lieben die Oerter, wo sie solche zugebracht haben. Die Personen, die sie zu dieser Zeit haben kennen gelernet, sind ihnen sehr werth. Sie mögen gerne Wörter aus ihrer veralteten Sprache anbringen. Sie halten es mit der alten Art zu singen, und zu tanzen. Sie rühmen die Moden, die damals in den Kleidungen, in den Auszierungen der Zimmer, und in den Aufzügen im Schwange giengen. Sie können selbst diejenigen Sachen nicht misbilligen, die ihren Leidenschaften dieneten, zu ihrem Vergnügen so nützlich waren, und sie desselben erinnern. Wie können sie denenselben die neuen Gewohnheiten und Moden vorziehen, an denen sie keinen Antheil haben, von denen sie nichts hoffen, und die von jungen Leuten sind aufgebracht worden, welche daraus, auf ihrer Seite, so große Vortheile gegen das Alter ziehen.

So

Sowohl eine gar zu große Nachläßigkeit, als ein übertriebener Putz, vermehren die Runzeln der Greisen, und machen ihre Baufälligkeit desto sichtbarer.

Ein Greis, der nicht viel Verstand hat, ist stolz, höhnisch, und von einem verdrüßlichen Umgange.

Ein Greis, der am Hofe gelebt hat, Verstand, und ein getreues Gedächtniß besitzet, ist ein unschätzbarer Schatz. Er ist voller Begebenheiten, und Regeln. Er weis die Geschichte seiner Zeit, und viele dahin gehörige besondere Nachrichten, die man nirgends aufgezeichnet findet. Man lernet von ihm die Regeln zu einer anständigen Aufführung, und guten Sitten, die um so viel sicherer sind, weil sie sich auf die Erfahrung gründen.

Junge Leute wissen sich besser in die Einsamkeit zu schicken, als die Alten, weil ihre Leidenschaften ihnen die Zeit verkürzen.

Obgleich Phidipp schon alt ist, so treibet er dennoch die Sauberkeit und Weichlichkeit aufs höchste. Er hat aus dem Essen und Trinken, aus der Ruhe und Bewegung eine Kunst gemacht. Er hat sich selbst gewisse Regeln vorgeschrieben, die auf seine Bequemlichkeit abzwecken. Er beobachtet solche auf das genaueste, und würde sie auch einer Buhlerinn zu gefallen nicht überschreiten, wenn sein Gesundheitszustand ihm noch erlaubete, sich eine zu halten. Er hat sich tausend überflüßige Dinge auf den Hals geladen, die ihm aber die Gewohnheit un-

entbehrlich gemacht hat. Er verdoppelt und verstärket also die Bande, die ihn an das Leben knüpfen; und wendet seine übrigen Tage an, sich den Verlust desselben desto schmerzhafter zu machen. War etwa seine Furcht vor dem Tode noch nicht groß genug?

Gnathon lebet nur vor sich. Er betrachtet die übrigen Menschen, als wenn sie nicht da wären. Es ist nicht genug, daß er sich beym Tische oben an setzet; er allein nimmt so viel Platz ein, als zwo andere Personen. Er vergißt, daß die Mahlzeit für ihn, und für die ganze Gesellschaft angerichtet ist. Er bemächtiget sich aller Schüßeln, und eignet sich alle Trachten zu. Er bleibet nicht ehe bey einem Gerichte, als bis er sie alle gekostet hat; ja er wünschte, daß er sie alle auf einmal verschlingen könnte. Er bedienet sich seiner Hände statt des Messers, und der Gabel. Er kehret das Fleisch in der Schüßel um, kehret es wieder um, zerstücket, und zerreißet es. Er gehet so damit um, daß die übrigen Gäste, wenn sie anders essen wollen, das essen müssen, was er übrig gelassen hat. Er ersparet ihnen nicht eine einzige von den eckelhaften Unsauberkeiten, die auch den Hungrigsten die Lust zu essen benehmen können. Die Suppen, und Brühen, laufen ihm über das Kinn, und über den Bart. Wenn er ein Stück Fleisch aus der Schüßel nimmt, so lässet er es entweder in eine andere Schüßel, oder auf das Tischtuch fallen; wenigstens machet er eine Reisebeschreibung über den ganzen Tisch. Er schmatzet und verdrehet die Augen, indem er isset, und die Tafel ist für ihn eine Rause. Er stöchert sich die Zähne, und fänget wieder an zu

essen. Er mag seyn, wo er will: so stellet er sich an, als ob er da zu Hause gehörete. In der Kirche, und in der Schaubühne, muß er eben so geräumlich sitzen, als in seinem Zimmer. In einer Kutsche gebühret ihm allemal hinten zu sitzen, denn wenn er rücklings fähret, so wird ihm, wie er vorgiebet, übel, und er fället in Ohnmacht. Wann er mit Andern zusammen reiset: so ist er allemal der Erste im Wirthshause; und suchet sich im besten Zimmer das beste Bette aus. Er weis sich alles zu nutz zu machen. Sowohl seine eigene als fremde Lakeyen passen auf, um ihm aufzuwarten. Alles, was ihm vorkommt, ist sein Hausgeräth, und Kutsche und Pferde. Er fället allen Leuten beschwerlich; allein er selbst zwinget sich, keinem einzigen zu gefallen. Er beklaget keinen, und kennet keine andere Uebel, als seine Vollblütigkeit, und seine Galle. Er beweinet den Tod anderer Menschen nicht; er fürchtet nur seinen eigenen, und würde solchen, durch die Ausrottung des ganzen menschlichen Geschlechts, gar gerne abkaufen.

Kliton hat in seinem ganzen Leben nur zwo Beschäftigungen gehabt, nämlich des Mittags zu essen, und des Abends zu essen. Er scheinet blos zur Verdauung geboren zu seyn. Seine Gespräche handeln alle von einerley Materie. Er rechnet die Speisen her, die beym letzten Schmause, im ersten Gange aufgetragen wurden. Er erzählet, wie viel, und was für Suppen er gegessen habe. Hernach kommet er auf die Braten, und Einschiebessen. Er erinnert sich ganz genau, aus was für Gerichten der andere

Gang bestand, und was für Beyessen, Früchte und kleine Teller herum gegeben wurden. Er nennet alle Weine, und alle gebrannte Wasser, von denen er getrunken hat. Er spricht die Küchensprache so vollkommen, als man es nur begehren kann; und erwecket bey mir eine Begierde, an einer guten Tafel zu speisen, wo er nicht dabey ist. Er kann sich auf seinen Gaumen verlassen, indem solcher sich noch niemals geirret hat. Er ist noch nie der entsetzlichen Unbequemlichkeit ausgesetzet gewesen, eine schlechte Speise zu essen, oder einen mittelmäßigen Wein zu trinken. Er ist ein in seiner Art vortreflicher Mann; und hat die Geschicklichkeit, sich zu mästen, aufs höchste gebracht. Man wird nicht leicht Jemanden finden, der so gut, und so viel isset, als er. Er ist der Schiedsrichter von den besten Bissen, und es ist fast nicht erlaubet, daran Geschmack zu finden, was ihm nicht schmecket. Jedoch er ist nicht mehr vorhanden! Er hat sich aber bis an seinen lezten Augenblick an die Tafel tragen lassen. Noch an dem Tage, da er starb, gab er einen Schmaus. Er mag seyn, wo er will, so isset er, und wenn er einmal wiederkommen sollte, so geschähe es nur, um zu essen.

Ruffin fänget an alt zu werden; allein er ist gesund. Er hat ein munteres und frisches Aussehen, welches ihm noch mehr, als zwanzig Jahr zu leben verspricht. Er ist aufgeweckt, lustig, vertraulich, und ziehet sich nichts zu Gemüthe. Er lachet recht von Herzen, und zwar ohne Ursach, und vor sich allein. Er ist mit sich, mit den Seinigen, und mit

sei-

seinem Glücke zufrieden, und preiset sich selbst vor glückselig. Er verlieret seinen einzigen Sohn, einen jungen Menschen von grosser Hofnung, der dereinstens eine Zierde seines Geschlechts würde gewesen seyn. Er überlässet Andern die Mühe, diesen Todesfall zu beweinen. Mein Sohn ist gestorben, saget er, und dieß wird seine Mutter noch ins Grab bringen. Damit ist er getröstet. Er hat keine Leidenschaften, keine Freunde noch Feinde. Ihm ist Niemand beschwerlich. Jedermann schicket sich für ihn. Er spricht mit einem Menschen, den er zum erstenmale siehet, eben so vertraulich, als mit einem Andern, den er seinen alten Bekannten nennet. Er erzählet ihm die Quodlibets, die er gemacht hat, und alle Histörchens, die er weis. Man kommet zu ihm, man gehet fort, ohne daß er darauf acht giebet. Dasselbe Histörchen, das er dem einen zu erzählen angefangen hat, erzählet er dem Andern vollends aus.

N* ist nicht sowohl durchs Alter, als durch Krankheiten geschwächt. Er ist erst acht und sechzig Jahr alt. Allein er hat die Gicht und Steinschmerzen. Er hat ein hageres Gesicht, und eine grünliche Farbe, die ihm das Ende drohet. Er lässet Mergel auf seinen Acker führen, und hoffet, daß er solchen, wenigstens in funfzehn Jahren, nicht wieder werde düngen dörfen. Er pflanzet junge Stämme; und verspricht sich, daß sie ihm nach zwanzig Jahren einen schönen Schatten geben werden. Er bauet ein Haus von Werkstücken, und versichert hustend, und mit keichender Stimme, daß solches niemals wer-

de fertig werden. Er gehet täglich auf seiner Baustätte herum, und lehnet sich auf einen Bedienten, der ihn unterstützet. Er weiset seinen Freunden, was er gemacht hat, und erzählet ihnen, was er noch zu machen willens ist. Er bauet nicht für seine Kinder, denn er hat keine; auch nicht für seine Erben, denn dies sind nichtswürdige Leute, mit denen er in grosser Mishelligkeit lebet. Er bauet für sich, und Morgen wird er vielleicht sterben.

Antagoras hat ein gemeines Gesicht. Er ist so bekannt, wie der Heilige, der auf dem hohen Altar stehet. Des Morgens laufet er alle Gerichtsstuben und Kanzelleyen, und des Abends die ganze Stadt durch. Er führet seit vierzig Jahren Processe. Das Ende seines Lebens aber ist näher, als das Ende seiner Rechtssachen. Es ist seit der Zeit keine wichtige Streitsache, oder ein weitläuftiger und verwickelter Proceß vorgefallen, wo er nicht wenigstens als der dritte Mann dazwischen gekommen wäre. Sein Name ist recht dazu gemacht, einem Sachwalter den Mund zu füllen; und schicket sich zum Kläger und Beklagten, wie ein Beywort zum Hauptworte. Da er aller Menschen Vetter ist, und von allen gehaßt wird: so ist fast nicht eine einzige Familie, über welche er sich nicht beschweret, oder die sich über ihn nicht beklaget. Er ist wechselsweise beschäftiget, sich bald in ein Gut einweisen zu lassen; bald sich einer gerichtlichen Ausfertigung zu widersetzen; bald auf die Vollenziehung eines Urtheils zu dringen. Er wohnet alle Tage einigen Versammlungen der Gläubiger bey, wirst sich aller

Or-

Orten zum Worthalter auf, und verlieret bey allen Bankerutten. Dieser Beschäftigungen ungeachtet, hat er noch einige Stunden des Tages zu Ablegung der Besuche übrig. Er spricht aller Orten von nichts, als von seinen Processen, und von neuen Zeitungen. Man hat ihn in einem Hause an dem einen Ende der Stadt gelassen; kommet man aber zu einem guten Freunde, der am andern Ende der Stadt wohnet: so findet man ihn auch schon da, wo er wieder von Processen und neuen Zeitungen spricht. Wenn man selbst eine Rechtssache hat, und beym Anbruche des Tages zum Richter gehet, um ihm solche bestens zu empfehlen: so erlanget man nicht ehe Gehör, als bis er den Antagoras abgefertiget hat.

Manche Leute bringen ihr Leben damit zu, daß sie sich gegen Einige vertheidigen, und Andern schaden. Sie sterben endlich in einem hohen Alter, nachdem sie Andern so viel Ungemach angethan haben, als sie selbst haben erdulden müssen.

Ich gestehe zwar, daß Bekümmerungen der Güter, gerichtliche Auspfändungen, Gefängnisse und Strafen nothwendig sind. Wenn ich aber die Gerechtigkeit, die Gesetze, und die Noth bey Seite setze: so ists für mich allemal etwas neues, wann ich sehe, wie unbändige Menschen mit andern Menschen verfahren.

Man siehet gewisse scheue Thiere beyderley Geschlechts auf den Feldern zerstreuet. Sie sind schwarz,

gelb, und von der Sonne verbrannt. Sie liegen fast auf der Erde, welche sie mit grosser Aemsigkeit umgraben, und umwühlen. Es scheinet, daß sie eine vernehmliche Stimme haben; und wenn sie aufrecht stehen, so zeigen sie eine menschliche Gestalt. Sie sind wirklich Menschen. Des Abends kriechen sie in elende Hütten, wo sie von schwarzem Brote, Wasser, und Wurzeln leben. Sie benehmen den andern Menschen die Mühe, das Feld zu bestellen, zu säen und zu ärnten. Sie verdienen also, daß sie an dem Brote, welches sie gesäet haben, keinen Mangel leiden.

Don Ferdinand lebet in seiner Provinz müßig. Er ist unwissend, höhnisch, zanksüchtig, betrügerisch unmäßig, und unbesonnen. Allein er ziehet auf seine Nachbarn den Degen, und setzet sein Leben um ein Nichts in Gefahr. Er hat Menschen umgebracht, und wird wieder umgebracht werden.

Ein Landjunker, der seinem Vaterlande, seinem Geschlechte, und sich selbst eine Last ist; und oft keine Wohnung, keinen Rock, und keine Verdienste hat, wiederhohlet wohl zehnmal des Tages, daß er ein Edelmann sey. Er begegnet den oberkeitlichen Personen, und den Gelehrten, als Leuten vom bürgerlichen Stande. Er ist sein ganzes Leben über mit nichts weiter beschäftiget, als mit seinen Urkunden und Papieren. Er würde solche nicht gegen die Zepter eines Kanzlers vertauschen.

Man findet gemeiniglich bey allen Menschen eine

wunderliche Vermischung von Gewalt, Gunst, Geschicklichkeit, Reichthum, Würden, Adel, Macht, Fleiß, Fähigkeit, Tugend, Laster, Schwachheit, Dummheit, Armuth, Ohnmächtigkeit, Bauerstolz, und Niederträchtigkeit. Diese auf tausend verschiedene Arten vermischte Dinge, die bey den mannigfaltigen Gegenständen, eine die Stelle der Andern vertreten, machen die verschiedene Stände der Menschen aus. Die Menschen, die alle einer des Andern Stärke und Schwäche kennen, handeln von beyden Theilen so, wie sie ihrem Bedünken nach handeln sollen. Sie kennen diejenigen, die ihnen gleich sind. Sie sehen die Vorzüge ein, die Einige vor ihnen, und sie vor Andern voraus haben. Daher entstehet unter ihnen vertrauliche Freundschaft, oder Ehrerbietung und Stolz, oder Sprödigkeit und Verachtung. Aus dieser Quelle fliesset das Betragen her, welches man an einem öffentlichen Orte blicken lässet, wo allerhand Leute versammlet sind. Bald siehet man sich mit solchen Personen umgeben, die man antreten und grüßen; bald mit solchen, die man nicht kennen, und mit denen man sich noch weniger einlassen will. Aus der Bekanntschaft mit Einigen machet man sich eine Ehre, und Anderer schämet man sich. Es geschiehet oft, daß derjenige, aus dessen Bekanntschaft man sich eine Ehre machet, und den man anreden will, darüber betreten wird, und uns stehen lässet; und derjenige, dessen man sich schämet, schämet sich wieder Anderer. Wer andern spröde begegnet, dem wird von noch Andern wieder spröde begegnet; und denjenigen, der uns verachtet, verachtet man wieder. Welches Elend! da es bey ei-

einem so seltsamen Betragen gewiß ist, daß man das, was man auf der einen Seite zu gewinnen glaubet, auf der Andern wieder verlieret, würde es nicht besser seyn, wann man aller Hoheit und allem Stolze, die schwachen Menschen so wenig geziemen, entsagete und sich beredete, einander gleich gütig zu begegnen? Dieß würde uns nicht allein den Vortheil zuwege bringen, niemals gekränket zu werden; sondern uns auch die überaus grosse Glückseligkeit verschaffen, Niemanden zu kränken.

An statt, daß man über den Namen eines Weltweisen erschrecken, oder gar erröthen sollte: so sollte vielmehr Jedermann eine grosse Kenntniß von der Weltweisheit besitzen. Sie schicket sich für alle Leute, und die Ausübung derselben ist Personen von jedem Alter, von jedem Geschlechte, und von jedem Stande nützlich. Sie tröstet uns wegen der Glückseligkeit Anderer, wegen der nichtswürdigen Vorzüge, wegen unseres schlechten Glücks, wegen der Abnahme unserer Kräfte und Schönheit. Sie wafnet uns wider die Armuth, das Alter, die Krankheit, und den Tod, wider die Thoren, und elenden Spötter. Sie machet, daß wir uns ohne Frau behelfen, oder uns wenigstens mit derjenigen vertragen, die wir uns erwählet haben.

Die Menschen geben ihre Seele in einem Tage sowohl der Freude, als dem Kummer Preis. Nichts ist sich selbst so ungleich, und so wenig zusammenhangend, als das, was in so kurzer Zeit in ihrem Herzen und Verstande vorgehet. Das einzige Mittel

wi-

wider dieses Uebel ist, daß man die zeitlichen Dinge nur gerade so hoch schätzet, als sie es verdienen.

Es ist eben so schwer, einen stolzen Menschen zu finden, der sich für glücklich genug schätzet, als einen bescheidenen Mann, der sich für gar zu unglücklich hält.

Das Schicksal des Winzers, des Soldaten, und des Steinmetzen, verhindert mich, mich für unglücklich zu schätzen, weil ich nicht so glücklich bin, als Fürsten und Staatsräthe.

Nur eine einzige Sache ist ein wahres Unglück für einen Menschen; nämlich, wenn er sich auf einem Fehltritte betreffen lässet, oder sich etwas vorzuwerfen hat.

Im Anfange wenden die mehresten Menschen die äusserste Mühe an, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Allein sie beharren dabey nicht lange. Ihre Trägheit, oder ihr Wankelmuth machet, daß sie die Früchte des besten Anfangs verlieren. Sie lassen sich Andere zuvorkommen, die später, als sie, ausreiseten, und ihren Weg langsamer, aber beständiger fortsetzten.

Bald sollte ich behaupten, daß die Menschen geschickter sind, die besten Maaßregeln zu erwählen, als solchen zu folgen, und das, was man thun und sagen soll, zu bestimmen, als es selbst zu thun, und zu sagen. Man nimmt sich ernstlich vor, von einer Sache, die man unter Händen hat, einen gewissen Um-

stand zu verschweigen. Allein eben dieser Umstand entwischet uns am ersten, entweder aus Leidenschaft, oder in der Hitze des Gesprächs, oder weil wir unsere Zunge nicht zu bändigen wissen.

Die Menschen sind in Erfüllung ihrer Pflichten sehr saumselig. Sie machen sich hingegen eine Ehre, oder ein Verdienst daraus, daß sie fremde Dinge, die sich weder für ihren Stand, noch für ihren Karackter schicken, sehr eifrig betreiben.

Zwischen einem Menschen, der sich in einen fremden Karackter einhüllet, und zwischen ihm selbst, wenn er sich in seinem eigenen Karackter zeiget, ist eben der Unterschied, der zwischen einer Larve, und einem Gesichte ist.

Telephon hat Verstand; allein wenn man es recht beym Lichte besiehet, zehnmal weniger, als er sich einbildet. Alles also, was er saget, thut, denket, entwirfet, ist zehnmal über seinen Verstand; folglich zeiget er niemals seine wahre Stärke, und Einsicht. Dieser Schluß ist richtig. Er siehet gleichsam einen Schlagbaum vor sich, der ihm weiter zu gehen nicht erlaubet, und ihn also erinnert, da stehen zu bleiben. Allein er dringet weiter, und überschreitet seine Sphäre. Er wird selbst seine schwache Seite gewahr, und zeiget sich doch von eben dieser Seite. Er spricht von Dingen, die er gar nicht, oder doch sehr schlecht verstehet. Er unternimmt mehr, als seine Kräfte vermögen. Er strebet nach Dingen, die über seinen Stand sind, Er stellet sich mit den vortreflich-

sten Männern in aller Art in Vergleichung. Er hat gute und löbliche Eigenschaften; er verdunkelt sie aber, durch den angenommenen Schein des Großen, und Bewundernswürdigen. Man siehet deutlich, was er nicht ist; allein das, was er ist, muß man errathen. Er ist ein Mensch, der sich und seine Kräfte nicht kennet, und nicht weis, bey dem Karackter zu bleiben, der ihm eigen ist und zugehöret.

Selbst ein Mensch, der den herrlichsten Verstand hat, ist ungleich. Zuweiln ist er stärker, zuweiln schwächer. Er geräth in Begeisterung; allein sie nimmt wieder ein Ende. Wenn er klug ist, so spricht er alsdenn wenig, schreibet gar nichts, und suchet weder etwas zu ersinnen, noch zu gefallen. Singet man wohl, wann man heiser ist? Muß man nicht so lange warten, bis sich die Stimme wieder einfindet?

Der Thor ist ein Uhrwerk, und eine Maschine, die ihre Triebfedern hat. Das Gewicht reißet ihn fort, setzet ihn in Bewegung, und machet, daß er sich beständig auf einerley Art, und mit einerley Gleichheit herum drehet. Er ist einförmig, und allemal derselbe. Wer ihn einmal gesehen hat, hat ihn in allen Augenblicken, und in allen Umständen seines Lebens gesehen. Er gleichet höchstens einem Ochsen, der brüllet, und einer Amsel, die pfeifet. Er ist das, was er ist, von Natur, und ich mögte beynahe sagen, vermöge seiner Art. Eine Seele wird man bey ihm nicht gewahr. Sie wirket nicht, sie übet sich nicht, sie ruhet.

Ein

Ein Thor stirbet nicht, oder wenn ihm solches, nach unserer Art zu reden, ja begegnet: so ist es gewis, daß er durch sein Sterben gewinnet, und in dem Augenblicke, da Andere sterben, zu leben anfänget. Seine Seele fänget alsdenn an zu denken, zu überlegen, zu folgern, zu schlüssen, zu urtheilen, vorher zu sehen, und alles das zu thun, was sie vorher niemals that. Sie siehet sich von einem Klumpen Fleisch befreyet, in welchem sie eingeschlossen war, ohne daß sie wirken, sich bewegen, oder das Geringste, was ihrer würdig war, vornehmen konnte. Ich wollte fast behaupten, daß sie über ihren eigenen Körper, und dessen sinnlose und unvollkommene Werkzeuge erröthet, mit welchem sie so lange verknüpfet gewesen ist, und doch nicht mehr, als einen Thoren, oder einfältigen Tropf hat bilden können. Sie gehet alsdenn mit den grossen Seelen, welche vortrefliche Köpfe, und geistreiche Menschen hervorgebracht haben, in einem Paare; und man kann alsdann die Seele eines Allain, von der Seele eines grossen Conde, eines Richelieu, Pascals und Lingendes nicht unterscheiden.

Die falsche Zärtlichkeit in den freyen Handlungen, in den Sitten, und in der Aufführung, wird nicht deswegen so genennet, weil sie erdichtet ist; sondern weil sie sich mit solchen Sachen und Gegenständen beschäftiget, die es nicht im geringsten verdienen. Die falsche Zärtlichkeit des Geschmacks, und der Gemüthsart hingegen, heißt deswegen so, weil sie gezwungen und erdichtet ist. Emilie schreyet aus vollem Halse, wegen einer geringen Gefahr, die ihr

kei=

keine Furcht erwecket. Eine Andere zieret sich, und erblasset beym Anblicke einer Fledermaus, oder will die Veilchens lieben, und vor einer Tuberose in Ohnmacht fallen.

Wer sollte sich wohl versprechen können, die Menschen zu befriedigen? Sollte wohl ein Fürst, so gütig und mächtig er auch seyn mag, solches unternehmen wollen? Er mag es versuchen! Er mag sich aus ihrer Belustigung eine Beschäftigung machen; seinen Pallast den Höflingen öfnen, und ihnen erlauben, bis in die innerste Zimmer, ja bis an diejenigen Oerter zu dringen, deren bloßer Anblick schon ein Schauspiel ist. Er mag andere Schauspiele vor sie aufführen lassen, ihnen die Wahl der Spiele, Concerte, und Erfrischungen anheim stellen, und noch dazu ein köstliches Gastmal geben, und eine völlige Freyheit verstatten. Er mag mit ihnen alles mitmachen. Der grosse Mann mag liebenswürdig, und der Held leutselig, und vertraulich seyn. Dieß alles wird nicht gnug seyn. Die Menschen werden endlich selbst dererjenigen Sachen überdrüßig, welche sie anfänglich in Entzückung setzten. Sie würden endlich von der Tafel der Götter davon laufen, und der Necktar würde ihnen mit der Zeit nicht mehr schmecken. Sie tragen kein Bedenken, Sachen zu tadeln, die vollkommen sind. Die Eitelkeit, und ein verzärtelter Geschmack sind daran Schuld. Wenn man ihnen glauben soll, so ist alle Mühe, die man sich giebet, ihren Geschmack zu befriedigen, vergeblich. Ein königlicher Aufwand würde nicht hinlänglich seyn, dieses zu bewerkstelligen. Die Misgunst hat

hier-

hieran ihren Antheil, als die so weit gehet, daß sie die Freude zu schwächen suchet, die Andere darüber verspüren würden, daß sie sie zufrieden gestellet hätten. Eben diese gemeiniglich so schmeichlerische und höfliche Leute geben zuweiln nach; man erkennet sie nicht mehr, und wird den Menschen sogar im Höflinge gewahr.

Das gezwungene Wesen in den Geberden, im Sprechen, und in den Manieren, ist mehrentheils eine Folge des Müßiggangs, oder ein Zeichen der Gleichgiltigkeit. Eine grosse Neigung, oder wichtige Geschäfte, machen, daß der Mensch sich so zeiget, wie er von Natur ist.

Die meisten Menschen haben keinen Karackter, oder wenn sie ja einen haben: so ist er doch niemals einförmig, sondern widerspricht sich, und ist also nicht hinlänglich, sie von andern Menschen zu unterscheiden. Es fället ihnen schwer, beständig einerley zu seyn, und in der Ordnung oder Unordnung zu beharren. Wenn sie ja zuweiln einer Tugend, aus Liebe zu einer andern Tugend müde werden: so geschiehet es doch ungleich öfter, daß sie ein Laster abdanken, um sich einem andern Laster zu überlassen. Sie haben ganz entgegen gesetzte Leidenschaften, und Schwachheiten, die sich einander widersprechen. Es kostet ihnen nicht so viel Mühe, von einem äussersten auf das andere zu fallen, als eine Aufführung zu beobachten, deren Theile aus einander herfliessen. Sie sind Feinde der Mäßigung, und treiben alle Sachen zu weit, sowohl die guten, als schlechten. Da sie hernach diese

Aus-

Ausschweifung nicht lange ertragen können: so suchen sie solche durch eine Veränderung zu erleichtern. Adrast war so verderbt, und ein solcher Freygeist, daß es ihm gar nicht schwer fiel, der Mode zu folgen, und ein Scheinheiliger zu werden. Aber ein frommer Mann zu werden, dieß würde ihm mehr Mühe gekostet haben.

Woher kommts, daß Leute, welche die größten Widerwärtigkeiten ganz gelassen ertragen, sich über die geringsten Ungelegenheiten so heftig erzürnen, daß ihre Galle einer nie versiegenden Quelle gleichet? Ein solches Betragen ist gewis nicht eine Frucht der Weisheit; denn die Tugend ist sich allemal gleich, und widerspricht sich niemals. Es ist also ein Laster, und zwar kein anderes, als die Eitelkeit, die nur durch solche Begebenheiten, welche in der Welt ein großes Aufsehen machen, und wobey viel zu gewinnen ist, aufgeweckt und rege gemacht wird; alles übrige aber vernachläßiget.

Man bereuet es selten, daß man wenig spricht, aber sehr oft, daß man zu viel redet. Diese Regel ist alt, und bekannt; Jedermann weis sie, allein nicht Jedermann übet sie aus.

Man rächet seine Feinde an sich selbst, und räumet ihnen einen gar zu großen Vortheil ein, wenn man ihnen Sachen beymisset, die nicht wahr sind, oder man lüget, um sie anzuschwärzen.

Wie

Wie viel Missethaten, sowohl geheime, als öffentliche und bekannte, würde der Mensch nicht unterlassen, wenn er für sich selbst zu erröthen wüßte?

Wenn gewisse Menschen es im Guten nicht so weit bringen, als sie es bringen könnten: so lieget die Schuld daran, daß sie in ihrer Jugend nicht gehörig sind unterrichtet worden.

Bey einigen Menschen träget der mittelmäßige Verstand, den sie besitzen, viel dazu bey, daß sie klug sind.

Kinder stillet man durch Ruthen und Züchtigungen. Zur Befriedigung erwachsener Menschen aber, werden Kronen, Zepter, Ordensbänder, Purpur, Paucken, und Wapenröcke erfodert. Die von allem Schmucke gänzlich entblößte Vernunft, und Gerechtigkeit, kann sie weder überzeugen noch erschrecken. Der Mensch, der eine vernünftige Seele hat, lässet sich von seinen Augen, und Ohren leiten.

Timon, oder der Menschenfeind, kann zwar eine wilde und unbeugsame Seele haben; allein äusserlich ist er artig. Er beobachtet den Wohlstand. Er vergisset sich zwar niemals so weit, daß er sich mit den Menschen gemein machen sollte. Er begegnet ihnen höflich und ernsthaft. Er wendet alles an, um ihres vertrauten Umgangs überhoben zu seyn. Er will sie nicht näher kennen lernen, noch Freundschaft mit ihnen stiften. Er machet es in diesem Stücke so, wie ein Frauenzimmer, die bey einer Andern Besuch abstattet.

Die

Die Vernunft stammet von der Wahrheit her. Sie ist selbst Wahrheit. Nur ein Weg führet zu derselben; tausend Wege aber entfernen uns von ihr. Die Erkenntniß der Klugheit ist nicht so weitläuftig, als wenn man alle Arten der Thoren, und Unbesonnenen erforschen wollte. Wer nur artige und vernünftige Menschen gesehen hat, der kennet entweder den Menschen nicht, oder er kennet ihn nur halb. So mannigfaltig auch die Gemüthsbeschaffenheiten und Sitten sind: so ertheilen doch der Umgang, und die Artigkeit, den Menschen einerley äusserliches Ansehen, und machen, daß sich die Menschen, so viel das äusserliche Betragen betrift, einander ähnlich sehen. Derjenige hingegen, der unter dem Pöbel, oder unter den Landleuten bekannt ist, machet, wenn er sich anders seiner Augen bedienet, in kurzer Zeit seltsame Entdeckungen. Er siehet Dinge, die ihm ganz neu sind; an deren Wirklichkeit er zweifelte, ja welche er nicht einmal vermuthen konnte. Er bringet es, durch seine Erfahrung, in der Kenntniß des menschlichen Geschlechts immer weiter, und kann beynahe ausrechnen, auf wie viel unterschiedene Arten ein Mensch unerträglich seyn könne.

Wenn man die Menschen gründlich erforschet, und das Falsche in ihren Gedanken, Gesinnungen, Neigungen, und in ihrem Geschmacke erkannt hat: so ist man gezwungen zu bekennen, daß sie durch ihre Unbeständigkeit weniger verlieren, als durch ihre Halsstarrigkeit.

Wie viel schwache, weiche, und gleichgiltige Seelen giebet es nicht, die eben keine großen Fehler an sich haben, und doch Stoff gnug zur Satire geben können? Wie viel Arten lächerlicher Menschen sind nicht vorhanden, die aber, weil sie Sonderlinge sind, nichts zu bedeuten haben, und zum Unterricht und zur Sittenlehre nichts helfen. Dieß sind in ihrer Art einzelne Fehler, die nicht ansteckend sind, indem sie nicht sowohl der Menschheit, als den Personen ankleben.

Das zwölfte Hauptstück.

Von den Urtheilen.

Nichts siehet einer deutlichen Ueberzeugung ähnlicher, als eine vorgefaßte Meynung; Daher entstehen Parteyen, geheime Verbindungen, und Ketzereyen.

Man denket von einer Sache nicht beständig auf einerley Art. Die Einbildung, und der Eckel, lösen sich einander bald ab.

Große Sachen setzen uns in Erstaunen; und geringe sind uns zuwider. Die Gewohnheit macht uns mit beyden bekannt.

Zwey einander entgegen laufende Dinge, nämlich Gewohnheit und Neuigkeit, nehmen uns gleich stark ein.

Nichts

Nichts ist niederträchtiger und pöbelhafter, als wann man diejenigen mit prächtigen Lobeserhebungen beleget, an welche man vor ihrer Erhebung kaum gedachte.

Die Gunst des Fürsten schließt die Verdienste nicht allemal aus; eben so wenig, als sie solche immer voraussetzet.

Es ist zu bewundern, daß wir bey dem Hochmuthe, der uns aufbläset, und bey der großen Meynung, die wir von uns selbst, und von der Güte unserer Beurtheilungskraft hegen, uns derselben nicht bedienen, die Verdienste Anderer zu entscheiden. Die Mode, und die Gunst des Fürsten, oder der Beyfall des Volks, reißen uns gleich einem schnellen Strome dahin. Wir loben nicht das, was lobenswürdig ist, sondern das, was gelobet wird.

Ich weis nicht, ob etwas auf der Welt mehr Mühe kostet, zu billigen, und zu loben, als eben das, was den Beyfall und die Lobeserhebungen am meisten verdienet. Ich weis nicht, ob Tugend, Verdienste, Schönheit, gute Handlungen, und schöne Werke, eine natürlichere und sicherere Wirkung herfürbringen, als Neid, Eifersucht und natürlichen Widerwillen. Ein Scheinheiliger spricht nicht von einem Heiligen Gutes, sondern von einem andern Scheinheiligen. Wann ein schönes Frauenzimmer die Schönheit einer Andern rühmet: So kann man sicher schlüßen, daß sie selbst schöner ist, als die, welche sie rühmet. Wann ein Dichter die Arbeiten eines andern Dichters lobet: so

kann man sicher wetten, daß solche schlecht sind, und nichts zu bedeuten haben.

Es kostet den Menschen Mühe, an einander Geschmack zu finden. Sie haben nur eine schwache Neigung, sich einander Beyfall zu geben. Handlungen, Betragen, Gedanken, Ausdrücke, kurz, nichts gefällt ihnen, nichts ist ihnen gut gnug. Sie setzen an die Stelle dessen, was man ihnen vorlieset, erzählet, und saget, das, was sie selbst bey einer solchen Gelegenheit thun, und von einer solchen Materie denken, oder schreiben würden. Sie sind von ihren eigenen Begriffen so voll, daß die Begriffe Anderer keinen Platz bey ihnen finden.

Die mehresten Menschen sind zur Unordnung, und zu Kleinigkeiten, so geneigt; die Welt ist von schädlichen oder lächerlichen Beyspielen so voll, daß ich beynahe glaube, daß die Begierde, etwas Sonderbares vorzustellen, wenn sie die gehörige Schranken kennete, und nicht so weit gienge, sich der gesunden Vernunft und dem regelmäßigen Betragen sehr stark nähern würde.

Der Satz: Man muß es so, wie die andern machen, ist sehr verdächtig. Wenn man denselben weiter ziehet, als blos auf die äußerlichen Dinge, die von keiner Folge sind, und von der Gewohnheit, der Mode, und dem Wohlstande abhangen: so bedeutet er mehrentheils so viel, daß man Böses thun müße.

Wenn die Menschen ehe Menschen, als Bären und Panterthiere sind; wenn sie billig sind, und sowohl

sich

sich selbst, als andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen; wozu dienen die Gesetze, sowohl der Text, als die ungeheure Menge der Ausleger? Wozu dienen die Klagen, da man über das Eigenthum, oder über den Besitz streitet, kurz, alles das, was man Rechtsgelahrtheit nennet? was wird aus denenjenigen werden, welche ihr Ansehen, und ihren Stolz, einzig und allein der Gewalt zu danken haben, die man ihnen beygeleget hat, um vor die Aufrechthaltung und Beobachtung eben dieser Gesetze zu sorgen? Wenn die Menschen redlich, aufrichtig, und von Vorurtheilen frey sind, wozu nützen die Zänkereyen, Spitzfindigkeiten, und Streitigkeiten? Wenn sie mäßig, keusch, und nüchtern sind, wozu dienet das räthselhafte Gewäsche der Arzneykunst, welches für diejenigen, die solches verstehen, eine Goldgrube ist. Gesetzgeber! Lehrer! Aerzte! was für ein Unglück würde es für euch seyn, wenn wir uns alle bereden könnten, klug zu werden!

Wie vieler in den verschiedenen Beschäftigungen des Krieges und Friedens grosser Männer hätte man nicht entbehren können? Auf was für einen Grad der Vollkommenheit und Künsteley, hat man nicht gewisse Künste und Wissenschaften getrieben, die nicht nöthig seyn sollten; und sich nur deswegen in der Welt befinden, weil sie gleichsam Mittel wider diejenigen Uebel sind, die aus unserer Bosheit, als aus ihrer einzigen Quelle, herfließen.

Wie viele Sachen hat man nicht seit der Zeit des Varro entdecket, die Varro nicht wußte? Sollte es nicht hinlänglich seyn, nur so gelehrt zu seyn, als Plato und Sokrates waren?

In einer Predigt, in einem Concerte, und in einem Bildersaale, höret man gerade von einerley Sache sich ganz entgegen laufende Urtheile. Dieß sollte mich beynahe bewegen, zu behaupten, daß man in allen Werken, ganz sicher gute und schlechte Stellen anbringen könne. Das Gute gefället dem Einen, und das Schlechte dem Andern: Ja man waget sogar nichts, wann man noch das Schlechtere hineinbringet. Auch dieß findet seinen Liebhaber.

Der Phönix der singenden Dichtkunst steiget aus seiner Asche wieder hervor. Er hat seinen Ruhm in einem Tage sterben, und wieder aufleben gesehen. Der so untrügliche, und in seinen Urtheilen so standhafte Richter, ich meyne die Welt, ist seinetwegen veränderlich geworden. Entweder sie irret sich, oder sie hat sich geirret. Wer heutiges Tages behaupten wollte, daß Quinault in gewisser Maaße ein schlechter Dichter sey, der würde eben so unanständig sprechen, als wenn er vor einiger Zeit gesagt hätte: er ist ein guter Dichter.

Chapelain war reich, und Corneille war es nicht. Das Mädchen von Orleans und Rodogune, hätten jede ein ander Schicksal verdienet. Wenn also die Menschen fragen, warum dieser oder jener in einer Handthierung sein Glück gemachet, und ein Anderer solches verfehlet habe? so suchen sie die Ursachen ihres Eigensinnes. Denn dieser allein machet, daß sie bey den dringenden Umständen ihrer Geschäfte, Vergnügungen, Gesundheit, und ihres Lebens das Gute hintansetzen, und das Schlechte erwählen.

Die Römer betrachteten die Schauspieler, als unehrliche Leute; Bey den Griechen hingegen, wurden sie in großen Ehren gehalten. Wie machen wir es? wir denken von ihnen wie Römer, und leben mit ihnen wie Griechen.

Es war dem Römischen Frauenzimmer schon gnug, daß Batil ein Pantomime war, um ihm nachzulaufen. Es war schon gnug, daß Rhoe auf der Schaubühne tanzte, und Rosein und Nerine im Chore sangen, um sich eine Menge von Liebhabern zuzuziehen. Die Eitelkeit und Kühnheit, als Folgen einer gar zu großen Macht, hatten den Römern den Geschmack am Geheimen und Verborgenen benommen. Sie suchten eine Ehre darinn, daß sie die öffentliche Schaubühne zu einer Schaubühne ihrer Liebeshändel machten. Sie waren auf die Zuschauer nicht eifersüchtig, und theileten mit dem gemeinen Haufen, die Reizungen ihrer Buhlerinnen. Sie fanden nur daran Geschmack, daß sie öffentlich sehen ließen, wie sie, nicht eine schöne Person, oder eine fürtrefliche Schauspielerinn, sondern eine Schauspielerinn liebeten.

Nichts entdecket besser, was die Menschen von den schönen Wissenschaften und Künsten halten, und wie nützlich sie solche dem gemeinen Wesen zu seyn glauben, als der Werth, den sie selbigen beylegen, und der Begrif, den sie sich von denenjenigen machen, die sich darauf befleißigen. Es giebet keine einzige noch so mechanische Kunst, und so verachtete Handthierung, durch welche man nicht ein gründlicheres,

sichereres und geschwinderes Glück machen könnte. Der in einer Kutsche vorbeyrollende Schauspieler, spritzet dem zu Fuß gehenden Corneille den Koth ins Gesicht. Bey vielen sind ein Gelehrter, und ein Schulfuchs gleichbedeutende Wörter.

Wo ein Reicher spricht, und von einer Wissenschaft redet, da müssen die Gelehrten schweigen, hören, und alles billigen, wenn sie anders nur für gelehrt wollen gehalten werden.

Es wird eine Art der Kühnheit erfodert, in Gegenwart gewisser Personen, die Schande, gelehrt zu seyn, zu ertragen. Man findet bey ihnen ein tief eingewurzeltes Vorurtheil gegen die Gelehrten; Sie sprechen ihnen die Artigkeit, die Lebensart, und den Geist des Umgangs ab, und verweisen sie also gleichsam ausgeplündert in ihre Studierzimmer, und zu ihren Büchern. Da die Unwissenheit ein ruhiger Zustand ist, und keine Mühe kostet: so schläget sich eine grosse Menge Menschen auf ihre Seite, und diese sind sowohl bey Hofe, als in der Stadt so zahlreich, daß sie die Anzahl der Gelehrten weit übertreffen. Wenn diese zu ihrem Vortheile die Namen eines Estrees, Harlai, Bußuet, Seguier, Montausier, Vardes, Cherreuse, Novion, Lamoignon, Scuderi, Pelißon, und so vieler andern Männer, anführen, die so gelehrt als artig sind; ja wenn sie sich sogar auf die großen Namen eines Chartres, Conde, Conti, Bourbons, Maine und Vendome beruffen, als auf Prinzen, die die besten und erhabensten Einsichten,

ten, mit der vollkommensten Kenntniß der griechischen und römischen Sprache zu verknüpfen gewußt haben: so sagen jene ihnen ganz trocken ins Gesicht, daß solches seltene und besondere Beyspiele wären. Nehmen die Gelehrten hingegen ihre Zuflucht zu tüchtigen Gründen: so sind solche gegen die Stimme der Menge zu schwach. Indessen scheinet es, daß man, ehe man den Ausspruch fällete, mehrere Vorsicht gebrauchen, und wenigstens sich die Mühe geben sollte, zu untersuchen, ob nicht derselbe Verstand, der es in den Wissenschaften so weit bringet, und so gut denken, reden, schreiben, und urtheilen lehret, auch artig zu seyn lehren könne.

Zur Artigkeit in der Aufführung werden wenig Wissenschaften erfodert; Allein zur Artigkeit des Geistes gehören sehr viel.

"Der Mensch ist gelehrt, sagt ein Staatsklügling, „und also zu Geschäften nicht geschickt. Ich würde „ihm nicht die Aufsicht über meine Kleiderkammer „anvertrauen.„ Er hat recht. Ossat, Ximenes, Richelieu, waren gelehrt, waren sie aber geschickt? Hat man sie für grosse Staatsräthe gehalten? "Er verstehet das Griechische, fähret der „Staatsklügling fort, er ist ein Schulfuchs und ein „Weltweiser.„ Eine Obsthöckerinn zu Athen redete griechisch, und war also eine Weltweisinn. Bignon und Lamoignon waren bloße Schulfüchse. Wer könnte daran zweifeln, sie verstanden ja das Griechische. Welcher Einfall! welche Thorheit ist es nicht! vom großen, weisen und sinnreichen

Antonin, wenn er behauptet, daß alsdenn die Völker glückselig seyn würden, wenn der Kaiser ein Weltweiser wäre, oder ein Weltweiser zum Kaiserthume gelangete.

Die Sprachen sind der Schlüssel, oder der Eingang zu den Wissenschaften, und weiter nichts. Die Verachtung, mit welcher man jenen begegnet, fället auf diese zurück. Es kommet nicht darauf an, ob eine Sprache alt oder neu, todt oder lebendig; sondern ob sie rauh oder geschliffen ist, und ob die Schriften, die in selbiger geschrieben sind, von gutem oder schlechtem Geschmacke sind. Gesetzt, daß unsere Sprache einmal das Schicksal der lateinischen und griechischen erführe, würde man wohl nach einigen Jahrhunderten, da man solche nicht mehr spräche, ein Schulfuchs seyn, wenn man Molieren oder Fontainen läse?

Ich nenne den Euripil, und du sagst, das ist ein Witzling, du nennest auch denjenigen, der einen Balken behauet, einen Zimmermann, und den, der eine Mauer aufführet, einen Maurer. Ich frage also, wo ist die Werkstatt, wo dieser Handwerksmann, der Witzling, arbeitet? Was für ein Schild hat er ausgehangen? An was für einer Kleidung erkennet man ihn? Welches ist sein Handwerksgeräthe? Das Winkelmaaß? der Hammer? der Amboß? Wo behauet, wo verbindet er seine Arbeit, wo hat er solche feil? Ein Handwerksmann bildet sich damit was ein, daß er ein Handwerksmann ist. Bildet sich Euripil auch damit was ein, daß er ein

Witz-

Witzling ist? Wenn er solches thut: so stellest du mir einen Gecken für, der den Verstand verunehret, eine schlechte und mechanische Seele, die weder das Schöne, noch Geistreiche recht kennet. Wenn er aber in nichts eine Ehre suchet, so verstehe ich dich, er ist ein weiser Mann, der Verstand hat. Nennest du nicht auch einen gelehrten Gecken, und einen elenden Dichter einen Witzling? Und glaubest du denn von dir selbst, daß du keinen Witz hast? Wenn du welchen hast, so ist er gewiß schön und anständig; du bist also auch ein Witzling. Falls du aber diesen Namen für einen Schimpf hältst, so bin ich zufrieden, daß du fortfährest, solchen dem Euripil beyzufügen, und dich dieser Spötterey, so, wie die Thoren, ohne alle Beurtheilung, oder wie die Unwissenden bedienest, die sich dadurch, wegen einer gewissen ihnen mangelnden Auswickelung des Verstandes trösten, die sie an andern gewahr werden.

Man sage mir nichts vor, von Tinte, Papier, Feder, Schreibart, Buchdrucker, und Druckerey. Man unterstehe sich nicht, mir weiter zu sagen: "Sie schrei„ben so schön Antistenes. Fahren sie fort zu „schreiben. Werden wir nicht bald ein Werk in „Folio von ihnen zu sehen bekommen? Handeln sie „in einem aneinanderhangenden und nach der stren„gen Lehrart eingerichteten Werke, welches kein Ende „hat, (sie sollten hinzufügen, und keinen Abgang „findet,) alle Tugenden und alle Laster ab?„ Ich thue auf alles Verzicht, was ein Buch gewesen ist, und seyn wird. Beryll fället beym Anblicke einer Katze, und ich beym Anblicke eines Buchs in

Ohnmacht. Kann ich seit zwanzig Jahren, da man meine Werke öffentlich verkaufet, mir einen bessern Tisch halten, und mich prächtiger kleiden? Bin ich in meinem Zimmer für dem Nordwinde gesichert? Hab ich ein Federbette? Man saget zwar, ich hätte einen großen Namen und viel Ruhm erlanget. Allein man könnte ehe sagen, daß ich vielen Wind erworben habe, der zu nichts nützet. Hab ich ein Gran von dem Metalle, durch welches man alle Sachen erlangen kann? Ein elender Sachwalter schreibet alles mit doppelter Kreide an. Er lässet sich Kosten erstatten, die er nicht vorgeschossen hat, und hat einen Grafen oder eine oberkeitliche Person zum Schwiegersohne. Ein buntscheckigter Livreybedienter wird ein Einnehmer, und bald darauf reicher, als sein Herr. Dieser bleibet ein ehrlicher Bürger, und jener wird durch sein Geld ein Edelmann. Benoit ist durch eine Marionettenbude, und Barberau dadurch reich geworden, daß er Flußwasser in steinernen Krügen verkaufte. Ein anderer Marktschreyer kommet von jenseits des Gebürges mit einem Felleisen auf dem Puckel her; kaum hat er seine Last abgeleget, so fallen ihm von allen Orten her Besoldungen zu. Itzo stehet er im Begriffe, mit beladenen Maulthieren und Lastwägen nach seiner Heymath zurück zu kehren. Merkur bleibet Merkur, und weiter nichts. Das Gold allein kann seine Betrachtungen und Ränke nicht bezahlen; Man überhäufet ihn also noch mit Gunst, und Ehrenbezeugungen. Wenn ich nur von erlaubtem Gewinnste sprechen will, so bezahlet man dem Ziegelstreicher seine Ziegel, und dem Handwerksmanne seine Zeit und Arbeit.

Be-

Bezahlet man aber dem Schriftsteller seine Gedanken und Schriften? Wenn er sehr schön denket, bezahlet man ihn sehr reichlich? Kann er sich wohl mit aller seiner Geschicklichkeit schön zu denken, und zu schreiben, einiges Hausgeräthe anschaffen, und den Adelstand erwerben? Die Menschen müssen gekleidet seyn, barbieret werden, und in ihrem Hause eine Thüre haben, die gut schließet. Ists aber nöthig, daß sie unterrichtet werden? Welche Thorheit ist es nicht! fähret Antistenes fort, welche Einfalt! welche Schwachheit! das Schild eines Schriftstellers oder Weltweisen auszuhängen! Vor allen Dingen muß man erst ein einträgliches Amt suchen, welches das Leben angenehm machet, und einen in den Stand setzet, seinen Freunden Geld zu lehnen, und denenjenigen zu geben, die es nicht wieder erstatten können. Alsdenn kann man aus Lust, oder weil man sonst nichts zu thun hat, schreiben, und so wie Titivus pfeifen, oder auf der Flöte spielen; dieß oder nichts. Unter diesen Bedingungen will ich schreiben, und dem Ungestümm derer nachgeben, die mir auf den Hals fallen, und sagen: Sie müßen schreiben. Der Titel meines Werks wird seyn: Vom Schönen, vom Guten, vom Wahren, von den Begriffen, vom ersten Ursprunge aller Dinge, durch Antistenes, einen Kaufmann, der die neuesten Waaren führet.

Wenn die Abgesandten fremder Prinzen Affen wären, die man abgerichtet hätte, auf den Hinterfüßen zu gehen, und durch Hülfe eines Dollmetschers zu

spre-

sprechen: so könnten wir nicht mehr Verwunderung bezeigen, als wir itzt wegen ihrer richtigen Antworten, und wegen der gesunden Vernunft blicken lassen, die zuweiln aus ihren Gesprächen hervorleuchtet. Das mit dem Hochmuthe der Nation verknüpfte Vorurtheil für unser Land machet, daß wir vergessen, wie die Vernunft in allen Weltgegenden zu Hause gehöret, und wie man aller Orten, wo Menschen sind, richtig denket. Wir würden es nicht gerne sehen, wenn diejenigen, die wir Barbaren nennen, mit uns eben so verfůhren. Wenn ja bey uns noch einige Barbarey anzutreffen ist, so bestehet sie darinn: daß wir uns darüber wundern, daß andere Völker so vernünftig sprechen, als wir.

Nicht alle Fremde sind Barbaren, und nicht alle unsere Landesleute sind gesittet; eben so wenig, als alle Landleute bäuerisch, und alle Stadtleute höflich sind. Man findet in einer an der See gelegenen Provinz eines großen Königreichs in Europa eine Gegend, wo der Landmann höflich und schmeichelhaft ist; die Bürger und die Oberkeit hingegen grob sind, ja deren Grobheit gar erblich ist.

Bey unserer so reinen Sprache, bey unsern ausgesuchten Kleidungen, bey unsern so gemilderten Sitten, bey unsern so schönen Gesetzen, und bey unserer weißen Haut, werden wir dennoch von einigen Völkern für Barbaren gehalten.

Wenn wir höreten, daß die Morgenländer gewöhnlicher Weise einen Saft tränken, der ihnen in den

Kopf

Kopf steiget, sie der Vernunft beraubet, und zum Speyen bringet, würden wir nicht sagen, dieß ist sehr barbarisch.

Ein gewisser Prälat zeiget sich wenig bey Hofe. Er hat keinen sonderlichen Umgang. Man siehet Ihn nicht in Gesellschaft des Frauenzimmers. Er lässet sich weder in große noch kleine Spiele ein. Er wohnet weder den Gastmälern, noch den Schauspielen bey. Er giebet sich mit keinen Ränken noch geheimen Verbindungen ab. Er hält sich beständig in seinem Bischofthume auf. Er denket an nichts anders, als sein Volk durch seine Lehren zu unterrichten, und durch sein Beyspiel zu erbauen. Er theilet seine Güter unter die Armen aus, und unterwirfet seinen Leib den Casteyungen. Er ist ein Liebhaber der Ordnung, und ein Nachfolger des Eifers und der Gottseligkeit der Apostel. Die Zeiten haben sich geändert, und man drohet ihm unter der itzigen Regierung mit einer erhabenern Würde.

Sollte man nicht Personen von einem gewissen Karackter, und von einem ehrbaren Stande begreiflich machen können, wie sie nicht verbunden sind, von sich sagen zu lassen, daß sie wie andere Leute spielen, singen und scherzen; und wie man nicht glauben könne, wenn man sie so lustig und aufgeräumt siehet, daß sie sonst so regelmäßig und strenge sind? Dörfte man ihnen wohl noch zu verstehen geben, daß sie durch ein solches Betragen, sich von der Artigkeit entfernen, auf die sie sich so viel einbilden? Denn diese richtet das Aeußerliche nach dem

Stan-

Stande ein, in welchem man sich befindet. Sie vermeidet den Widerspruch, denselben Menschen, unter verschiedenen Gestalten zu zeigen, die aus ihm einen wunderlichen Mischmasch, oder eine poßierliche Figur machen.

Von den Menschen muß man nicht so, wie von einer Schilderey, oder Bildsäule gleich nach dem ersten Anblicke urtheilen. Man muß ihr Inneres und ihr Herz erforschen. Der Schleyer der Bescheidenheit verdecket die Verdienste; und die Larve der Heucheley verbirget die Bosheit. Die Anzahl der Kenner, die einen gehörigen Unterschied zu machen wissen, und also berechtiget sind, den Ausspruch zu thun, ist sehr gering. Eine vollkommene Tugend, und ein aufs höchste getriebenes Laster, giebet sich nur nach und nach, und gleichsam durch Zeit und Gelegenheit gezwungen zu erkennen.

"- - - - - - - Er sagte, daß der Verstand dieser „schönen Person einem wohlgefaßten Diamanten „gliche; und indem er von ihr zu sprechen fortfuhr, „so fügete er hinzu: Ein Gewölke der Vernunft und „Annehmlichkeit reizet die Augen und Herzen derer- „jenigen, die mit ihr sprechen. Man weis nicht, ob „man sie liebet; oder bewundert. Sie besitzet alle „Eigenschaften, die zu einer vollkommenen Freundinn „erfodert werden. Sie hat aber auch solche Eigen- „schaften, die mehr als Freundschaft einflößen. Sie „ist so jung und blühend, daß sie gefallen muß, aber „auch so bescheiden, daß sie nichts weniger suchet, „als zu gefallen. Sie schätzet die Mannspersonen

„blos

„blos nach ihren Verdiensten, und glaubet nichts „mehr, als Freunde an ihnen zu haben. Da sie „voller Lebhaftigkeit und Empfindungen ist, so setzet „sie die Andern in Erstaunen, und ziehet sie auf ihre „Seite. Sie kennet alles, was die Unterredungen „zärtlich und aufgeweckt machen kann. Sie hat „überdem so glückliche Einfälle, die außer dem übri„gen Vergnügen, so sie verursachen, den andern „die Mühe ersparen, darauf zu antworten. Sie „redet, wie eine Person, die nicht gelehrt ist, sondern „zweifelt, und sich will belehren lassen. Sie höret „zu, als eine Person, die viel weis, den Werth dessen „kennet, was man ihr saget, und bey der man nichts „verlieret, wenn einem gleich etwas entfället. An„statt, daß sie sich bemühen sollte, mit Witz zu „widersprechen, oder der Elvire nachzuahmen, „die lieber für ein aufgewecktes Frauenzimmer will „gehalten seyn, als gesunde Vernunft und eine „richtige Ueberlegung zeigen: so weis sie vielmehr „sich die Meynungen Anderer zuzueignen. Sie hält „solche für die Ihrigen, führet sie weiter aus, und „verschönert sie. Man ist mit sich selbst zufrieden, „daß man so richtig gedacht, und sich besser ausge„druckt hat, als man selbst glaubete. Sie mag „reden, oder schreiben, so ist sie über alle Eitelkeit „weit weg. Da, wo man Gründe anbringen muß, „vergisset sie den schönen Schwung. Sie weis, daß „die Einfalt beredt ist, und wenn es darauf ankom„met, Jemanden zu dienen, und den Andern zu die„ser ihrer Absicht zu lenken: so überlässet sie der „Elvire die artigen Gespräche, und sinnreichen „Briefe, deren selbige sich bey allen Gelegenheiten

„bedienet. Artenize, so ist ihr Name, wendet „nur Aufrichtigkeit, Eifer, Bemühung, und Ueber„zeugung an. Das Lesen, und der Umgang mit „berühmten Leuten, ist ihre herrschende Neigung. „Sie thut es nicht in der Absicht, sich bey selbigen „bekannt zu machen, sondern sie kennen zu lernen. „Man kann sie schon zum voraus, wegen der Klug„heit, die sie dereinstens besitzen wird, und wegen „der Verdienste loben, die sie sich je länger je mehr „erwirbet. Sie verbindet eine untadelhafte Auf„führung mit den besten Absichten, und mit sicheren „Grundsätzen, die denenjenigen nützlich sind, die so „wie sie den Bemühungen und der Schmeicheley aus„gesetzet sind. Da sie ziemlich eigen, aber doch nicht „wild ist, sondern vielmehr einige Neigung zur Ein„samkeit hat: so kann ihr wohl nichts anders, als „die Gelegenheit, oder ein weitläuftiges Feld fehlen, „um alle ihre Tugenden herfürleuchten zu lassen.„

Ein schönes Frauenzimmer ist schon von Natur liebenswürdig. Sie verlieret nichts, wenn sie sich nicht putzet, und ohne einen andern Schmuck erscheinet, als den ihre Schönheit und Jugend ihr ertheilen. Eine ungekünstelte Anmuth leuchtet aus ihren Augen, und beseelet ihre geringsten Handlungen. Man würde weniger Gefahr laufen, wenn man sie mit dem ganzen Gepränge des Putzes und der Mode sähe. Eben so ist auch ein redlicher Mann seiner selbst wegen schon ehrwürdig, und ohne Absicht auf alle das Aeußerliche, wodurch er sich ein ernsthafteres Ansehen zu geben, und seine Tugend scheinbarer zu machen suchet. Ein angenommenes ernsthaftes Wesen,

sen, eine übertriebene Bescheidenheit, eine besondere Kleidung, und eine große Perrücke vergrößern den Werth der Redlichkeit nicht, und ertheilen den Verdiensten keinen neuen Glanz. Sie verstellen solche vielmehr, und machen, daß sie vielleicht nicht so rein und so ungekünstelt zu seyn scheinen.

Eine gar zu ausgesuchte Ernsthaftigkeit wird posierlich. Dieß sind zwar einander entgegen gesetzte Dinge. Sie stehen aber nahe bey einander. Die Mittelstraße zwischen beyden ist Anständigkeit. Dieß heißt nicht ernsthaft seyn, sondern die Person eines ernsthaften Menschen vorstellen. Wer sich Mühe giebet, ernsthaft zu seyn, der wird es niemals werden. Man ist es entweder nicht, oder man ist es von Natur; und es ist nicht so schwer, etwas davon nachzulassen, als solche zu vergrößern.

Ein geschickter und berühmter Mann, der mürrisch oder sauertöpfisch ist, schrecket die jungen Leute ab. Er machet, daß sie von der Tugend übel urtheilen, und sie als eine Sache betrachten, die an ihnen zu viel zu meistern findet, und deren Ausübung gar zu verdrüßlich ist. Ist er hingegen von einem angenehmen Umgange: so dienet er ihnen zu einem nützlichen Lehrmeister. Er lehret sie, daß man frölich und dabey arbeitsam seyn, und ernsthafte Beschäftigungen haben könne, ohne einem erlaubten Vergnügen zu entsagen. Er wird ihnen ein Muster, dem man nachfolgen kann.

Die Gesichtsbildung ist uns nicht zur Regel gegeben, nach welcher wir die Menschen beurtheilen sollen. Sie kann uns aber zu Muthmaßungen Anlaß geben.

Ein witziges Aussehen ist bey den Mannspersonen das, was regelmäßige Züge beym Frauenzimmer sind. Nach der Art der Schönheit können auch die eitelsten Menschen streben.

Ein Mann, der viel Verdienste und Verstand besitzet, und als ein solcher bekannt ist, ist selbst bey den unförmlichsten Zügen nicht häßlich; oder wenn er es ja ist, so machet es keinen Eindruck. Wie viel Kunst wird nicht erfodert, um wieder zum Natürlichen zu gelangen? Wie viel Zeit, Regeln, Aufmerksamkeit und Arbeit gehören nicht dazu, um eben so frey und anständig zu tanzen, als man gehet, so zu singen, als man spricht, so zu sprechen, und sich auszudrucken, als man denket, eben so viel Nachdruck, Lebhaftigkeit, Leidenschaft, und Ueberzeugung, in einer ausgearbeiteten Rede anzubringen, die man öffentlich halten soll, als man zuweiln in einem vertrauten Gespräche ganz natürlich, und ohne die geringste Vorbereitung, blicken lässet.

Diejenigen, die übel von uns urtheilen, ohne uns recht zu kennen, thun uns kein Unrecht; sie beleidigen nicht uns, sondern das Wahngespenst ihrer Einbildung.

Es giebet gewisse kleine Regeln, Pflichten und Wohlanständigkeiten, die man den Oertern, Zeiten und Personen schuldig ist. Man kann solche mit allem seinem Witze nicht errathen. Durch die Uebung aber erlernet man sie ohne einige Mühe. Wenn man die Menschen nach den Fehlern beurtheilet, die sie hierwider begehen, ehe sie in denselben hinlänglich unterrichtet sind: so heißt dieß eben so viel, als wenn man sie nach ihren Haaren, oder Nägeln beurtheilet; das ist, man will dereinstens seines Irrthums überführet werden.

Ich weis nicht, ob es erlaubet ist, die Menschen nach einem einzigen Fehler zu beurtheilen; und ob die äusserste Noth, eine heftige Leidenschaft, und die erste Hitze von Folgen ist.

Oft ist das Gegentheil von denen Gerüchten, die von Personen, oder Sachen laufen, die Wahrheit.

Ohne eine grosse Stärke, und beständige Aufmerksamkeit auf alle seine Worte, ist man oft der Gefahr ausgesetzet, in weniger Zeit, als in einer Stunde, von einerley Sache, oder Person, Ja und Nein zu sagen. Man suchet sich der Gesellschaft gefällig zu machen, und will daher weder dem einen, noch dem andern widersprechen, ob sie gleich ganz verschiedener Meynung sind.

Ein parteyischer Mensch ist vielen kleinen Kränkungen unterworfen. Da es unmöglich ist, daß diejenigen, denen er günstig ist, allemal glücklich und

weise, diejenigen hingegen, wider welche er sich erkläret hat, allemal unglücklich seyn, oder auf einem Fehltritte betroffen werden: so kann es nicht fehlen, daß er nicht oft die Fassung seines Gemüths öffentlich verlieret, wenn es entweder seinen Freunden nicht gelinget, oder wenn die, die er nicht liebet, einen neuen Ruhm erlangen.

Ein Mensch, der sich leicht einnehmen lässet, und doch nach einer geistlichen oder weltlichen Bedienung strebet, gleichet einem Blinden, der mahlen, einem Stummen, der reden, und einem Tauben, der vom Wohlklange urtheilen will. Schwache Gemälde, die das Elend dererjenigen, die sich leicht einnehmen lassen, ehr unvollkommen vorstellen! Man kann sicher hinzufügen, wie solches eine gefährliche und unheilbare Krankheit sey, die alle diejenigen anstecket, so sich dem Kranken nähern; und seines Gleichen, Geringe, Verwandte, Freunde, ja die Aerzte selbst vertreibet. Sie sind nicht im Stande, ihn zu heilen, wenn sie ihn nicht bewegen können, seine Krankheit zu erkennen, und einzusehen, wie keine andere Hülfsmittel für ihn vorhanden sind, als daß er höret, zweifelt, sich unterrichten, und eines bessern belehren lässet. Die Schmeichler, Betrüger, Verläumder, und Leute, die ihren Mund nur aus Eigennutz und zum Lügen aufthun, sind die Marktschreyer, denen er sich anvertrauet. Sie können ihm alles eingeben, was sie wollen; Sie vergiften und tödten ihn.

Deskartes Fürschrift, daß man auch die geringsten Wahrheiten nicht ehe entscheiden soll, als

bis

bis man sie deutlich und klar erkennet hat, ist gar zu schön und billig, als daß man sie nicht auch auf die Urtheile ziehen sollte, die man von den Menschen fället.

Nichts rächet uns besser, wegen der üblen Urtheile, die die Menschen von unserm Verstande, von unsern Sitten, und von unserm Betragen fällen, als die Nichtswürdigkeit und der schlechte Karackter dererjenigen, denen sie Beyfall geben.

Aus eben demselben Grunde, aus welchem man einen verdienstvollen Mann verachtet, kan man auch einen Thoren bewundern.

Ein Thor ist derjenige, der nicht einmal so viel Verstand hat, als zu einem Gecken erfodert wird.

Ein Geck ist derjenige, den die Thoren für einen verdienstvollen Mann halten.

Ein Unverschämter ist ein übertriebener Geck. Der Geck ermüdet, fället beschwerlich, erwecket Eckel, und ist widerlich. Der Unverschämte ist widerlich, er erbittert, erzürnet und beleidiget. Er fänget da an, wo der Andere aufhöret.

Der Geck ist ein Mittelding vom Thoren und Unverschämten. Er ist aus beyden zusammen gesetzet.

Die Laster kommen aus einem verderbten Herzen, die Fehler aus einer lasterhaften Gemüthsneigung, und das Lächerliche aus Mangel des Verstandes her.

Ein lächerlicher Mensch ist derjenige, der, so lange er so bleibet, das Ansehen eines Thoren hat.

Ein Thor ist allemal lächerlich, denn das ist sein Karackter. Zuweilen wird man zwar lächerlich, wenn man gleich vielen Verstand hat, allein man bleibet es nicht lange.

Ein Irrthum in der Sache, machet einen klugen Mann lächerlich. Die Thorheit ist bey Thoren, das abgeschmackte Wesen beym Gecken, und die Unverschämtheit beym Unverschämten. Das Lächerliche hingegen ist bald bey demjenigen, der wirklich lächerlich ist, bald aber in der Einbildung dessen, der das Lächerliche bey einer Sache suchet, wo es nicht ist, und auch nicht seyn kann. Die Grobheit, die Ungeschliffenheit, und das trotzige Wesen, können Fehler eines Menschen seyn, der Verstand hat.

Der Dummkopf ist ein Thor, der nicht spricht. Er ist also noch erträglicher, als ein Thor, der beständig schwatzet.

Eben derselbe Ausdruck, der im Munde eines verständigen Mannes ein aufgeweckter Scherz, oder ein sinnreicher Einfall ist, ist im Munde eines Thoren eine Thorheit.

Wann ein Geck fürchten könnte, daß er schlecht spräche: so würde er seinen Karackter fahren lassen.

Die

Die Begierde, beständig zu erzählen, ist ein Merkmal eines mittelmäßigen Geistes.

Ein Thor weis sich in nichts zu finden. Ein Geck giebet sich ein freyes und zuversichtliches Ansehen. Ein Unverschämter ist dummdreist. Ein verdienstvoller Mann ist schaamhaft.

Ein von sich selbst eingenommener Mensch ist derjenige, dem die Besorgung gewisser Kleinigkeiten, die man mit dem Namen der Geschäfte beehret, aufgetragen ist, der aber dabey einen sehr mittelmäßigen Verstand hat.

Ein Gran mehr Verstand, und eine Unze mehr Geschäfte, als zu einem von sich selbst eingenommenen Menschen erfodert werden, machen einen Menschen aus, der sich ein wichtiger Mann zu seyn dünket.

So lange man über einen sich wichtig dünkenden Menschen lachet, so lange hat er keinen andern Namen. Sobald man sich aber beschweret, so heißt er ein stolzer Mensch.

Ein ehrlicher Mann ist das Mittel zwischen einem geschickten, und einem frommen Manne. Er ist aber von beyden nicht gleich weit entfernet.

Der Unterschied zwischen einem geschickten und einem ehrlichen Manne wird von Tage zu Tage geringer, und man stehet im Begriffe, solchen gar aufzuheben. Ein geschickter Mann ist derjenige, der seine

Leidenschaften verbirget, seinen Nutzen verstehet, und demselben viele Dinge aufopfert, der Güter zu erwerben, oder zu erhalten gewußt hat.

Ein ehrlicher Mann ist derjenige, der keinen Strassenraub, und keinen Todschlag begehet; kurz, dessen Laster kein Aergerniß verursachen.

Ein frommer Mann ist zugleich ein ehrlicher Mann. Es ist aber lustig zu hören, daß ein ehrlicher Mann nicht allemal ein frommer Mann ist.

Ein frommer Mann ist weder ein Heiliger, noch ein Heuchler. Er begnüget sich daran, daß er tugendhaft ist.

Gemüthsgaben, Geschmack, Verstand, gesunde Vernunft, sind zwar unterschiedene, aber nicht unverträgliche Sachen.

Gesunde Vernunft, und guter Geschmack, sind so von einander unterschieden, wie die Wirkung von ihrer Ursache.

Verstand und Gemüthsgaben, verhalten sich gegen einander so, wie das ganze zu seinem Theile.

Soll ich denjenigen einen geistreichen Mann nennen, der sich in eine einzige Kunst oder Wissenschaft einschränket, die er vollkommen inne hat, ausser derselben aber weder Beurtheilung, noch Gedächtniß, noch Munterkeit, noch Sitten, noch Lebensart besitzet?

tzet? Der mich nicht verstehet, nicht denket, und sich dabey schlecht ausdrücket? Zum Beyspiele, einen Tonkünstler, der, nachdem er mein Ohr, durch den Klang seiner Seyten, entzücket hat, sich mit seiner Laute gleichsam in ein Futteral einschliesset, und ohne dieses Instrument nichts weiter ist, als ein abgelaufenes Uhrwerk, dem etwas fehlet, und von dem man nichts mehr erwarten darf.

Was soll ich von der Geschicklichkeit im Spiele sagen? kann man mir solche wohl erklären? wird zum Lombre oder Schachspiele weder Vorsichtigkeit, noch Klugheit, und Geschicklichkeit erfodert? Wenn solche erfodert werden, wie kommt es denn, daß man blödsinnige Leute findet, die in diesen Spielen alle andere übertreffen, da hingegen sehr schöne Köpfe es kaum bis aufs mittelmäßige bringen, und wenn sie einen Stein ziehen, oder eine Karte ausspielen wollen, die Augen verdrehen, und die Gemüthsfassung verlieren.

Es ist noch etwas unbegreiflicheres in der Welt. Ein Mann scheinet grob, plump, und dumm zu seyn. Er weis nicht zu sprechen, noch das, was er eben gesehen hat, zu erzählen. Sobald er sich aber hinsetzet, und schreibet: so wird er ein Muster guter Erzählungen. Er führet Thiere, Bäume, Steine, und alles was nicht sprechen kann, redend ein. In seinen Werken herrschet eine fliessende Schreibart, Zierlichkeit, natürliche Schönheit, und Zärtlichkeit.

Ein Anderer ist einfältig, furchtsam, und von einem eckelhaften Umgange. Er brauchet ein Wort fürs

an,

andere, und urtheilet von der Güte seiner Werke, nach dem Gelde, was sie ihm einbringen. Er weis nicht einmal das, was er geschrieben hat, mit gehörigem Nachdrucke abzulesen, oder herzusagen. Sobald er sich aber in seinen Schriften in die Höhe schwinget: so weichet er weder einem August, noch einem Pompejus, weder einem Nicomedes, noch einem Heraklius. Er ist ein König, ein großer König, ein Staatsmann, ein Weltweiser. Er lässet Helden reden, und handlen. Er schildert die Römer, und sie sind in seinen Gedichten größer, und mehr Römer, als in ihrer Geschichte.

Will man noch ein anderes Wunder sehen? Man stelle sich einen Menschen vor, der willfährig, leutselig, höflich und beugsam, den Augenblick darauf aber, heftig, zornig, ungestümm, und eigensinnig ist. Man bilde sich einen Menschen ein, der einfältig, aufrichtig, leichtgläubig, spashaft, flüchtig ist. Man lasse ihm aber Zeit, sich zu fassen, oder vielmehr sich einem Witze preis zu geben, der in ihm arbeitet, ohne daß er es weis, und Theil daran hat. Welche Begeisterung! welcher Schwung! welche Bilder! welche Beredsamkeit! sprechen sie von derselben Person! Ja! von eben derselben, vom Theodas, und nur von ihm allein. Er schreyet, er quälet sich, er wälzet sich auf der Erde herum, er stehet auf, er donnert, er blitzet, und mitten aus diesem Wetter bricht ein Licht hervor, welches leuchtet und ergötzet. Ich will unverblümt reden; Er redet wie ein Narr, und denket wie ein kluger Mann. Er träget Wahrheiten auf eine lächerliche, und vernünftige Sachen auf eine

thö=

thörichte Art vor. Man erstaunet, wenn man siehet, wie die gesunde Vernunft, mitten im Schooße der Narrentheibungen, und allerhand lächerlicher Geberden und Stellungen, gleichsam ausgebrütet und geboren wird. Was soll ich mehr sagen; Er spricht und thut besser, als er selbst glaubet. Er hat gleichsam zwo Seelen, die sich einander nicht kennen, noch von einander abhangen. Eine jede hat ihre Ordnung, und ihre besondere Geschäfte. Diesem so seltsamen Gemälde würden einige Züge fehlen, wenn ich anzuführen vergäße, daß er zu gleicher Zeit nach Lobsprüchen gierig, und unersättlich, seinen Tadlern in die Augen zu springen bereit, und doch im Grunde des Herzens sehr gelehrig, und sich ihren Tadel zu nutz zu machen geneigt ist. Nach gerade überrede ich mich, daß ich ein Gemälde von zwo ganz unterschiedenen Personen gezeichnet habe. Es sollte nicht unmöglich seyn, beym Theodas noch die dritte Person zu finden. Er ist ein guter, ein lustiger, und ein vortreflicher Mann.

Nach der Kunst gehörig zu urtheilen, sind Diamanten, und Perlen, das seltenste auf der Welt.

Jener, der in der Welt, wegen seiner großen Gaben, bekannt ist, und aller Orten, wo er sich befindet, geehrt und geliebt wird, ist in seinem Hause, und in den Augen seiner Verwandten eine sehr schlechte Person; Er hat sie nicht bewegen können, ihn hoch zu schätzen. Dieser ist ein Prophet in seinem Geschlechte, und hat sich des Beyfalls der Seinigen zu erfreuen. Er hat sich unter ihnen einen großen Anhang gemacht,

der aber nur in den Ringmauern seines Hauses eingeschlossen ist. Er gefället sich selbst, wegen der seltenen und sonderlichen Verdienste, die sein Geschlecht, dessen Abgott er ist, an ihm findet, die er aber allemal zu Hause lässet, wenn er ausgehet.

Jedermann erhebet sich wider einen Menschen, der berühmt zu werden anfänget. Kaum diejenigen, die er für seine Freunde hält, verzeihen ihm die hervorsprossenden Verdienste. Sie sehen den Beyfall, den er erhält, mit scheelen Augen an; weil selbiger ihn, dem Anscheine nach, zu demjenigen Ruhme führet, in dessen Besitze sie bereits sind. Man lässet ihm nicht ehe Gerechtigkeit wiederfahren, als bis es aufs äusserste gekommen ist, und der Landesherr sich durch Gnadenbezeugungen für ihn erkläret hat. Alsdenn nähern sich ihm alle, und von dem Tage an, nimmt er den Rang unter verdienstvollen Männern ein.

Oefters mögen wir gerne sehr mittelmäßige Menschen über alle Maaße loben, und wenn es angehet, bis zu der Höhe derjenigen erheben, die alle andere übertreffen. Entweder weil wir müde sind, beständig dieselben Personen zu bewundern; oder weil ihr alsdenn getheilter Ruhm unsern Augen nicht so zuwider ist, sondern uns angenehmer und erträglicher vorkommet.

Man siehet gewisse Menschen, die auf dem Meere des Glücks mit vollem Winde seegeln. Sie verlieren in einem Augenblicke das Land aus den Augen, und bahnen sich durch die Fluten einen Weg. Alles la-

lachet sie an, alles gehet ihnen von statten. Ihre Thaten, ihre Schriften, kurz, alles, was sie vornehmen, wird mit Lobsprüchen, und Belohnungen überschüttet; sie zeigen sich nur, um sich umarmen zu lassen, und Glückwünsche anzunehmen. Sie gleichen einem an der Küste aufgethürmten unbeweglichen Felsen, an dessen Fuße sich die Wellen zerbrechen. Macht, Reichthum, Gewalt, Schmeicheley, Ansehen, Gunst, ja alle Winde, erschüttern sie nicht. Allein das gemeine Wesen, ist die Klippe, woran sie scheitern.

Es ist gewöhnlich, und gleichsam natürlich, daß man die Arbeiten Anderer nach der Aehnlichkeit beurtheilet, die sie mit denenjenigen haben, mit welchen wir uns beschäftigen. Ein Dichter, der nur mit großen und erhabenen Begriffen angefüllet ist, hält nicht viel von den Arbeiten eines Redners, der sich oft nur mit bloßen Begebenheiten beschäftiget. Ein Mann, der die Geschichte seines Vaterlandes schreibet, kan nicht begreiffen, wie ein vernünftiger Mensch sich sein ganzes Leben über abgeben könne, Erdichtungen zu ersinnen, oder einen Reim zu suchen. Eben also hält ein Alterthumsforscher, der sich nur in die ersten vier Jahrhunderte vertiefet hat, alle andere Wissenschaften für trocken, eitel und unnütz. Er wird vielleicht vom Meßkünstler wieder verachtet.

Mancher hat Verstand gnug, es in einer gewissen Wissenschaft weiter zu bringen, als Andere; und darinnen Unterricht zu geben. Er hat aber nicht

Ver-

Verstand gnug, daß er einsiehet, wie er von einer andern Materie, von der er nur eine sehr seichte Kentniß hat, schweigen soll. Er überschreitet verwegener Weise die Schranken seines Wissens. Er verirret sich, und giebet einen Beweis, daß ein fürtreflicher Mann, als ein Thor denken könne.

Herill mag sprechen, oder in einer öffentlichen Versammlung reden, oder schreiben, so will er anführen. Er lässet den Fürsten der Weltweisen sagen, daß der Wein trunken mache; und den römischen Redner, daß das Wasser solchen mäßige.

Wenn er auf die Sittenlehre kommet: so versichert nicht er, sondern der göttliche Plato, daß die Tugend liebenswürdig sey, das Laster gehaßt zu werden verdiene, und daß jene sowohl, als dieses zur Gewohnheit werde. Die gemeinsten und abgedroschensten Sachen, die er selbst zu denken fähig ist, will er den Alten, den Griechen, und Römern, zu danken haben. Er thut es nicht, um dem, was er sagt, mehr Nachdruck zu geben, oder seine Belesenheit zu zeigen; er will nur anführen.

Man läuft Gefahr, einen sinnreichen Einfall umsonst angebracht zu haben, wenn man solchen für seinen eigenen ausgiebet. Es wird nichts daraus gemacht, und die Witzlinge, oder Leute, die dafür wollen angesehen seyn, finden ihn nicht sinnreich, weil sie ihn nicht vorgebracht haben, und doch hätten vorbringen sollen. Man machet hingegen, daß er wohl aufgenommen wird, wenn man ihn für den Einfall

eines Andern ausgiebet. Denn alsdenn betrachtet man ihn, als eine Sache, die man zu wissen nicht verbunden ist. Er findet mehreren Beyfall, und wird mit wenigerer Eifersucht aufgenommen, weil Niemand darunter leidet. Man lachet darüber, wenn man lachen soll. Man bewundert ihn, wenn man bewundern soll.

Man sagte vom Sokrates, daß er wahnwitzig und ein Narr wäre, der vielen Verstand hätte. Allein die Griechen, die von einem so weisen Manne so unanständig urtheileten, wurden für Thoren gehalten. Sie sagten, was für wunderliche Gemälde schildert dieser Weltweise? Was für seltsame und besondere Sitten dichtet er den Menschen an? Wo hat er diese wunderliche Einfälle herbekommen, erdacht, uud aufgetrieben? Was für Farben? Was für Züge? Dieß sind Hirngespinste. Sie irreten sich. Es waren Ungeheuer, und Laster, die sehr natürlich abgeschildert waren. Man glaubte, sie vor sich zu sehen. Sie erweckten Abscheu. Sokrates entfernte sich vom Cynicker. Er schonete die Personen, und tadelte nur die schlechten Sitten.

Derjenige, der durch seine Kunstgriffe reich geworden ist, kennet einen Weltweisen, die Fürschriften, Lehren, und Aufführung desselben; Da er sich nicht einbilden kann, daß die Menschen, durch ihre Handlungen, nach einem andern Ziele streben, als er sich vorgesetzet hat: so saget er bey sich selbst, "ich beklage „ihn, und glaube, daß es diesem strengen Sittenlehrer „mißlingen werde. Er hat sich verirret, und ist vom

„Wege abgekommen, denn auf die Art gewinnet man „nicht den Wind, und gelanget nicht in den köstli„chen Haven des Glücks.„ Nach seinen Grundsätzen urtheilet er ganz richtig.

Wenn mich diejenigen vergessen, die ich in meinem Werke gelobet habe, saget Antist, so vergebe ichs ihnen. Was hab ich ihrentwegen gethan? Sie waren lobenswürdig. Allein denenjenigen würde ich es nicht so leicht vergeben, deren Laster ich angegriffen habe, jedoch ohne ihrer Person zu erwehnen, wenn sie mir ein so großes Gut, nämlich ihre Besserung zu danken hätten. Doch da solches eine Sache ist, die sich nicht so leicht zuträget: so folget daraus, daß weder diese noch jene verbunden sind, mir Gutes zu thun.

Man kan, füget dieser Weltweise hinzu, meinen Schriften ihre Belohnung beneiden, oder versagen, aber den Ruhm derselben kann man nicht vermindern. Wenn man es ja thäte, wer wollte mich hindern, solches zu verachten.

Es ist gut, daß man ein Weltweiser ist. Es ist aber nicht vortheilhaft, daß man dafür gehalten wird. Es ist nicht erlaubet, jemanden einen Weltweisen zu nennen; denn dieß ist eben so viel, als ob man ihn schimpfte. Es wäre denn, daß es den Menschen gefallen möchte, es anders zu ordnen, und einem so schönen Namen seinen eigenthümlichen und geziemenden Begriff wieder beyzulegen, und mit demselben die Hochachtung zu verknüpfen, die man ihm schuldig ist.

Es

Es giebet eine Weltweisheit, die uns über den Ehrgeiz, und das Glück erhebt, und uns den Reichen, Großen, und Mächtigen gleich machet; was sage ich, gleich machet, die uns über selbige erhöhet. Die Ehrenstellen, und diejenigen, die solche zu vergeben haben, in unsern Augen geringschätzig machet. Die uns von Verlangen, Begehren, Bitten, Anhalten, und Anlaufen befreyet; und uns vor der heftigen Bewegung einer ausschweiffenden Freude über unsere Erhörung bewahret. Es giebet eine andere Weltweisheit, die uns allen diesen Dingen zum besten unserer Freunde und Verwandten unterwirft; und diese ist die beste.

Man verkürzet und besparet tausend Untersuchungen, wenn man von gewissen Leuten glaubet, daß sie nicht fähig sind, sich gehörig auszudrucken; und daher alles verwirft, was sie gesagt haben, sagen, und sagen werden.

Wir geben den Andern nur wegen der Aehnlichkeit Beyfall, die sie mit uns haben. Jemanden hochschätzen, ist also, meinem Bedünken nach, so viel, als selbigen sich gleich achten. Eben dieselben Fehler, die uns an andern groß und unerträglich vorkommen, sind bey uns gleichsam in ihrem Mittelpunkte. Sie sind nicht mehr schwer. Man fühlet sie nicht. Mancher spricht von einem Andern. Er schildert von ihm ein abscheuliches Bildniß, und siehet nicht ein, daß er sich selbst abschildert.

Nichts würde uns von unsern Fehlern geschwinder

befreyen, als wenn wir fähig wären, solche an Andern zu bemerken, und zu erkennen. In dieser gehörigen Entfernung würden sie uns so vorkommen, wie sie wirklich sind, und sich bey uns so verhaßt machen, als sie es verdienen.

Eine kluge Aufführung ruhet auf zween Grundpfeilern, nämlich auf dem vergangenen und zukünftigen. Wer ein getreues Gedächtniß, und eine große Vorsichtigkeit besitzet, der läuffet nicht Gefahr, das an Andern zu tadeln, was er vielleicht selbst begangen hat; noch eine That zu verdammen, die er dereinstens, in einem gleichen Falle, und unter denselben Umständen, vielleicht nicht wird vermeiden können.

Ein Feldherr und ein Staatsmann, bringen eben so wenig, als ein geschickter Spieler, einen ungefähren Zufall zuwege. Allein sie machen sich darauf gefaßt; sie ziehen ihn herbey, und es scheinet, daß sie ihn beynahe bestimmen. Sie wissen nicht allein das, was ein Thor, und eine feige Memme nicht wissen, nämlich sich einen ungefähren Zufall zu nutz zu machen; sondern sie wissen auch, vermöge ihrer Vorsichtigkeit, und Maaßregeln, sich dieses, oder jenes Zufalls, oder vieler auf einmal zu bedienen. Geschiehet dieß, so gewinnen sie. Geschiehet das, so gewinnen sie auch. Ein einziger Umstand machet oft, daß sie auf verschiedene Art gewinnen.

Diese klugen Männer können sowohl wegen ihres Glücks, als wegen ihrer klugen Aufführung, gelobet wer-

werden. Bey ihnen verdienet ein ungefährer Zufall so gut als die Tugend selbst eine Belohnung.

Nur denjenigen schätze ich höher, als einen großen Staatsmann, der solches zu werden verabsäumet, und sich je mehr und mehr überredet, wie die Welt nicht verdienet, daß man sich mit ihr beschäftiget.

Auch die besten Rathschläge haben etwas an sich, weswegen sie mißfallen. Sie kommen nicht aus unserm Gehirne. Dieß ist schon genug, sie aus Stolz und Neid zu verwerfen, oder ihnen nur aus Noth und Ueberlegung zu folgen.

Was für ein erstaunendes Glück hat diesen Günstling, in dem ganzen Laufe seines Lebens begleitet! Ein Glück, welches nicht im geringsten unterbrochen, noch durch die mindeste Ungnade ist erschüttert worden! die erhabensten Ehrenstellen! das gänzliche Vertrauen des Fürsten! unermeßliche Schätze! eine vollkommene Gesundheit! ein sanfter Tod! Allein was für eine seltsame Rechenschaft, muß man nicht von einem in beständiger Gunst zugebrachten Leben ablegen? Von Rathschlägen, die man gegeben, oder die man zu geben, oder denen man zu folgen verabsäumet hat! vom Guten, was man nicht gethan, vom Bösen, was man entweder selbst gethan hat, oder von Andern hat thun lassen! Kurz, von seinem ganzen Glücke.

Wenn man stirbet, so gewinnet man, indem man von denen, die uns überleben, gelobet wird, ohne

daß man oft andere Verdienste hat, als daß man nicht mehr vorhanden ist. Alsdenn werden Cato und Piso mit einerley Lobsprüchen beleget.

Es läuffet das Gerücht, daß Piso gestorben ist. Dieß ist ein grosser Verlust. Er war ein frommer Mann, der ein längeres Leben verdienete. Er hatte Verstand; er war von angenehmen Umgange, standhaft und muthig. Man konnte sich auf ihn verlassen. Er war großmüthig und getreu. Wohl zu verstehen, wenn er würklich gestorben ist.

Die Art und Weise, wie man Einige rühmet, die sich durch Treu und Glauben, durch Uneigennutz und Redlichkeit hervorthun, gereichet nicht sowohl zu ihrem Ruhme, als zur Verkleinerung des ganzen menschlichen Geschlechts.

Jener greifet den Dürftigen unter die Arme; sein Geschlecht aber, und seinen Sohn, lässet er darben. Er bauet ein neues Haus; allein das, was schon seit zehn Jahren fertig ist, hat er noch nicht bezahlet. Dieser giebet allerhand Geschenke, und ist freygebig; seine Gläubiger aber richtet er zu Grunde. Wie? sind denn das Mitleiden, der Aufwand und die Freygebigkeit, Tugenden eines ungerechten Menschen? oder sind nicht vielmehr ein wunderlicher Eigensinn, und die Eitelkeit, an dieser Ungerechtigkeit schuld?

Es ist ein wesentliches Stück der Gerechtigkeit, die man andern schuldig ist, daß man ihnen solche bald, und ohne Aufschub wiederfahren lässet. Sie darauf warten lassen, ist eine Ungerechtigkeit.

Die-

Diejenigen thun Gutes, die das thun, was sie zu thun schuldig sind. Derjenige hingegen, der immer von sich sagen lässet, daß er Gutes thun werde, thut sehr übel.

Von einem großen Herrn, der zweymal des Tages offene Tafel hält, und sein Leben mit Verdauen zubringet, saget man, daß er für Hunger stirbet, um dadurch anzuzeigen, daß er nicht reich, sondern in schlechten Umständen sey. Dieß ist eine verblümte Redensart, die man aber von seinen Gläubigern, dem Buchstaben nach, verstehen kann.

Die Ehrlichkeit, die Achtungen, und Höflichkeit alter Personen, beyderley Geschlechts, bringen mir von der alten Zeit eine sehr gute Meynung bey.

Die Aeltern gehen in ihrem Vertrauen zu weit, wenn sie von der guten Erziehung ihrer Kinder alles hoffen. Wenn sie hingegen von derselben nichts erwarten, und also vernachläßigen, so ist solches ein Irrthum.

Wenn es gleich an dem wäre, wie viele behaupten wollen, daß die Erziehung dem Menschen kein ander Herz und Gemüth gebe; daß sie in seinem Innern nichts ändere, sondern gleichsam nur das Aeußere berühre: so würde ich nichts destoweniger behaupten, daß sie ihm nützlich sey.

Wer wenig spricht, hat allemal Vortheil; indem die Vermuthung für ihn ist, daß er Verstand hat;

und wenn ihm solcher wirklich nicht mangelt, so ist die Vermuthung für ihn, daß er fürtreflichen Verstand besitzet.

Nur an sich, und das Gegenwärtige denken, ist eine Quelle vieler Irrthümer, in der Klugheit zu leben.

Das größte Unglück, was einem Menschen begegnen kann, außer daß er einer Mißethat ist überzeuget worden, ist, wenn er sich wegen einer Mißethat hat rechtfertigen müssen. Der Ausspruch des Richters entbindet ihn zwar, und spricht ihn loß; allein die Stimme des Volks machet selbigen unkräftig.

Jener ist seiner Religion getreu. Er beobachtet die Pflichten derselben aufs genaueste. Niemand lobet, Niemand tadelt ihn deswegen. Man denket nicht daran. Dieser, der solche zehn ganze Jahre lang verabsäumet hat, kehret endlich wieder um. Man machet daraus ein großes Werk, und erhebet ihn. Dieß stehet zwar Jedermann frey. Allein ich tadle ihn, daß er die Beobachtung seiner Pflichten so lange hintangesetzet hat, und schätze ihn glücklich, daß er endlich wieder umgekehret ist.

Ein Schmeichler hat weder von sich, noch von andern eine hinlänglich gute Meynung.

Manche werden bey Austheilung der Gnadenbezeugungen vergessen, und man fraget: Warum hat man sie vergessen? Hätte man sich ihrer erinnert,

nert, so würde man gefraget haben: Warum hat man sich ihrer erinnert? Woher kommet dieser Widerspruch? Ist der Karackter dieser Personen, oder die Ungewisheit unseres Urtheils, oder beydes daran schuld?

Es ist gewöhnlich, daß man fräget, wer wird nach diesem Kanzler, Erzbischof, oder Pabst werden? Man gehet noch weiter. Ein jeder besetzet diese Stellen nach seinem Wunsche, oder nach seinem Eigendünkel, und zwar oft mit Personen, die älter und abgelebter sind, als die, welche diese Stellen wirklich bekleiden. Da nun kein Grund vorhanden ist, warum eine Würde denjenigen tödten soll, der solche besitzet; da sie vielmehr dienet, ihn zu verjüngen, und ihm neue Kräfte des Leibes und Gemüths zu ertheilen; so ist es gar nichts seltenes, daß derjenige, der eine Bedienung bekleidet, seinen vermeynten Nachfolger zu Grabe begleitet.

Die Ungnade löschet den Haß und die Eifersucht aus. Ein Mann, der uns dadurch nicht erbittert, daß er in großer Gunst stehet, kan immerhin Gutes thun. Man hält ihm alle Verdienste, und alle Tugenden zu gut. Er könnte ungestraft ein Held seyn.

An einem in Ungnade gefallenen Menschen findet man nichts Gutes. Verdienste, Tugenden, alles wird verachtet, übel ausgeleget, und als eine Wirkung des Lasters betrachtet. Wenn er gleich noch so herzhaft ist, weder für Stahl, noch Feuer erschrickt, und dem Feinde so freymüthig entgegen gehet, als

Bayard und Montrexel: so spottet man seiner doch, und nennet ihn einen Großvater. Er hat nicht mehr die Eigenschaften, die zu einem Helden erfodert werden.

Ich widerspreche mir zwar; allein die Menschen sind daran schuld. Ich führe nur ihre Urtheile an, und zwar sind es nicht verschiedene, sondern eben dieselben Menschen, die so verschieden urtheilen.

Man braucht nicht völlig zwanzig Jahre, um zu sehen, wie die Menschen nicht allein in den ernsthaftesten Sachen, sondern auch in Dingen, die ihnen die sichersten und wahrhaftigsten zu seyn scheinen, ihre Meynungen verändern. Ich werde mich nicht unterstehen zu behaupten, daß das Feuer, an und für sich, und wenn man es ausser unsern Empfindungen betrachtet, keine Wärme bey sich habe, das ist, nichts von demjenigen, so wir an uns selbst empfinden, wenn wir uns demselben nähern. Ich werde eben so wenig versichern, daß eine gerade Linie, wenn sie auf eine andere gerade Linie fället, zween gerade Winkel mache; damit man mich mit meinem Satze nicht auslache, wenn die Menschen dereinst mehr, oder weniger entdecken. Ja ich trage Bedenken, mit ganz Frankreich zu bekennen, daß Vauban unfehlbar sey. Wer kann mir Gewähr leisten, daß man nicht vielleicht binnen kurzem sagen wird, wie er sogar bey Belagerungen, in welchen doch seine größte Stärke bestehet, irre, und so gut, als Antiphil den Fehlern unterworfen sey.

Will man Personen glauben, die gegen einander aufgebracht sind, und von Leidenschaften beherrschet werden: so ist der Gelehrte ein Schulfuchs, der Richter ein Spießbürger, der Finanzmann ein Blutigel, der Edelmann ein Putenjunker. Ist es nicht zu bewundern, daß diese so ehrenrührige Beynamen, welche Zorn und Haß erfunden haben, geläufig werden, und daß die Verachtung, so kaltsinnig und ruhig sie auch ist, sich derselben bedienet?

Du bist geschäftig, und giebest dir grosse Mühe, insonderheit, wenn der Feind bereits zu weichen anfänget, und der Sieg nicht mehr zweifelhaft ist, oder wenn eine Stadt sich bereits ergeben hat. Du magst dich gerne in einer Schlacht, oder bey einer Belagerung an hundert Orten finden lassen, um nirgends zu seyn, oder den Befehlen des Feldherrn zuvorkommen, um solche nicht zu erhalten; mehr die Gelegenheiten suchen, als solche erwarten, und annehmen. Sollte deine Tapferkeit auch unächt seyn?

Man gebe den Menschen solche Posten zu vertheidigen, wo sie getödtet werden können; aber nicht getödtet werden. Sie lieben die Ehre und das Leben.

Wenn man siehet, wie sehr die Menschen das Leben lieben, sollte man wohl glauben können, daß sie eine Sache noch höher schätzen, als das Leben? und daß der Ruhm, den sie dem Leben vorziehen, oft nichts weiter ist, als eine gewisse Meynung, die andere Menschen, welche sie weder kennen, noch achten, von ihnen hegen.

Die=

Diejenigen, die weder Soldaten noch Höflinge sind, und doch in den Krieg gehen, und dem Hofe folgen; die keine Belagerung unternehmen, sondern solcher nur beywohnen, haben ihre Neubegierde, eine starke und fast unüberwindliche Festung, Laufgräben, die Wirkung der Bomben und Kanonen, ein Handgemenge, die Anordnung, und den Ausgang eines Angrifs zu sehen, bald gestillet. Der Feind wehret sich tapfer. Es regnet beständig. Die Beschwerlichkeiten vermehren sich, man muß immer im Kothe wathen. Man hat zugleich den Feind, und die Jahreszeit zu bestreiten. Man läufet Gefahr, in den Verschanzungen angegriffen, und vom Feinde eingeschlossen zu werden; welche Gefahr! Man verlieret allen Muth, man murret. Ists denn so gefährlich, eine Belagerung aufzuheben? Hänget das Wohlseyn des Staats von der Eroberung dieses Platzes ab? Soll man nicht, fügen sie hinzu, den Befehlen des Himmels gehorsamen, der sich wider uns erkläret, und diese Unternehmung bis auf eine bequemere Zeit aussetzen? Sie können die Standhaftigkeit, und wenn sie es sagen dörften, den Eigensinn des Feldherrn nicht begreiffen; der sich wider alle Hindernisse wafnet, durch die Beschwerlichkeiten noch mehr angefeuret wird, die Nacht über wachet, und sich des Tages allen Gefahren aussetzet, um zu seinem Zwecke zu gelangen. Hat sich aber der Ort endlich ergeben müssen: so erheben diese furchtsame Menschen die Wichtigkeit dieser Eroberung, und verkündigen die Folgen derselben zum voraus. Sie vergrössern die Nothwendigkeit, welche die Belagerung dieses Orts erfoderte; Die Gefahr und Schande,

wel=

welcher man sich würde ausgesetzet haben, wenn man solche aufgehoben hätte. Sie beweisen, daß das Heer, welches uns deckte, unüberwindlich war. Sie kommen mit dem Hofe zurück. Sie ziehen mit einer stolzen Geberde durch die Städte und Flecken, wo sie von denen in den Fenstern liegenden Bürgern, als Eroberer dieser Festung betrachtet werden. Sie stimmen auf dem Wege Siegeslieder an, und halten sich selbst für tapfer. Wenn sie nach Hause gekommen sind, so sprechen sie von nichts anders, als von der Streichlinie des Bollwerks, von der Brustwehr, vom Ravelin, von der Cortine, und vom bedeckten Wege. Sie ermangeln nicht, derjenigen Oerter zu erwähnen, wo die Begierde, alles zu sehen, sie hingeführet hat, und wo viel Gefahr war; sie erzählen, wie es an einem seidenen Faden hieng, daß der Feind sie nicht auf der Rückreise aufgehoben, oder niedergehauen hätte. Sie verschweigen nur, daß sie furchtsam gewesen sind.

Nichts auf der Welt hat weniger zu bedeuten, als wenn man in einer Predigt, oder Rede, verstummet. Der Redner verlieret dadurch nichts, weder von seinem Witze, und Verstande, noch von seiner Einbildungskraft und Gelehrsamkeit, noch von seinen Sitten. Allein man kan sich nicht gnug wundern, daß die Menschen sich, durch lange und unnütze Reden, dieser Gefahr aussetzen, nachdem sie einmal eine Art der Schande, und des Lächerlichen, damit verknüpfet haben.

Diejenigen, die ihre Zeit übel anwenden, beklagen

sich über die Kürze derselben am mehresten. Da sie solche mit Ankleiden, Essen, Schlafen, mit thörichten Gesprächen, mit Entschlüssungen wegen dessen, was sie thun sollen, und oft mit Nichtsthun zubringen: so fehlet ihnen freylich die Zeit zu ihren Geschäften und Vergnügungen. Diejenigen hingegen, die solche gehörig anwenden, haben allemal Zeit übrig.

Ein Staatsrath, wenn er noch so beschäftiget ist, verschleudert des Tages wenigstens ein paar Stunden. Dieß machet in einem langen Leben sehr viel aus. Da nun dieses Uebel bey andern Ständen noch größer ist; So kann man leicht die Rechnung machen, wie unermeßlich der Verlust einer Sache seyn müsse, über deren Mangel man sich gleichwohl beschweret.

Es giebet gewisse Geschöpfe, die man Menschen nennet, die eine Seele haben, welche ein Geist ist, und doch in ihrem ganzen Leben, mit nichts anders beschäftigt sind, als daß sie Marmor sägen. Dieß ist sehr wenig; Es giebet andere, die sich darüber verwundern, aber ganz und gar nichts nützen, und ihre Tage mit Nichtsthun zubringen. Dieß ist noch weniger als Marmor sägen.

Die mehresten Menschen vergessen so sehr, daß sie eine Seele haben; sie beschäftigen sich mit solchen Handlungen und Uebungen, wo solche ganz unnütz zu seyn scheinet; daß man noch sehr vortheilhaft von Jemanden zu sprechen glaubet, wenn man von ihm saget, daß er denket. Selbst dieser Ruhm ist bereits

zu gemein geworden; ungeachtet solcher einzig und allein die Menschen von den unvernünftigen Thieren unterscheidet.

Womit belustigen sie sich? womit vertreiben sie sich die Zeit? fragen sowohl Thoren, als verständige Leute; Wenn ich antworte, daß ich die Augen öfne, und sehe, die Ohren, und höre, daß ich gesund, ruhig, und frey bin: so heißet dieß soviel, als nichts geantwortet. Die gründlichsten, größten, und einzigsten Güter, werden für nichts geachtet, und man bedienet sich derselben nicht. Spielen sie? vermummen sie sich? Man muß antworten.

Ist die Freyheit wohl ein Gut für den Menschen, wenn sie gar zu groß und unumschränkt, kurz, wenn sie so beschaffen ist, daß sie zu nichts weiter dienet, als daß er weniger Freyheit zu haben wünschet?

Die Freyheit bestehet nicht im Müßiggange, sondern im freyen Gebrauche der Zeit, und in der Wahl der Arbeiten, und Uebungen. Mit einem Worte, frey seyn, heißt nicht, nichts thun, sondern nur der einzige Schiedsrichter von dem seyn, was man thun, oder nicht thun will. Was für ein Gut ist nicht die Freyheit in diesem Verstande!

Cäsar war noch nicht zu alt, um an die Eroberung des Weltkreises zu denken. Er hatte keine andere Seeligkeit zu hoffen, als ein beglücktes Leben, und einen großen Namen nach dem Tode. Da er von Natur stolz, und ehrgeizig war, und einer dauer-

haf-

haften Gesundheit genoß: so konnte er seine Zeit zu nichts Besserem anwenden, als zur Eroberung des Weltkreises. Alexander war zu einem so wichtigen Vornehmen sehr jung. Es ist zu bewundern, daß die Liebe, oder der Wein, sein Vorhaben nicht ehe unterbrochen hat.

Ein junger Prinz von einer königlichen Abkunft; die Liebe und Hofnung der Völker; ein Geschenk des Himmels, um die Glückseligkeit des Weltkreises zu vermehren; größer als seine Vorfahren. Ein Sohn eines Helden, den er sich zum Muster vorgesetzet hat; hat bereits durch seine göttlichen Eigenschaften, und durch eine in frühen Jahren bewiesene Tapferkeit, dem Erdenkreise gezeiget, daß die Kinder der Helden näher sind, Helden zu werden, als andere Menschen.

Wenn die Welt nur hundert Millionen Jahre stehet, so ist sie noch in ihrer rechten Kraft, und gleichsam nur im Anfange. Wir selbst sind den Patriarchen und ersten Menschen sehr nahe. Wird man uns nicht nach so entfernten Jahrhunderten mit ihnen verwechseln? Wenn man aber von dem Vergangenen auf das Zukünftige schlüsset, was für Sachen sind uns nicht in den Künsten und Wissenschaften, in der Natur, ja in der Geschichte selbst unbekannt? was für Entdeckungen wird man nicht noch machen? Was für mannigfaltige Abwechselungen werden auf dem Erdboden, mit den Staaten und Reichen vorgehen? Wie unwissend sind wir, und wie wenig will eine Erfahrung von sechs- oder siebentausend Jahren sagen!

Dem-

Demjenigen, der langsam, und ohne sich zu übereilen fortgehet, ist kein Weg zu weit, und demjenigen kein Vortheil zu entfernet, der solchen geduldig zu erwarten weis.

Niemanden die Aufwartung machen, von Niemanden begehren, daß er uns die Aufwartung mache, ist die angenehmste Lage, das rechte goldene Alter, und der natürlichste Stand des Menschen.

Die Welt ist für diejenigen, die dem Hofe folgen, oder die Städte bevölkern. Die Natur ist nur für die, die auf dem Lande wohnen. Sie allein leben, sie allein erkennen, daß sie leben.

Warum begegnest du mir so kaltsinnig Thrasilles, und beklagest dich über das, was ich von einigen jungen Höflingen gesaget habe? Bist du lasterhaft? ich wußte es nicht, und du lehrest es mich. Allein das weis ich wohl, daß du nicht mehr jung bist.

Und du, der du dadurch persönlich beleidiget zu seyn glaubest, was ich von einigen Großen gesaget habe, schreyest du nicht über eine fremde Wunde? Begegnest du andern verächtlich? Thust du ihnen Böses? Bist du ein Spötter, ein Heuchler, ein Schmeichler? Ich wußte es nicht, und dachte nicht an dich. Ich sprach von den Großen.

Der Geist der Mäßigung, und eine gewisse Klugheit in der Aufführung, lassen den Menschen in der Dunkelheit. Wenn man bekannt und bewundert

werden will: so muß man grosse Tugenden, oder auch grosse Laster besitzen.

Die Menschen werden von der Aufführung der Großen sowohl, als der Geringen, wenn es ihnen gelinget, eingenommen, entzückt und bezaubert. Es fehlet wenig, daß ein glückliches Laster nicht eben so sehr gelobet wird, als die Tugend selbst; und daß nicht das Glück die Stelle aller Tugenden vertritt. Eine Unternehmung aber, die durch einen glücklichen Erfolg nicht gerechtfertiget wird, wird als ein boshaftes, schändliches, und verhaßtes Unternehmen betrachtet.

Die Menschen lassen sich durch das äusserliche Ansehen, und durch einen scheinbaren Vorwand betrügen. Sie billigen sehr leicht einen hochmüthigen Entwurf, den ein Großer gebildet hat. Sie sprechen davon mit großem Eifer. Er gefället ihnen gar, wegen der Kühnheit, oder Neuigkeit, die man daran erblicket. Sie sind schon daran gewohnt, und erwarten nur den Ausgang desselben. Da sie aber hören, daß solcher fehl geschlagen ist: so thun sie ganz zuversichtlich, und ohne Furcht, sich zu irren, den Ausspruch, daß solcher ein verwägener Anschlag war, und unmöglich gelingen konnte.

Es giebet gewisse Entwürfe, die ein so grosses Aufsehen machen, und von so wichtigen Folgen sind, daß die Menschen lange davon sprechen. Ganze Völker werden in Furcht oder Hofnung gesetzet, nachdem sie davon Vortheil, oder Schaden zu gewarten haben.

Der ganze Ruhm, und das ganze Glück eines Menschen hänget davon ab. Wie? könnte er wohl in einem so schönen Aufzuge auf der Schaubühne erscheinen, und ohne ein Wort zu sprechen wieder abgehen? So fürchterlich also auch die Gefahren sind, die er in der Folge seines Unternehmens vorher siehet: so muß er sich doch einlassen. Das geringste Unglück für ihn ist, daß es ihm fehl schläget.

Aus einem boshaften Menschen kann man keinen großen Mann machen. Man mag seine Absichten, und Entwürfe rühmen, seine Aufführung bewundern, seine Geschicklichkeit in Erwählung der sichersten und kürzesten Maaßregeln erheben. Die Klugheit hat an allen diesen Dingen keinen Antheil, wenn der vorgesetzte Endzweck nichts tauget. Wie kann man da eine Hoheit des Geistes finden, wo die Klugheit mangelt?

Ein Feind ist gestorben, der bestimmt war, an der Spitze eines furchtbaren Heeres über den Rhein zu gehen. Er verstand das Kriegshandwerk vollkommen; und seine Erfahrung hätte vom Glück unterstützet werden können. Wie viel Freudenfeuer hat man nicht deswegen angezündet? Wiel viel öffentliche Festtage hat man nicht angestellet? Es giebet hingegen andere Menschen, die von Natur verhaßt sind, und für welche ein ganzes Volk Abscheu hat: Man kann eigentlich nicht sagen, daß das grosse Glück, so sie gehabt haben, oder die Furcht für demjenigen, so sie noch hätten haben können, das Volk über ihr Absterben in Freude setzet; so daß Jedermann, und so-

gar die Kinder hüpfen, sobald nur das Gerüchte erschallet, daß die Erde von ihnen sey befreyet worden.

O! Zeiten! o! Sitten! rufet Heraklius aus, o! unselige Zeiten! Zeiten, die voller bösen Beyspiele sind, wo die Tugend unterdrücket wird, das Laster hingegen herrschet, und triumphiret. Ich will ein Lykaon, ein Aegist werden. Die Zeit dazu kann nicht besser, noch die Zeitläufte günstiger seyn, wenn ich anders zu blühen, und glücklich zu seyn begehre. Ein Mensch saget, ich will über das Meer gehen, und meinen Vater seiner Haab und Güter berauben, ihn, seine Frau, und seine Erben, aus seinen Reichen und Staaten verjagen! wie gesagt, so gethan. Er hätte die Rache verschiedener Könige befürchten sollen, die er in der Person eines einzigen Königes mishandelte. Allein sie sind auf seiner Seite. Sie haben ihm den Rath gegeben: "Geh über das Meer, beraub deinen „Vater, und zeige dem ganzen Weltkreise, daß man „einen König aus seinem Königreiche, so wie einen „kleinen Herrn aus seinem Schloße, oder einen Päch„ter aus seiner Meyerey, vertreiben könne; damit „kein Unterscheid zwischen uns und einem schlechten „Privatmanne mehr sey. Wir sind dieser Vorzüge „überdrüßig. Lehre die Welt, daß die Völker, die „Gott unter unsere Füsse gethan hat, uns verlassen, „verrathen, uns, und sich selbst einem Fremden über„liefern können; und daß sie sich nicht für uns, son„dern wir uns für ihnen, und für ihrer Macht fürchten „müssen.„ Wer kann so traurige Dinge mit trockenen Augen, und ruhigem Gemüthe ansehen! Ein jegliches Amt hat seine besondere Vorrechte. Ein jeder,

der

der solches bekleidet, spricht, rechtet, und giebet sich alle Mühe, selbige zu vertheidigen. Nur die königliche Würde allein, hat keine Vorrechte mehr. Die Könige selbst haben denselben entsaget. Ein einziger allezeit gütiger und großmüthiger König empfänget ein unglückliches Geschlecht mit offenen Armen; Alle andere verbinden sich, um sich an ihm wegen des Schutzes zu rächen, den er einer Sache angedeyen lässet, die er als seine eigene betrachtet. Der Geist der Mißgunst und Eifersucht träget, nicht allein über die Ehre, über die Religion, und über den Staat, sondern was noch mehr ist, sogar über ihren persönlichen und häuslichen Nutzen den Sieg davon. Es ist hier nicht die Frage von ihrer Wahl, sondern von ihrer Nachfolge, und von ihrem Erbrechte, kurz, der Mensch erhält den Vortheil über den Beherrscher. Ein Fürst könnte Europa, und sich selbst, von einem verhaßten Feinde befreyen, und den Ruhm erjagen, daß er ein mächtiges Reich zerstöret hätte. Allein er vernachläßiget solches, und fänget dafür einen zweifelhaften Krieg an. Diejenigen, die zu Schiedsrichtern und Vermittlern geboren sind, zögern, und versprechen erst alsdenn, ihre Vermittelung anzuwenden, wenn sie solche bereits mit Nutzen sollten angewendet haben. O! Schäfer! fähret Heraklius fort, o! Landleute! die ihr in Hütten, und unter Strohdächern wohnet, wenn die Begebenheiten der Welt nicht bis zu euren Ohren dringen; wenn euer Herz, durch die Bosheit der Menschen, nicht beunruhiget wird, wenn man in euren Gegenden nicht mehr von Menschen, sondern nur von Füchsen und Luchsen spricht: so nehmet mich unter euch auf. Ich

will mit Freuden euer schwarzes Brod essen, und das Wasser aus euren Quellen trinken.

Kleine Menschen! die ihr sechs bis höchstens sieben Fuß hoch seyd, die ihr euch auf den Jahrmärkten als Riesen und seltene Dinge, deren Anblick man mit Geld bezahlen muß, herum führen lasset, sobald eure Höhe bis auf acht Fuß steiget; die ihr euch ohne Schaam hoch und erhaben nennet, welches doch alles ist, was man von denen bis an den Himmel reichenden Bergen sagen kann, die die Wolken sich unter ihnen drehen sehen; die ihr eine Art ehrsüchtiger und stolzer Thiere seyd, alle andere Arten verachtet, und euch sogar schämet, euch mit den Elephanten und Wallfischen in Vergleichung zu stellen: kommet her, und antwortet dem Demokritus: Saget ihr nicht in euren Sprüchwörtern, reißende Wölfe, wüthende Löwen, boshafte Affen? Und ihr? wer seyd ihr denn? Ich höre, daß man mir alle Augenblicke in die Ohren rufet, der Mensch ist ein vernünftiges Thier. Wer hat euch dieses zugestanden? Die Wölfe, die Affen, die Löwen? oder habet ihr euch selbst mit diesem Namen beehret? Ist es nicht artig, daß ihr euren Mitbrüdern, den Thieren, das Schlimmste beyleget, und das Beste vor euch behaltet? Lasset ihnen einmal die Freyheit, selbst von sich eine Erklärung zu geben: so werdet ihr sehen, wie sie sich vergessen, und mit euch verfahren werden.

Ich spreche nicht von eurem Leichtsinne, von eurer Thorheit, und von eurem Eigensinne, die euch zu noch geringern Creaturen machen, als die Maul-

würfe und Schildkröten, die sehr klüglich ihren kleinen Schritt fortgehen, und dem Triebe ihrer Natur ohne Abänderung folgen. Höret mich nur einen Augenblick. Ihr nennet einen Falken, der hoch in die Luft steiget, und die Rebhüner gut herunter stößet, einen schönen Falken; und einen Windhund, der den Hasen gut rahmet, einen guten Windhund. Ich erlaube euch auch, daß ihr einen Menschen, der auf der Jagd ein wildes Schwein verfolget, einholet, und demselben den Fang giebet, einen braven Menschen nennet. Allein wann ihr zween Hunde sehet, die sich einander anbellen, anfallen, beißen, und zerreißen: so saget ihr, sind dieß nicht dumme Thiere? Ihr ergreifet einen Stock, um sie aus einander zu bringen. Wenn man euch erzählete, daß sich alle Katzen aus einem großen Königreiche, bey tausenden auf einer Ebene versammlet, und nachdem sie rechtschaffen gegen einander gemauet, einander voller Wuth angefallen, und sich brav zerbissen und zerkratzet hätten, so daß von beyden Seiten neun- bis zehntausend Katzen auf dem Platze geblieben wären, die durch ihren Gestank die Luft auf zehn Meilen rings herum angestecket hätten: Würdet ihr nicht sagen, ist dieß nicht der ärgste Hexentanz, von dem man gehöret hat? Wenn die Wölfe eben das thäten, was für ein Heulen und Blutvergiessen würde dieß nicht seyn? Wenn nun die Katzen, sowohl als die Wölfe euch sagten, daß sie nach Ehre strebten: Würdet ihr nicht schlüßen, wie sie die Ehre darinnen suchten, daß sie sich auf diesem Sammelplatze einstelleten, und ihr eigen Geschlecht zernichteten, und ausrotteten? Wenn ihr diese Anmerkung gemacht hättet, würdet ihr nicht über die Einfalt dieser

Thiere aus allen Kräften lachen? Und ihr, als vernünftige Menschen, habet, um euch von diesen Thieren zu unterscheiden, die sich nur ihrer Zähne und Klauen bedienen können, auf eine, meinem Bedünken nach, sinnreiche Art, Lanzen, Picken, Wurfspieße, Säbel, und Schlachtschwerter erfunden. Denn mit euren Händen allein würdet ihr wohl weiter nichts ausrichten können, als daß ihr einander die Haare ausraufet, die Gesichter zerkratzet, und höchstens euch die Augen aus dem Kopfe reisset. Jetzt aber könnet ihr durch Hülfe dieser bequemen Werkzeuge einander tiefe Wunden beybringen, und das Blut bis auf den letzten Tropfen abzapfen, ohne daß man euch entrinnen kann. Ja da ihr von Jahren zu Jahren klüger werdet: so habet ihr die Kunst, euch einander auszurotten, bis aufs höchste getrieben. Ihr habet kleine Kugeln erfunden, die dem andern auf einmal das Lebenslicht ausblasen, wenn sie ihn vor den Kopf, oder vor die Brust treffen. Ihr habet schwere und größere Kugeln, die den Andern in Stücken zerschmettern, oder das Eingeweide aus dem Leibe heraus reissen. Ich mag noch anderer Kugeln nicht erwähnen, die auf eure Dächer fallen, die Boden und Gewölber durchschlagen, bis in die Keller dringen, und eure Häuser, nebst euren schwangeren Frauen, und säugenden Kindern in die Luft sprengen. Da lieget alsdenn der Ruhm, der an dem Umstürzen und Lärm ein so großes Belieben findet. Ihr habet Waffen, um euch zu vertheidigen. Im Kriege müsset ihr, den gehörigen Regeln gemäß, in Eisen gekleidet seyn, welches ohne zu lügen ein hübscher Schmuck ist, und mich der berühmten vier Flöhe erinnert, die ein Marktschreyer,

schreyer, der zugleich ein geschickter Künstler war, ehemals sehen lies. Sie waren in ein Glas eingespundet, der Künstler hatte einem jeden eine Sturmhaube aufgesetzet, einen Küraß angeleget, Stiefel angezogen, und eine Lanze in die Hand gegeben. Kurz, es fehlete ihnen nichts, und sie sprungen und hüpfeten in diesem Aufzuge im Glase herum. Stellet euch einmal einen Menschen von der Größe des Berges Athos vor; denn sollte es einer Seele wohl schwer ankommen, einen solchen Körper zu beleben? Sie würde vielmehr in demselben recht Raum haben. Wenn nun dieser Mensch ein so scharfes Gesicht hätte, daß er euch auf einem Winkel der Erde, mit euren Schutz- und Trutzwaffen, übersehen könnte, was glaubet ihr wohl, daß er von solchen ausgerüsteten Männchens, und von denen Dingen halten würde, die ihr Krieg, Reiterey, Fußvolk, eine denkwürdige Belagerung, und eine berühmte Schlacht nennet? Werde ich euch denn von nichts anders sprechen hören? Theilet sich die Welt nur in Schaaren und Fahnen ein? Ist alles zu halben Schaaren und Geschwadern geworden? Er hat eine Stadt, hernach die zweyte, denn die dritte erobert. Er hat zwo Schlachten gewonnen, den Feind vertrieben, und sowohl zu Wasser als zu Lande gesieget. Sprechet ihr von eures Gleichen? oder von einem Riesen? und Athos? Ihr habet insonderheit einen blassen und gelben Menschen unter euch, der nicht zehn Loth Fleisch auf den Knochen hat, und den man umblasen könnte. Indessen machet er mehr Lärm, als vier Andere, und setzet alles in Verwirrung. Er hat in trüben Wasser eine ganze Insel fortgefischet. Er ist zwar geschlagen und verfolget worden; er ziehet sich aber in die Mo-

Moräste zurück, und will weder vom Frieden noch vom Waffenstillstande hören. Er hat schon frühzeitig gewiesen, was er zu thun vermögend ist. Er biß seine Amme in die Brust, so daß das arme Weib daran sterben mußte. Mit einem Worte, er war ein gebohrner Unterthan, allein er ist es nicht mehr, sondern ist Herr geworden. Diejenigen, die er bezwungen, und unter das Joch gebracht hat, gehen itzt hinter dem Pfluge, und ackern das Land. Es scheinet, daß diese guten Leute gar fürchten, dereinstens wieder frey zu werden, und das Joch abschütteln zu können. Sie verabsäumen daher nichts, um ihre Sklaverey größer zu machen. Sie führen ihn über das Meer, um ihm neue Unterthanen, und neue Herrschaften zu erwerben. Es kommet zwar darauf an, daß er seinen Vater, und seine Mutter, aus dem Hause werfe. Allein das hat nichts zu bedeuten. Sie stehen ihm vielmehr in einen so saubern Unternehmen bey. Die Völker dieß- und jenseits des Wassers vereinigen sich, und bemühen sich gleichsam um die Wette, ihn alle Tage furchtbarer zu machen: die Pickten und Sachsen legen den Bataviern, und diese jenen ein Stillschweigen auf. Alle zusammen aber können sich rühmen, daß sie seine unterthänige Sklaven sind, so wie sie es zu seyn wünschen. Allein was höre ich von gewissen mit Kronen geschmückten Häuptern? ich meyne nicht Grafen und Markisen, von denen die Erde wimmelt, sondern Könige und Fürsten. Sobald dieser Mensch pfeifet: so stellen sie sich ein. Sie nehmen schon im Vorgemache den Huth ab, und sprechen nicht ehe, als bis sie gefraget werden. Sind dieß die auf ihren Vorsitz und Rang so pünktliche Fürsten, die sich auf einem Reichstage ganze

Mo-

Monate herumzanken, um solchen ja recht einzurichten? Wie wird dieser neue Archont eine so blinde Unterwürfigkeit belohnen? Wie wird er dem großen Begriffe, den man sich von ihm gemacht hat, ein Genüge leisten? Wenn es zur Schlacht kommet: so muß er sie gewinnen, und zwar in Person. Wenn der Feind eine Belagerung unternimmt: so muß er ihn nöthigen, solche mit Schimpf und Schande aufzuheben, wenn nicht wenigstens das ganze Weltmeer, zwischen ihm, und dem Feinde ist. Er kann zum Besten seiner Höflinge nichts weniger thun. Muß nicht Cäsar selbst ihre Anzahl vermehren? Er erwartet wenigstens von demselben wichtige Dienste. Der Archont mag entweder mit sammt seinen Bundesgenossen verlieren, welches nicht unmöglich, sondern nur schwer zu begreifen ist; oder er mag glücklich seyn, und nirgends Widerstand finden: so ist er mit seinen Bundesgenoßen, die sowohl auf Cäsars Religion, als Macht eifersüchtig sind, im Stande, solchen zu überfallen, ihm den Adler aus der Hand zu reißen, und ihn zu nöthigen, sich an seiner silbernen Binde, und an den Erblanden begnügen zn lassen. Kurz: es ist aus. Sie habe sich ihm freywillig unterworfen, ihm, in den sie vielleicht das größte Mistrauen setzen sollen. Aesop würde sagen: die geflügelten Bewohner einer gewissen Gegend schöpfen Argwohn, und erschrecken über die Nachbarschaft des Löwen, dessen Brüllen ihnen schon Furcht einjaget. Sie nehmen ihre Zuflucht zu ihm, und indem er mit ihnen vom Vergleiche spricht, und sie in seinen Schutz nimmt: so verschlinget er einem nach dem andern.

Das

Das dreyzehende Hauptstück.

Von der Mode.

Nichts ist thörichter, und zugleich ein sicherer Beweis von der Dürftigkeit unseres Geistes, als der Leichtsinn, mit welchem wir uns den Moden unterwerfen, wenn solche den Geschmack, die Lebensart, die Gesundheit, und das Gewissen betreffen. Schwarzfleisch ist nicht mehr Mode, daher schmecket es uns nicht mehr. Man würde wider die Mode sündigen, wenn man das Fieber durch einen Aderlaß vertreiben wollte. Seit langer Zeit lassen die Sterbenden sich nicht mehr von Theotim zum Tode bereiten. Seine zärtlichen Ermahnungen machen nur noch den gemeinen Mann seelig. Er hat seinen Nachfolger gesehen.

Die Neubegierde bestehet nicht in einem Geschmacke an dem, was gut und schön ist; sondern an dem, was selten, und das Einzige in seiner Art ist; an dem, was man hat, und Andere nicht haben. Sie bestehet nicht in einer Neigung zu dem, was vollkommen; sondern zu dem, was im Schwange, und Mode ist. Sie ist nicht eine Belustigung, sondern eine Leidenschaft, und oft eine so heftige Leidenschaft, daß sie der Liebe, und dem Ehrgeize, nur wegen ihres geringen Gegenstandes weichet. Sie ist nicht eine Leidenschaft zu allen Sachen überhaupt, die selten, und im Schwange sind; sondern nur zu einer gewissen Sache, die selten, und doch Mode ist.

Der Blumenliebhaber hat einen Garten in der

Vor-

Vorstadt. Er läuft des Morgens vor Sonnenaufgang heraus, und kommet nicht ehe, als mit einbrechender Nacht nach Hause. Wenn man ihn in seinem Garten siehet: so sollte man glauben, daß er mitten unter seinen Tulpen gepflanzet wäre, und Wurzel geschlagen hätte. Insonderheit reizet die Einsiedlerin seine Aufmerksamkeit. Er machet große Augen. Er klopfet in die Hände. Er bücket sich. Er betrachtet sie in der Nähe. Er hat sie noch niemals so schön gesehen. Das Herz hüpfet ihm für Freuden im Leibe. Er verlässet sie, und gehet zur Morgenländerinn; von dieser zur Wittwe, von dieser zur Goldstücknen, und endlich zur Achatenen. Jedoch er kommet zur Einsiedlerin zurück. Hier bleibet er stehen. Er wird müde; er setzet sich, und vergisset Essen und Trinken. Allein sie ist auch schattirt, eingefaßt, saftig, ausgezackt, und hat einen schönen Kelch. Er betrachtet sie. Er bewundert sie. Gott und die Natur bewundert er bey diesem allem nicht. Er gehet nicht weiter als auf seine Tulpenzwiebeln. Er würde sie nicht für tausend Thaler weggeben. Sobald man aber die Tulpen nicht mehr achten wird, und die Nelken Mode seyn werden: so wird er sie wegschenken. Dieser vernünftige Mann, der eine Seele, einen Gottesdienst, eine Religion hat, kommet müde und hungrig nach Hause. Er ist mit seinem Tagewerke sehr wohl zufrieden; er hat Tulpen gesehen.

Wie? Sie sprechen mit dem Andern von der reichen Aernte und guten Weinlese? Er ist zwar ein Liebhaber von Früchten; allein er verstehet sie nicht,

und sie sind ihm nicht deutlich gnug. Sie sagen ihm, daß die Feigen und Melonen gut gerathen sind, die Birnbäume fast brechen mögten, und die Pfirsichen sehr gut zugetragen haben; Dieß ist für ihn eine unbekannte Sprache. Er leget sich nur auf Pflaumen. Sprechen sie aber ja nicht mit ihm von ihren Pflaumen. Er liebet nur eine einzige Art derselben, über alle andere, die man ihm nennet, lächelt und spottet er. Er führet sie endlich zum Baum, pflücket die köstliche Pflaume künstlich ab, bricht sie auf, und giebet Ihnen die eine Hälfte; die andere speiset er selbst auf. Was für Fleisch! saget er, schmecken Sie es wohl? das ist köstlich! Sehen Sie, das finden Sie anderer Orten nicht! Seine Naslöcher bleihen sich auf, und er kann seine Freude und Eitelkeit, unter dem Scheine der Bescheidenheit, kaum verbergen. O! göttlicher Mann! Mann, den man niemals gnug loben und bewundern kann! Mann, von dem die späteste Nachwelt noch sprechen wird! Könnte ich dich doch, weil du noch lebest, kennen lernen! Könnte ich doch die Gesichtszüge und die Gemühsfassung eines Menschen zu sehen bekommen, der unter allen Sterblichen allein eine solche Pflaume besitzet.

Der dritte spottet, wenn man ihn besuchet, über seine Mitbrüder, die neugierigen Leute, und insonderheit über Diogneten. Ich wundere mich über ihn, saget er, und kann mich weniger, als jemals, in ihn finden. Glauben Sie wol, daß er sich durch die Münzen zu belehren suchet, und solche als redende Zeugen gewisser Begebenheiten, oder als sichere und

un-

untrügliche Denkmäler der alten Geschichte betrachtet? Nichts weniger als dieß. Glauben Sie etwa, daß er sich deswegen um eine alte Münze so viel Mühe giebet, um die Reihe der alten Kaiser vollständig zu haben? Dieß ist auch nicht seine Absicht. Diognetes kennet das Alterthum, den Werth, und die Schönheit einer Münze. Seine Schubladen sind bis auf einen einzigen Platz voll. Dieses leere verdrüßt ihn, und er wendet sein Geld und sein Leben an, um solches, recht dem Buchstaben nach, auszufüllen.

Wollen Sie, füget Democedes hinzu, meine Kupferstiche sehen? und sogleich fleihet er sie aus, und zeiget sie. Unter andern bemerket man eines, welches weder schwarz, noch schön, noch gut gezeichnet ist; und sich also besser schicket, an einem Festtage die kleine Brücke, oder die neue Straße auszuzieren, als in einer Sammlung von Kupferstichen aufbehalten zu werden. Er gestehet selbst, daß es schlecht gestochen, und noch schlechter gezeichnet sey; er versichert aber, wie es von einem berühmten Italiener herrühre, der wenig gearbeitet hat, daß nur sehr wenig Abdrücke davon gemacht worden, und dieser vielleicht der einzige in ganz Frankreich sey; daß er es sehr theuer bezahlet habe, und nicht weggeben würde, wenn man ihm gleich noch so was Schönes dafür geben wollte. Ein einziges gehet mir nahe, fähret er fort, und wird mich noch nöthigen, künftig allen Kupferstichen zu entsagen. Ich habe alle Stücke des Calots, ausser ein einziges, welches zwar nicht eins von seinen besten, sondern vielmehr von den

schlech-

schlechtesten ist; indessen würde ich alsdenn alle Stücke des Calots zusammen haben. Ich suche es schon seit zwanzig Jahren, und habe beynahe alle Hofnung aufgegeben, es jemals aufzutreiben. Das ist hart.

Ein Anderer hält sich über diejenigen auf, die entweder aus Unstätigkeit, oder aus Neubegierde, lange Reisen unternehmen, und weder Nachrichten, oder Reisebeschreibungen herausgeben, noch das Geringste aufzeichnen; die nur reisen, um sich in fremden Ländern zu besehen, und doch nichts sehen, oder vergessen, was sie gesehen haben; die nur die neuen Kirchen und Thürme kennen lernen, und über Flüße fahren wollen, die weder Seine noch Loire heissen; die aus dem Vaterlande reisen, um wieder zurück zu kommen, und gerne abwesend seyn mögen. Dieser Spötter redet sehr vernünftig, und hat Recht.

Wenn er aber hinzufüget, daß man aus Büchern mehr, als durchs Reisen lernen könne; wenn er mir zu verstehen giebet, wie er eine schöne Bibliotheck besitze: so werde ich neugierig, solche zu sehen. Ich besuche ihn. Ich bin aber kaum auf der Treppe, so kommet mir ein Gestank entgegen, daß ich in Ohnmacht falle; denn alle seine Bücher sind in Juchten gebunden. Es ist vergebens, daß er mir in die Ohren schreyet, wie sie auf dem Schnitte verguldet, mit Goldleisten gezieret, und alles die besten Ausgaben sind. Er mag mir eines nach dem andern hernennen, und versichern, wie seine Bücherschränke, bis auf wenige Stellen voll; und diese so natürlich ange-

gemalet wären, daß man schwören sollte, daß Bücher da stünden; Er mag gleich hinzufügen, daß er niemals lese, und keinen Fuß in seine Bibliotheck setze, mir zu gefallen aber mitgehen wolle: Ich danke ihm für seine Höflichkeit, und mag eben so wenig, als er, seine Lohgerberey besuchen, die er Bibliotheck nennet.

Andere haben eine so unmäßige Wisbegierde, daß sie sich nicht entschlüssen können, einer einzigen Wissenschaft zu entsagen. Sie legen sich auf alle, und verstehen keine. Sie wollen lieber viel, als was rechtes wissen; und lieber von vielen Wissenschaften eine seichte Kenntniß besitzen, als in einer einzigen zu Hause gehören. Sie finden aller Orten, und in allen Gesellschaften Jemanden, der sie meistert, und zu rechte weiset. Sie selbst werden von ihrer eiteln Neubegierde hinter das Licht geführet, und bringen es, durch ein langes und mühsames Nachdenken, höchstens so weit, daß sie sich aus einer groben Unwissenheit herauswickeln.

Andere haben den Schlüssel zu den Wissenschaften; sie kommen aber niemals hinein. Sie bringen ihr Leben damit zu, daß sie die morgenländischen, nordischen, und indianischen Sprachen, wie nicht minder die, welche unter den beyden Erdpolen, und im Monde gesprochen werden, entziffern. Die wunderbarsten und geheimsten Karacktere, und die unnützesten Sprachen, sind gerade das, was ihre Leidenschaft am meisten reizet, und sie zur Arbeit aufmuntert. Sie beklagen diejenigen, die nur ihre Mutter-

sprache, und höchstens das Griechische und Lateinische verstehen. Sie lesen die Geschichte aller Reiche, und wissen nichts aus der Geschichte. Sie blättern alle Bücher durch, und lernen nichts. Sie sind so arm an Begebenheiten, und Grundsätzen, daß nichts darüber gehet. An Wörtern und Redensarten aber, besitzen sie einen unermeßlichen Schatz. Sie beugen sich gleichsam unter der Last derselben. Ihr Gedächtniß ist überhäuft, und ihr Verstand bleibet leer.

Ein Bürger ist ein Liebhaber von schönen Gebäuden. Er bauet einen Pallast, der so schön, prächtig, und ausgeschmückt ist, daß er nicht bewohnt werden kann. Der Eigenthümer, der sich solchen zu bewohnen schämet, und sich auch nicht entschlüssen kann, denselben an einen Prinzen zu vermiethen, ziehet auf den Boden, wo er sein Leben zubringet; da indessen die lange Reihe von Gemächern, und die ausgelegten Fußböden, ein Raub der reisenden Engelländer und Deutschen sind, die vom königlichen Schlosse, oder aus dem Luxemburgischen Pallaste dahin kommen. Man klopfet ohne Aufhören an die Thüre; Jedermann will das Haus, keiner aber den Herrn sehen.

Es giebet Andere, die erwachsene Töchter haben, denen sie aber keinen Brautschatz mitgeben können. Was sage ich. Sie können ihnen nicht einmal nothdürftige Kleider, und genugsames Brod reichen. Sie sind arm. Die Quelle ihrer Armuth aber darf man nicht weit suchen. Sie haben eine Sammlung von seltenen, alten, schon halb verfaulten und vermoderten

ten Bildsäulen. Wenn sie selbige verkaufen wollten; so hätten sie ihr reichliches Auskommen; allein sie können sich dazu nicht entschlüssen.

Diphil fänget bey einem Vogel an, und höret bey tausend auf. Sein Haus ist dadurch nicht lustig, sondern ansteckend geworden. Der Hof, das Vorhaus, die Treppe, die Vorkammer, die Zimmer, die Kabinetter, alles ist in ein Vogelhaus verwandelt. Man höret nicht mehr einen Gesang, sondern ein Geschrey. Die Herbstwinde, und der höchste Wasserfall machen lange nicht ein so durchdringendes und scharfes Geräusch. Man kan nicht hören, was der Andere saget; gleichwie an andern Orten, wo man so lange schweigen muß, bis die kleine Hunde aufgehöret haben zu bellen. Es ist vor den Diphil nicht mehr eine angenehme Belustigung, sondern ein Geschäfte, welches viel Arbeit erfodert, die er kaum bestreiten kann. Er bringet die Tage, die Tage, die so bald verstreichen, und nicht wieder kommen! damit zu, daß er seine Vögel füttert, und ihre Behältnisse reiniget. Er hat einen eigenen Menschen angenommen, der nichts weiter zu thun hat, als daß er den Zeisigen auf einer Flöte vorpfeifet, und auf das Brüten der Canarienvögel acht giebet. Jedoch was er auf einer Seite verschwendet, das ersparet er wieder auf der andern. Er hält seinen Kindern keine Lehrmeister, und sorget nicht im geringsten vor ihre Erziehung. Er selbst will sich des Abends von seinem eigenen Vergnügen erholen. Er hat aber nicht ehe Ruhe, als bis seine Vögel schlafen, und aufhören zu singen, ungeachtet er sie nur wegen ihres Gesangs

liebet. Er denket sogar im Schlafe an sie, und ist darüber selbst zum Vogel geworden. Er hat eine Haube, er zwitschert, er flieget auf, er träumet, daß er federt, oder brütet.

Wer könnte wohl alle Arten der Neugierigen erschöpfen? Sollte man wohl glauben, daß derjenige, der von seinem Leoparden, von seiner Feder, und von seiner Musick, als von den sonderbarsten und wundersamsten Dingen in der Welt spricht, seine Sammlung von Muscheln verkaufen wollte? Warum nicht? Wenn man ihm so viel Gold dafür geben will, als sie wiegen.

Ein anderer ist ein Liebhaber von Insecten. Er vermehret seine Sammlung täglich. Insonderheit übertrift seine Sammlung von Schmetterlingen, alle andere in ganz Europa. Er hat sie von allen Größen und Farben. Was für eine ungelegene Zeit haben sie erwählet, ihn zu besuchen: Er ist in der größten Betrübniß; er ist verdrüßlich, und schwermüthig, und seine Familie muß solches entgelten. Er hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Nähern Sie Sich ihm, und sehen nur, was er auf dem Finger hält, welches kein Leben hat, und eben gestorben ist. Es ist eine Raupe, und was für eine Raupe?

Der Zweykampf ist der Triumph der Mode. Hier hat sie ihre Tiranney mit dem größten Glanze ausgeübet. Diese Gewohnheit verstattete einem verzagten Menschen nicht die Erlaubniß zu leben. Er mußte

mußte sich von einem braven Kerl umbringen lassen. Sie verwechselte ihn also mit einem tapfern Manne. Sie legte einer ausschweifenden Handlung Ehre und Ruhm bey. Sie wurde öfters durch die Gegenwart des Beherrschers gebilliget. Ja zuweilen war eine Art der Religion damit verknüpfet. Sie entschied die Unschuld der Menschen, und ob die Anklage wegen eines Verbrechens gegründet war, oder nicht. Sie hatte im Wahne der Völker so tiefe Wurzeln geschlagen, und sich des Herzens und Verstandes derselben so sehr bemeistert, daß es eine der schönsten Stellen in dem Leben eines sehr großen Königes ist, daß er sie von dieser Thorheit befreyet hat.

Mancher ist entweder zu Anführung der Heere, oder zu Gesandtschaften, in der geistlichen Beredsamkeit, oder in Gedichten, Mode gewesen; allein er ist es nicht mehr. Giebet es Menschen, die aus der Art schlagen? taugen ihre Verdienste nichts mehr? oder hat sich der Geschmack verändert, den man an ihnen fand?

Ein Mann nach der Mode dauret nicht lange; denn die Moden vergehen bald. Wenn er dabey zugleich ein verdienstvoller Mann ist: so wird er zwar nicht gänzlich zernichtet; sondern er erhält sich, wegen seiner andern Eigenschaften in Ansehen. Er ist noch eben so hochachtungswürdig; allein er wird nicht mehr so hoch geschätzet. Die Tugend ist so glücklich, daß sie sich selbst hinlänglich ist. Sie kann der Bewunderer, Anhänger und Beschützer entbehren. Es schadet ihr nicht im geringsten, wenn ihr

Stützen und Beyfall fehlen? Sie wird vielmehr dadurch erhalten, geläutert, und vollkommener gemacht. Sie mag Mode seyn, oder nicht, sie bleibet allemal Tugend.

Wenn man den Menschen, und insonderheit großen Herren erzählet, daß dieser oder jener tugendhaft ist: so antworten sie, mag er es doch seyn. Wenn man ihnen saget, daß er Verstand besitzet, und von einem angenehmen und aufgeweckten Umgange ist: so erwiedern sie, desto besser für ihn. Wenn man hinzufüget, daß er viel Einsichten hat, und gelehrt ist: so fragen sie, was ist die Uhr? Oder was ist für Wetter? Wenn man ihnen aber erzählet, daß man einen andern Tigellius kennet, der brav trinken, und den größten Humpen auf einen Zug ausleeren kann, ja solches während der Mahlzeit mehr als einmal thut, so fragen sie, wo ist er? Bringen sie ihn doch zu mir, morgen, oder noch heute abend. Werden sie es auch vergessen? Man bringet ihn zu ihnen, und dieser Mensch, der sich besser schickte, sich auf einem Jahrmarkte für Geld sehen zu lassen, wird ihres vertrauten Umgangs gewürdiget.

Nichts machet einen Menschen schneller mode, und hebet ihn höher empor, als ein großes Spiel. Dieses, und die Kunst brav zu trinken, gehen in einem Paare. Ich möchte gerne sehen, daß ein artiger, aufgeweckter und sinnreicher Mensch, wenn er gleich ein Catull, oder ein Schüler desselben wäre, eine Vergleichung mit einem Menschen anstellete, der in einem Sitze achthundert Pistohlen verlohren hat.

Ein

Ein Mann der mode ist, gleichet einer blauen Blume, die auf dem Acker wild wächset, wo sie die Aehren erstickel, die Aernte vermindert, und also die Stelle einer bessern Sache einnimmt; kurz, die keinen andern Werth, und keine Schönheit hat, als den ein leichtsinniger Eigensinn, der in demselben Augenblicke entstehet und fällt, ihr beyleget. Heute suchet man sie, und das vornehmste Frauenzimmer schmücket und putzet sich damit. Morgen wird sie nicht mehr geachtet, sondern dem gemeinen Volke überlassen.

Eine verdienstvolle Person hingegen, gleichet einer Blume, die man nicht blos ihrer Farbe nach kennet, sondern deren Namen man weis, und die man wegen ihrer Schönheit, und wegen ihres Geruchs pflanzet. Einer Blume, die wegen ihrer natürlichen Anmuth, und Pracht, wodurch sie die Welt verschönert, zu allen Zeiten, sowohl bey Vornehmen, als Geringen, Mode gewesen ist; die unsere Väter schon hochschätzeten, und die wir auch hochschätzen. Einer Blume, welcher der natürliche Widerwillen einiger wenigen Personen nichts schadet. Kurz! einer Lilie, oder Rose.

Eustrat fähret, in einem Nachen, auf dem Wasser spatzieren. Das Wetter ist schön, und der Himmel heiter. Er hat guten Wind, und man glaubet, daß solcher Bestand haben werde. Allein auf einmal setzet er sich um, der Himmel wird mit Wolken bedeckt, und der Donner lässet sich von ferne hören. Ein Wirbelwind, schmeisset den Nachen um, und

Custrat sinket unter. Er kommet zwar wieder in die Höhe, und giebet sich alle Mühe, das Ufer zu gewinnen; man hoffet sogar, daß er sich noch retten werde; Allein eine Welle reißet ihn fort, und man hält ihn für verloren. Er kommet zum andernmale herauf, und man fasset neue Hofnung. Jedoch die Fluth reißet ihn wieder in die Tiefe. Man siehet ihn nicht mehr, er ist ertrunken.

Voiture und Sarrassin waren für ihr Jahrhundert geboren. Sie kamen zu einer Zeit, da man sie, wie es scheinet, erwartete. Wären sie länger ausgeblieben, so wären sie zu spät gekommen. Ich zweifle, ob sie itzt den Beyfall erhalten würden, den sie damals erhielten. Der anmuthige Umgang, die Kränzchen, der feine Scherz, die aufgeweckten und vertraulichen Briefe, die kleinen Gelage, zu denen blos der Witz den Eintritt verschafte, sind nicht mehr mode. Man glaube ja nicht, daß sie solche wieder in Schwang bringen würden. Alles, was ich zugestehen kann, ist höchstens, daß sie vielleicht auf eine andere Art berühmt werden mögten. Unsere heutige Frauenzimmer sind entweder Bethschwestern, oder Buhldirnen, oder Spielgeister, oder ehrgeizig. Ja, einige sind alles zusammen. Der Ehrgeiz, das Spiel, die Liebhaber, und Seelsorger haben den Platz eingenommen, und vertheidigen solchen gegen witzige Köpfe.

Ein Geck träget einen großen Huth, eine Weste mit einer Klappe, Beinkleider, die man mit Nesteln zubindet, und Halbstiefel. Er sinnet des Abends nach, wie und auf was Art er den folgenden Tag die

Augen der Leute auf sich ziehen könne. Ein Weltweiser hingegen lässet sich von seinem Schneider kleiden. Es ist eben eine so große Schwachheit, die Mode nicht mitzumachen, als solche zu übertreiben.

Man tadelt die Mode, welche den Menschen in zween gleiche Theile absondert, davon der eine blos aus dem Kopfe, und der andere aus den übrigen Theilen des Körpers bestehet. Man verwirfet eine Mode, die aus dem Kopfe des Frauenzimmers, den Grund zu einem Gebäude von vielen Stockwerken machet, dessen Bauart und Ordnung nach ihrer Phantasie verändert wird; eine Mode, die sie nöthiget, die Haare, welche die Natur, zur Bekleidung des Gesichts, wachsen lässet, aus demselben wegzukämmen, und solche nach Art der Bacchantinnen aufzustreuben. Kurz, die nur erfunden zu seyn scheinet, die anmuthige und sittsame Gesichtsbildung des Frauenzimmers in ein trotziges und verwägenes Aussehen zu verwandeln. Man eifert wider diese oder jene Mode, die, so wunderlich sie auch ist, doch so lange sie im Schwange ist, zum Putz und zur Verschönerung dienen soll. Meinem Bedünken nach, sollte man nur die Unbeständigkeit, und den Leichtsinn der Menschen bewundern, die die Annehmlichkeit, und den Wohlstand, nach einander in ganz sich entgegen laufende Sachen, setzen, und das, was sie heute für einen anständigen Schmuck, und für einen schönen Zierrath halten, morgen nur zu Mummereyen und Lustbarkeiten brauchen. Vornehmlich aber sollte man bewundern, daß eine so kurze Zeit, diesen so himmelweiten Unterschied zuwege bringet.

N*** ist reich; sie isset und schläfet recht gut; allein der Kopfputz ändert sich. Da sie am wenigsten daran denket, und sich glücklich schätzet: so ist der ihrige schon außer der Mode.

Iphis siehet in der Kirche einen neu-modischen Schuh. Er betrachtet dagegen den seinigen, und erröthet. Er glaubet, daß er nicht angekleidet sey. Er war in die Kirche gekommen, um sich sehen zu lassen. Allein, nunmehr versteckt er sich, und bleibet seiner Schuhe wegen den übrigen Theil des Tages zu Hause. Seine Hände sind sehr zart. Er wäschet sich mit wohlriechender Seife, um seine Haut nicht zu verderben. Er zwinget sich zum Lachen, um seine schöne Zähne sehen zu lassen. Er machet einen kleinen Mund, und will alle Augenblicke lächeln. Er beschauet seine Füße, er besiehet sich im Spiegel, und man kann mit einem Menschen nicht leicht zufriedener seyn, als er mit sich selbst ist. Er hat sich eine helle und zärtliche Stimme angewöhnet, und lispelt zu allem Glücke. Er weis mit dem Kopf zu nicken, und seinen Augen ein gewisses unschuldiges Wesen zu ertheilen, wodurch er sich schöner zu machen niemals vergiss.t. Er gehet sehr leise, und seine Stellung ist so artig, als man es nur wünschen kann. Er schminket sich zuweiln, jedoch sehr selten, und machet daraus keine Gewohnheit. Doch, da er Hosen und Huth, und keine Ohrgehänge, noch eine Halsschnur von Perlen träget: so habe ich seiner im Hauptstücke vom Frauenzimmer nicht erwähnet.

Die

Die Menschen befleißigen sich, eben dieselben Moden, die sie vor ihre Person so gerne mitmachen, in ihren Bildern zu verachten. Es scheinet, als wenn sie vorher sehen, wie lächerlich und unanständig diese Moden seyn werden, so bald sie die Reizungen der Neuigkeit werden verloren haben. Da sie demselben vorbeugen wollen, so ziehen sie ihnen einen willkührlichen Putz und ein gleichgiltiges Gewand vor; ungeachtet diese Phantasien des Malers sich weder zu ihrer Gestalt, noch zu ihrem Gesichte schicken, und ihren Sitten so wenig, als ihrer Person ähnlich sind. Sie mögen sich gerne in einer gezwungenen oder unanständigen Stellung, und auf eine harte, wilde und fremde Art abmalen lassen, die aus einem jungen Abte, einen Windbeutel, aus einer Gerichtsperson, einen Stutzer, aus einer Bürgerfrau eine Diana, aus einer einfältigen und furchtsamen Person eine Amazonin, oder eine Pallas; aus einem ehrbaren Mädchen eine Lais, aus einem gütigen und großmüthigen Könige einen Scythen und Attila machet.

Eine Mode hat kaum eine andere verdränget: so wird sie schon von einer neuern vertrieben. Diese muß wieder einer andern Platz machen, welche gewis nicht die letzte seyn wird. So leichtsinnig sind wir! währenden diesen Abwechselungen verfliesset ein Jahrhundert, welches alle diese Moden in die Reihe vergangener Dinge gesetzet hat, die nicht mehr vorhanden sind. Alsdenn ist die alleräIteste Mode die seltenste, die man mit dem größesten Vergnügen siehet. Da Zeit und Jahre auf ihrer Seite sind: so ertheilet

sie den Bildern eben dieselbe Annehmlichkeit, welche der Leibrock und die Kleidung der Römer unserer Schaubühne, oder der Schleyer und der Bund der Morgenländer unsern Tapeten und Gemälden geben.

Unsere Väter haben uns, nebst der Kenntniß ihrer Person, auch die Kenntniß ihrer Kleidungen, ihres Hauptschmucks, ihrer Waffen, und der andern Zierrathen hinterlassen, die sie in ihrem Leben liebten. Gegen diese Art der Wohlthat können wir uns auf keine andere Art dankbar erzeigen, als wenn wir uns gegen unsere Nachkommen eben so verhalten.

Ehemals trug der Höfling eigene Haare, weite Beinkleider und Wammes, große Wickel, und er war ein Freydenker. Dieß lässet nicht mehr. Itzt träget er eine Perrücke, einen engen Leibrock, glatt aufgezogene Strümpfe, und er ist andächtig. Alles richtet sich nach der Mode. Konnte derjenige wohl hoffen, daß er ein Mann nach der Mode werden würde, der, vor einiger Zeit, mit einer andächtigen Miene, bey Hofe erschien, und also wider alle Vernunft beynahe lächerlich war.

Wozu ist der Höfling, in der Absicht, sein Glück zu machen, nicht fähig, wenn er, um solches nicht zu verfehlen, andächtig wird?

Die Farben sind schon zubereitet, und das Tuch ist aufgespannet. Wie soll ich aber diesen unruhigen, leichtsinnigen und unbeständigen Menschen, der tausend und abermal tausend Gestalten annimmt,

recht fassen? Ich male ihn als einen Andächtigen ab, und glaube, daß ich ihn recht gefasset habe. Allein er entwischet mir, und ist schon ein Freygeist geworden. Wenn er nur in dieser schlechten Stellung bliebe: so würde ich die Unordnung seines Herzens und Verstandes schon von einer solchen Seite zu fassen wissen, daß ihn Jedermann kennen sollte. Allein, die Mode eilet, er ist schon wieder andächtig.

Derjenige, der den Hof recht hat kennen gelernet, weis die Tugend und Scheinheiligkeit sehr wohl zu unterscheiden. Er kann sich darinn nicht mehr irren.

Die Vesper, als eine alte Sache, die nicht mehr Mode ist, versäumen, dagegen aber die Erquickungsstunden besuchen; Alle Gelegenheiten der Kirche kennen, und wissen, wo man gesehen, oder nicht gesehen wird; in der Kirche zugleich an Gott, und an seine Geschäfte denken; daselbst Besuche annehmen, und Befehle ertheilen; andern Geschäfte auftragen, und die Antworten erwarten; einen Seelsorger haben, und demselben mehr Gehör geben, als der Offenbarung; seine ganze Heiligkeit, und sein ganzes Ansehen auf den Ruhm seines Seelsorgers gründen; diejenigen verachten, deren Seelsorger nicht in so großem Rufe stehet, und ihnen kaum die Hofnung zur Seligkeit zugestehen; nur das Wort Gottes lieben, was in seinem Hause, oder von seinem Seelsorger gepredigt wird; die Predigten desselben den Predigten anderer vorziehen; seine Seele nur an geistlichen Büchern weiden, gleich als wenn man weder Evangelium, noch Briefe der Apostel, noch

Sittenlehren der Kirchenväter hätte; ein den ersten Jahrhunderten unbekanntes Gewäsch lesen, oder reden; bey Ablegung der Beichte die Fehler des Nächsten umständlich erzählen, seine eigene hingegen bemänteln; seine Drangsalen und Geduld anklagen; sein geringes Wachsthum in der erhabenen Andacht für eine Sünde ausgeben; in geheimer Verbindung mit gewissen Leuten wider andere gewisse Leute stehen; nur sich und seinen heimlichen Anhang hochschätzen; die Tugend selbst hingegen für verdächtig halten; an dem Vergnügen und Glücke Geschmack finden, und sich daran nicht sättigen können; nur für sich selbst sorgen; den Verdiensten hingegen keine Hülfe leisten, noch ihnen aufhelfen; durch seine Frömmigkeit seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchen; und auf dem Wege des Glücks und der Würden zur ewigen Seligkeit gehen; in diesen Dingen bestehet, wenigstens bis auf den heutigen Tag, die Andacht nach der Mode.

Ein Scheinheiliger ist ein Mensch, der unter einem freygeisterischen Könige ein Freygeist seyn würde.

Die Scheinheiligen kennen kein anderes Laster, als die Unkeuschheit, oder um mich richtiger auszudrucken, als den äußerlichen Schein derselben. Wenn Pherecides es nur so weit gebracht hat, daß man ihn für einen Menschen hält, der aller unerlaubten Liebe zum Frauenvolke Abschied gegeben hat; wenn Pherenice nur von der Welt für eine ihrem Ehemanne getreue Gattin gehalten wird: so ist dieß für beyde schon gnug. Mögen sie sich doch in verderb-

liche

liche Spiele einlassen; ihre Gläubiger zu Grunde richten; sich über das Unglück anderer freuen, und solches zu ihrem Vortheile anwenden, die Großen vergöttern, die Geringen verachten; von ihren eigenen Verdiensten trunken seyn, sich vom Neide aufzehren lassen, lügen, verläumden, heimliche Ränke anspinnen, und andern schaden; dieß erfodert ihr Stand. Wie? begehret man, daß sie den redlichen Leuten ins Amt fallen sollen, die, nebst den heimlichen Lastern, auch den Hochmuth, und die Ungerechtigkeit fliehen?

Wenn ein Höfling demüthig, und von allem Stolze und Ehrgeitze befreyet; wenn er sein Glück nicht auf den Untergang seiner Mitwerber gründen, sondern billig seyn wird; wenn er seinen Unterthanen einige Erleichterung wird angedeyen lassen; wenn er seine Schulden bezahlen, und nicht mehr betrügen, noch verläumden wird; wenn er anders, als blos mit dem Munde, und selbst alsdenn, wann der Landesherr nicht mehr zugegen ist, bethen wird; wenn er biegsam seyn, und jedermann den Zutritt verstatten, sich mit einer leutseligen Geberde, und mit einem freundlichen Gesichte zeigen, und weder träge noch tiefsinnig seyn wird; wenn er vermöge einer sorgfältigen Aufmerksamkeit verschiedene Bedienungen mit einander sehr verträglich finden wird; wenn er seinen Verstand und seine Sorgen auf große und viel Arbeit erfordernde Geschäfte, und sonderlich auf solche wenden wird, die dem Volke und dem Staate großen Nutzen schaffen; wenn endlich seine Gemüthsart mir nicht erlaubet, ihn hier zu nennen, und seine

Bescheidenheit ihn verhindert, sich in diesen Zügen zu erkennen, da ich ihn nicht nenne; alsdenn werde ich sagen, dieser Mann ist fromm, ja ich werde ihn als einen Menschen preisen, der unsern Zeiten zum Muster der wahren Tugend, und zur Entdeckung der Heucheley gegeben ist.

Onuphre hat um sein Bette nur einen Vorhang von groben Sarsch; Allein er schläfet auf Kattun und Eiderfedern. Seine Kleidung ist schlecht, aber sehr bequem. Des Sommers träget er einen Rock von sehr leichtem, und des Winters von sehr weichem Zeuge. Er träget sehr feine Hemden, er verstecket sie aber sehr sorgfältig. Er saget zwar nicht mein hären Hemd, meine Geißel. Sonst würde er für das, was er ist, nämlich für einen Heuchler gehalten werden; und er will für das, was er nicht ist, nämlich für einen frommen Mann angesehen seyn. Er weis es jedoch so zu machen, daß man glaubet, wie er ein hären Hemde träget, und sich selbst geißelt. In seinem Zimmer liegen hin und wieder einige Bücher, als der geistliche Seelenkampf, das innerliche Christenthum; und das große Jahr des Herrn. Die andern aber sind verschloßen. Wenn er auf der Straße gehet, und von weitem einen Menschen erblicket, vor welchem er nothwendig andächtig thun muß: so hänget er den Kopf auf die Schulter, schläget die Augen nieder, nimmt einen schleichenden Gang an, und spielet so seine Rolle. Wenn er in die Kirche kommet: so bemerket er sogleich, von wem er gesehen werden könnte, und nach der Entdeckung, die er gemacht hat,

kniet

kniet er entweder nieder, und bethet, oder denket an nichts weniger, als daran. Wenn er siehet, daß ein frommer Mann, der dabey viel vermag, auf ihn zukommt: so bethet er nicht allein, sondern vertiefet sich auch in geistliche Betrachtungen, und hohlet tiefe Seufzer. Sobald er aber denselben wieder fortgehen siehet, so wird er stille, und rühret nicht einmal die Lippen. Ein andermal kommet er an einen heiligen Ort, dränget sich durch das Volk durch, und siehet sich eine Stelle aus, wo er seine Andacht kann sehen lassen, und wo die ganze Versammlung seine Demüthigung vor GOtt beobachten kann. Wenn er höret, daß die Höflinge sprechen, lachen, und in der Kapelle lauter sind, als in der Vorkammer, so machet er noch mehr Geräusch, und fänget seine Betrachtungen von forne wieder an; die aber alle auf eine Vergleichung hinaus laufen, die er zwischen sich und diesen Leuten anstellet; und wobey der Ausschlag allemal auf seine Seite fället. Er hütet sich, eine abgelegene und öde Kirche zu besuchen, wo er zwo Messen nach einander, eine Predigt, Vesper und Nachvesper auf einmal hören könnte. Er gehet lieber in die Pfarrkirche. Er besuchet die Tempel, wo der größte Zulauf ist; denn da verfehlet er seine Absicht nicht, sondern wird gesehen. Er erwählet zween oder drey Tage im ganzen Jahre, wo er ohne Ursache fastet, und sich des Fleischessens enthält. Gegen das Ende des Winters aber klaget er über die Brust, über Kopfschmerzen, und über das Fieber. Er lässet sich bitten, quälen, ja gar ausschelten, daß er die grossen Fasten gleich im Anfange unterbrechen mögte. Er thut es end-

lich aus Gefälligkeit. Wenn er in Streitigkeiten zwischen Verwandten zum Schiedsrichter erwählet wird: so ist er allemal auf der Seite der Mächtigern; ich will sagen, der Reichsten. Er kann sich unmöglich einbilden, daß Leute, die viel Vermögen besitzen, unrecht haben sollten; wenn er sich bey einem reichen Manne wohl befindet, den er eingenommen hat, bey dem er schmarutzet, und der ihm grossen Nutzen leisten kann; so suchet er sich nicht bey der Frau desselben einzuschmeicheln. Er thut ihr keine Vorschläge, und noch weniger eine Liebeserklärung. Er würde ehe fliehen, und seinen Mantel im Stiche lassen, falls er nicht von ihrer Seite eben so sicher ist, als von seiner. Er bedienet sich noch weniger des unverständlichen Gewäsches der falschen Andacht, um ihr zu schmeicheln, und sie zu verführen. Er spricht solches nicht aus Gewohnheit, sondern aus Vorsatz, nachdem er seinen Nutzen dabey siehet, niemals aber wenn er sich dadurch nur lächerlich machen würde. Er weis schon, wo er geselligere und folgsamere Frauen findet, als die Gattin seines Freundes. Er bleibet nicht lange von ihnen weg, es sey denn, daß er der Welt weis machen will, wie er sich in die Einsamkeit begeben habe. Wer sollte wohl hieran zweifeln, wenn man ihn mit einem ganz verfallenen Gesichte, gleich einem Menschen, der von sich nicht das geringste hält, wieder zum Vorschein kommen siehet. Blos solche Frauenzimmer, die unter dem Schatten der Scheinheiligkeit blühen, und gerathen, schicken sich für ihn, jedoch mit dem kleinen Unterschiede, daß er die alten nicht achtet, und von den jungen nur die schönsten und wohlgewachsensten besuchet.

chet. Nur diese können ihn reizen. Sie gehen, er gehet mit. Sie kommen; er kommet mit. Sie bleiben, er bleibet mit. Er hat den Trost, daß er Sie an allen Orten und zu allen Zeiten siehet. Wer sollte dadurch nicht erbauet werden? Sie sind ja andächtig, und er ist es auch. Er verabsäumet nicht, sich die Verblendung seines Freundes, und die gute Meynung, die er selbigem von sich beyzubringen gewußt hat, zu nutz zu machen. Bald lehnet er Geld von ihm. Bald weis er es so zu machen, daß sein Freund ihm solches anbietet. Er lässet sich den Vorwurf machen, daß er zu seinen Freunden kein Vertrauen habe, sondern seine Noth vor selbigen verberge. Zuweiln will er nicht einen Pfennig annehmen, ohne darüber eine Handschrift von sich zu stellen, die er aber niemalen einzulösen gesonnen ist. Ein andermal saget er mit einer besondern Geberde, daß ihm nichts mangle. Doch geschiehet dieß nur dann, wann er nur eine kleine Summe brauchet. Zuweiln rühmet er die Freygebigkeit dieses Mannes öffentlich, um ihn durch Vorhaltung der Ehre zu reizen, ihm ansehnliche Geschenke zu machen. Er trachtet nicht, die ganze Verlassenschaft dieses Mannes an sich zu bringen, oder selbigen zu bewegen, ihm seine sämmtlichen Güter zu schenken, vornämlich, wenn er selbige einem Sohne, als dem rechtmäßigen Erben entwenden müßte. Ein frommer Mann ist weder geizig, noch gewaltthätig; weder ungerecht, noch eigennützig. Onuphre ist nicht andächtig. Er will nur dafür angesehen seyn, und durch eine vollkommene, aber verstellte Nachahmung der Gottseeligkeit, in der Stille seinen Eigennutz befriedigen.

Er machet sich daher niemals an die geraden Linien, und schmeichelt sich nie in einem Hause ein, wo sowohl eine Tochter auszustatten, als ein Sohn zu versorgen ist. Hier sind die Rechte allzustark und unverletzlich. Man kann solche nicht antasten, ohne daß es ein grosses Aufsehen machet; und dafür fürchtet er sich. Wie leicht könnte nicht eine solche Sache bis zu den Ohren des Landesherrn gelangen? Vor welchem doch Onuphre seine Absichten verbergen will, weil er sonsten entdecket, und erkannt werden mögte. Er machet sich daher nur an die Seitswärtsverwandten; denn die kann man ungestraft antasten. Er ist ein Schrecken der Vettern, und Muhmen, des Neffen, und der Nichte; ein Schmeichler, und öffentlicher Freund aller Oheime, die reich sind. Er weis sich zum rechtmäßigen Erben eines Greisen zu machen, der reich ist, und keine Kinder hat. Ja, dieser muß ihn namentlich enterben, wenn er haben will, daß seine Verwandten sein Vermögen bekommen sollen. Wenn Onuphre es ja nicht so weit zu bringen vermag, daß er sie um die ganze Erbschaft schnellen könnte, so entreißet er ihnen wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben. Eine kleine Verläumdung, noch etwas Geringers, eine üble Nachrede, ist zu diesem gottseligen Vorhaben hinlänglich. Er besitzet diese Geschicklichkeit in der größten Vollkommenheit, und er machet sich eine Pflicht daraus, dieses sein Pfund nicht zu vergraben. Es giebet seiner Meynung nach Leute, die man zu verläumden in seinem Gewissen verbunden ist. Dieß sind eben die Leute, die er nicht liebet, denen er schaden will, und die er um das Ihrige zu bringen trachtet. Er

er-

erreichet seinen Endzweck, ohne daß er den Mund aufthun darf. Man spricht vom Eudoxus, und er lächelt, oder seufzet; Man fraget ihn, man dringet in ihn. Er antwortet nicht. Er thut recht. Er hat schon gnug gesagt.

Lach, Zelie, scherz, spaß, du warest ja sonst so aufgeräumet. Ich bin reich, antwortest du mir, jetzt kann ich recht bequem leben, und mir was zu gute thun. Desto besser; lach also überlaut. Was würde es dir helfen, daß du in bessere Umstände gerathen bist, wann du dabey niedergeschlagen und traurig seyn wolltest. Mache es wie die Großen, die im Schooße des Ueberflußes geboren sind. Sie lachen zuweiln, und geben ihrer Gemüthsart nach. Folge also der Deinigen, und laß nicht von dir sagen, daß du wegen einiger tausend Thaler Einkünfte mehr, oder weniger, von einem Aeußersten auf das Andere fällest. Ja! sagest du, ich sitze dem Glücke einiger Maaßen im Schooße. Ich muthmaßte es, Zelie; allein deswegen darfst du nicht aufhören, lustig zu seyn, und mich im Vorbeygehen freundlich anzulachen, wie du es ehemals thatest. Dem ungeachtet werde ich für dich, und deine Ehrenstellen, allemal die gehörige Ehrerbietung hegen, und glauben, daß du reich, und zugleich glücklich bist. Ich kann nicht, fährest du fort, ich bin andächtig . . . Schon gnug, Zelie, jetzt erinnere ich mich, daß das Zeugniß eines guten Gewissens nicht mehr die Heiterkeit und Freude auf dem Gesichte ausbreitet; sondern die traurigen und strengen Leidenschaften die Oberhand gewinnen, und sich des äußerlichen Ansehens bemächtigen. Sie gehen

noch weiter, und man wundert sich nicht mehr, daß die Scheinheiligkeit ein Frauenzimmer noch spröder und stolzer machet, als die Tugend.

Vor hundert Jahren hatte man es in den Künsten und Wissenschaften noch nicht weit gebracht. Jetzt aber sind sie auf einen so hohen Grad gestiegen, daß man gar die Kunst, selig zu werden, in Regeln, und in eine Lehrart gebracht hat. Man hat solche mit allem demjenigen vermehret, was der menschliche Verstand Schönes und Erhabenes nur hat erdenken können. Die Scheinheiligkeit und die Meßkunst, haben eine jede ihre besondere Redensarten, oder wie man sie sonst nennet, Kunstwörter. Derjenige, der solche nicht weis, ist weder ein Andächtiger, noch ein Meßkünstler. Die ersten Heiligen, sogar diejenigen, die von den Aposteln selbst unterrichtet wurden, wußten diese Kunstwörter nicht. Sie waren einfältige Leute, die sich am Glauben und an guten Werken begnügten, und sich nur bestrebeten, zu glauben, und einen guten Wandel zu führen.

Für einen gottsfürchtigen Fürsten ist es eine sehr kitzliche Sache, seinen Hof zu bekehren, und fromm zu machen. Da er weis, wie weit der Höfling die Begierde ihm zu gefallen treibet; und wie solcher alles aufopfert, um sein Glück zu machen: so gehet er mit selbigem sehr behutsam und vorsichtig um. Er träget ihn mit schonendem Dulden, weil er fürchtet, ihn sonst zu einem Heuchler und Räuber der göttlichen Ehre zu machen. Er erwartet von Gott und von der Zeit mehr, als von seinem Eifer und Fleiße.

Es

Es ist an den Höfen ein alter Gebrauch, daß man einem Tonkünstler, Tanzmeister, Possenreisser, Flötenspieler, Schmeichler, und einem gefälligen Menschen Jahrgelder reichet, und Gnadenbezeugungen erweiset. Alle diese Leute haben gewisse Verdienste, sichere und bekannte Geschicklichkeiten, die den Großen zur Ergötzung dienen, und sie erquicken, wenn sie von ihrer Hoheit müde sind. Man weis, daß Favier ein guter Tänzer ist, und Lorenzani schöne Moteten setzet. Weis man aber, ob ein andächtiger Mensch Tugenden besitzet? Es ist ihm, weder auf die Rentkammer noch auf die königliche Schatoulle, eine Besoldung angewiesen; und dieß ist ganz billig. Denn da die Kunst, Geberden und Stellungen nachzumachen, sehr leicht ist, so würde der Fürst, wenn er solche Leute belohnen wollte, der Gefahr ausgesetzet seyn, die Verstellungskunst und Betrügerey zu Ehren zu erheben, und der Heucheley Gnadengehalte zu reichen.

Man hoffet, daß die Andacht des Hofes auch die Residenzstadt fromm machen werde.

Ich bin überzeuget, daß die wahre Andacht die Quelle der Seelenruh ist. Sie machet uns das Leben erträglich, und den Tod angenehm. Die Heucheley kann solches nicht wirken. Eine jede Stunde ist sowohl für sich, als in Absicht auf uns einfach. Wenn sie einmal verflossen ist: so ist sie auf ewig verloren. Millionen Jahrhunderte können sie nicht zurück bringen. Tage, Monate, Jahre verfliessen, und verlieren sich, ohne alle Hoffnung zur Rückkehr, in dem Abgrunde der Zeit. Die Zeit selbst wird ein

Ende nehmen. Sie ist nur ein Punkt in dem unermäßlichen Raume der Ewigkeit, und ihre Spur wird verschwinden. Hier giebet es leichtsinnige und nichtswürdige Dinge, die nicht beständig sind, sondern vorbeyrauschen, und die ich Moden nenne. Darunter rechne ich Hoheit, Gunst, Reichthümer, Macht, Ansehen, Unabhängigkeit, Vergnügen, Ergötzungen und Ueberfluß. Was wird aus diesen Moden werden, wenn die Zeit selbst nicht mehr seyn wird? Die Tugend allein, die so wenig Mode ist, überlebet auch die Zeit!

Das vierzehnte Hauptstück.

Von einigen Gebräuchen.

Es giebet Leute, die nicht die Mittel haben Edelleute zu werden. Es giebet Andere, die Edelleute würden geworden seyn, wenn ihr Gläubiger ihnen sechs Monate Nachsicht gegeben hätte. Noch Andere gehen als Bürgerliche zu Bette, und stehen als Edelleute auf.

Wie viel Edelleute giebt es nicht, deren Väter und ältere Brüder Bürgerliche sind?

Mancher verlässet seinen Vater, der bekannt ist, und dessen Schreibstube, oder Laden man zeiget. Er bleibet bey seinem Aeltervater stehen, der, da er bereits vor vielen Jahren gestorben, unbekannt ist, und

nicht

nicht angefochten werden kann. Er zeiget, daß er viel Einkünfte, eine ansehnliche Bedienung und vornehme Verwandten hat. Um also ein Edelmann zu seyn, fehlet ihm weiter nichts, als Urkunden.

Seinen Adel erneuren lassen, ist eine Redensart, die jetzt in allen Kanzelleyen üblich ist. Die ehemals so gebräuchlichen Adelsbriefe sind dadurch ganz abgekommen, und altfränkisch geworden. Seinen Adel erneuren lassen, setzet voraus, daß ein Mensch, der reich geworden ist, ursprünglich von adelicher Abkunft sey. Eine mehr als moralische Nothwendigkeit erfodert also, daß er auch ein Edelmann ist. Ob gleich sein Vater durch den Pflug, die Axt, die Elle, oder durch die Liverey dem Adel Abbruch thun können: so darf er doch nur in die Rechte seiner Vorfahren treten, und sein Geschlechtswapen wieder annehmen; welches er doch selbst erfunden hat, und von demjenigen ganz unterschieden ist, so er ehedem auf sein zinnernes Geschirr hat stechen lassen. Mit einem Worte, ein Adelsbrief schicket sich für ihn nicht, indem selbiger nur Bürgerlichen, das ist, solchen Personen Ehre machet, die das Geheimniß, reich zu werden, nachsuchen.

Wenn ein gemeiner Mann lange Zeit versichert hat, daß er ein Wunder gesehen habe: so überredet er sich endlich selbst, daß solches wahr sey. Wer sein Alter beständig verläugnet, glaubet endlich selbst, daß er so jung sey, als er es Andern weis machen will. Eben so gehet es einem Bürgerlichen, der aus Gewohnheit vorgiebet, daß er von einem alten Freyherrn, oder Edelmanne abstammet, ungeachtet es gewis ist,

daß er von selbigem nicht herkommet. Er hat endlich das Vergnügen, daß er solches selbst glaubet.

Wo findet man wohl ein etwas angesehenes und wohlhabendes bürgerliches Geschlecht, welches nicht ein Wapen, und in diesem ein Ehrenwapen, Schildhalter, ein Helmzeichen, einen Denkspruch, und vielleicht gar die Kriegslosung führet? Wo ist der Unterschied zwischen der Sturmhaube und dem Helme geblieben? Sowohl der Name, als der Gebrauch derselben sind abgekommen. Es kommt nicht mehr darauf an, ob ein Helm das Visier vorwärts, oder seitwärts kehret, ob er geschlossen, oder offen ist, und aus wie viel Reifen der letztere bestehet. Dergleichen Kleinigkeiten achtet man nicht mehr. Man gehet gerade zu den Kronen, denn die sind ungekünstelter. Man hält sich ihrer würdig, und eignet sie sich daher zu. Wohlgesittete Bürger werden noch durch eine gewisse Schaam zurück gehalten, daß sie sich mit einer markgräflichen Krone zieren. Sie sind mit der Gräflichen mehr als zu wohl zufrieden. Sie dörfen sie nicht weit suchen. Sie nehmen solche von dem Schilde, so sie ausgehangen haben, und setzen sie an ihre Kutsche.

Um auf sein Wort für einen Edelmann gehalten zu werden, ist es genug, daß man nicht in einer Stadt, sondern in einer auf freyem Felde stehenden Strohhütte, oder unter den Trümmern eines alten, verfallenen, und an einem Sumpfe gelegenen Hauses, welches man ein Schloß nennet, ist geboren worden.

Ein

Ein guter Edelmann will für einen Standesherrn gehalten seyn, und es gelinget ihm. Ein Standesherr will ein Fürst seyn. Er braucht so viel Vorsichtigkeit, daß er endlich durch die vielen Titel, durch die Streitigkeiten wegen des Vorsitzes und Ranges, durch die neuen Wapen, und durch einen Stammbaum, den Hosier *) ihm nicht gemacht hat, ein kleiner Fürst wird.

Die Großen richten sich in allen Stücken nach noch Größern, und wollten es ihnen nach machen. Diese Letztern entsagen freywillig allen Ehren, und Vorzügen, die ihr Stand ihnen ertheilet, um mit denen, die geringer sind, als sie, nichts gemein zu haben. Sie ziehen dieser Sklaverey ein freyeres und gemächlicheres Leben vor: Diejenigen, die in ihre Fußstapfen treten, beobachten auch schon, aus Nacheifer, diese Einfalt und Bescheidenheit. Alle werden also aus Stolze schlecht weg, und so, wie ein gemeiner Mann leben. Was für entsetzliche Unbequemlichkeiten werden nicht daraus entstehen!

Gewisse Leute führen drey Namen, damit es ihnen daran ja nicht mangle. Des einen bedienen sie sich auf dem Lande, des andern in der Stadt, des dritten an dem Orte, wo sie in Bedienung stehen. Andere haben nur einen einzigen zwosylbigten Namen, den sie aber durch Vorsetzung des Wortes von adeln,

so,

* Hosier war der Sohn eines Advocaten aus Marseille und der erste, der sich befließ, aus Untersuchung und Erforschung der Geschlechtsregister eine Wissenschaft zu machen.

sobald sie zu einem etwas besseren Glücke gelanget sind. Jener machet aus seinem unbekannten Namen, durch Weglassung einer Sylbe, einen berühmten Namen. Dieser verändert nur einen einzigen Buchstaben, und machet aus Syrus, Cyrus. Andere unterdrücken ihren Namen, den sie doch ohne Schande führen könnten, und nehmen einen andern an, der in ihren Ohren besser klinget. Mehrentheils aber kommen sie dabey zu kurz; indem die Leute sie, die sie jetzt diesen Namen führen, mit denen großen Männern vergleichen, die solchen ehemals getragen haben. Es giebet noch andere, die in der Stadt, wo sie leben, geboren sind, und doch für Ausländer wollen gehalten seyn, gleich als ob es anderer Orten nicht auch bürgerliche Personen giebet. Sie verlängern ihren Namen mit einer ausländischen Endung, und glauben, daß man von vornehmer Abkunft sey, sobald man in einem fremden Lande zu Hause gehöret.

Der Geldmangel hat den Adelstand mit dem Bürgerstande vereiniget, und die Ahnenprobe aufgehoben.

Wie vielen Kindern würde das Gesetz, daß die Mutter adele, sehr nützlich seyn: Allein wie vielen Andern würde es nicht Nachtheil zuziehen?

Es giebet wenig Geschlechter in der Welt, die nicht auf der einen Seite mit den größten Fürsten, und auf der andern, mit dem niedrigsten Pöbel verwandt sind.

Man verlieret nichts, wenn man sich zum Edelmanne machen lässet. Befreyungen, Vorrechte,

Aus-

Ausnahme von den öffentlichen Lasten, Privilegien, kurz, nichts mangelt denenjenigen, die zum Adel gehören. Glaubet man wo, daß die Einsiedler sich blos wegen des Adelstandes haben adeln lassen (*)? So eitel sind sie nicht. Sie haben es ihres Vortheils wegen gethan. Stehet ihnen solches nicht besser an, als wenn sie Schooß geben müßten? Ich spreche nicht von einem jeden unter ihnen besonders, denn dieß wäre wider ihr Gelübde, sondern von dem ganzen Kloster.

Ich mache hiemit zum voraus bekannt, damit man sich dazu anschicke, und sich dereinst darüber nicht wundere. Wenn es einem grossen Herrn jemals gefallen sollte, mir seinen Schutz angedeyen zu lassen, und ich also ein grosses Glück mache: alsdenn stamme ich in gerader Linie von dem berühmten Gottfried de la Bruyere her, den alle Kroniken unter die größten Herren Frankreichs zählen, die mit Gottfrieden von Bouillon, den Zug ins gelobte Land thaten.

Wenn der Adel in der Tugend bestehet, so machet man sich dessen verlustig, sobald man nicht tugendhaft ist: wenn er aber nicht in der Tugend bestehet, so hat er wenig zu bedeuten.

Gewisse Dinge sind erstaunenswürdig, und unbegreiflich, wenn man auf ihre erste Stiftung, und auf ih-

(*) Das Cölestiner Kloster kaufte die Stelle eines königlichen Sekretairs, damit es der Vorrechte desselben geniessen könnte.

ihren Anfang zurücke siehet. Wer kann wohl begreifen, daß gewisse Aebte, die es an Putz, Ueppigkeit, und Eitelkeit beyden Geschlechtern, und allen Ständen zuvor thun, die bey Frauenzimmern mit Markisen und Finanzpächtern um den Vorzug streiten, und beyde ausstechen, daß solche Aebte, sage ich, ursprünglich, und ihrem Namen nach, Väter und Häupter heiliger Mönche, und demüthiger Einsiedler sind, und denenselben zum Muster dienen sollen? Was für Gewalt, Herrschaft, und Tyranney übet nicht die Gewohnheit aus? Muß man nicht, ohne grösserer Unordnungen zu erwähnen, befürchten, dereinstens einen schlechten Abt, als eine Eminenz in geblümten Sammet gekleidet, oder als ein Frauenzimmer mit geschminktem Gesichte, und Schönpflästerchen zu sehen?

Der farnesische Pallast giebet einen Beweis, daß Caraccio seine unflätige Gottheiten, die Venus, den Ganimed und die übrigen nackten Gemälde, vor Fürsten der Kirche, die sich Nachfolger der Apostel nennen, verfertiget habe.

Schöne Sachen verlieren einen Theil von ihrer Schönheit, wenn sie nicht am rechten Orte stehen. Der Wohlstand ertheilet ihnen die Vollkommenheit, und die Vernunft bestimmet den Wohlstand. Daher spielet man in der Kirche keine lustige Stücke; daher träget man nicht eine Predigt mit einer Stimme vor, die auf die Schaubühne gehöret; daher siehet man weder weltliche Gemälde in den Kirchen, z. E. den Heyland der Welt, und neben bey das Ur-

thel des Paris, noch Personen, die sich der Kirche gewidmet haben, im Aufzuge eines Höflings.

Soll ich endlich meine Meynung entdecken, was ich von einer sogenannten schönen Abendandacht (beau Salut;) halte? Die Auszierungen sind oft weltlich; man verkaufet ordentlich die Plätze, und theilet so, wie im Schauspiele, Bücher aus. Man bestellet sich hin, und hält ordentliche Zusammenkünfte. Man schwatzet, man plaudert ganz laut. Ein Mensch tritt auf die Kanzel, und betet ganz vertraulich und trocken was her. Er hat keine andere Absicht, als die Leute herbey zu locken, und solchen die Zeit zu vertreiben. Endlich erschallet eine köstliche Musick, und es lassen sich Sänger hören, die schon lange um den Vorzug mit einander eifern. Soll ich für das Haus des Herrn in Eifer entbrennen? Soll ich den dünnen Vorhang aufziehen, der die heiligen Geheimnisse bedecket, die Zeugen einer solchen Unart sind? Wie? weil man in der Kirche der Theatiner noch nicht tanzet: so will man mich nöthigen, dieses ganze Schauspiel einen Gottesdienst zu nennen?

Ich sehe nicht, daß man Gelübde thut, und Wallfahrten anstellet, um beugsamern Verstand, eine dankbarere Seele, eine billigere und weniger boshafte Gemüthsart zu erhalten, und die Eitelkeit, Unruhe, und die Neigung zu elenden Spöttereyen los zu werden.

Kann man sich wohl was wunderlicheres vorstellen, als einen Haufen Christen beyderley Geschlechts, die

die sich an gewissen Tagen in einem Saale versammlen; um einer Bande in den Kirchenbann gethaner Personen Beyfall zu geben, die nur blos wegen des Vergnügens, welches sie ihnen verursachen, und so schon zum voraus bezahlet wird, in den Bann gethan sind? Meinem Bedünken nach sollte man entweder alle Schaubühnen zerstören, oder mit den Schauspielern nicht so strenge verfahren.

In den heiligen Tagen sitzet der Mönch Beichte, da indessen der Pfarrer auf der Kanzel, wider den Mönchen, und dessen Anhänger eifert. Eine fromme Seele, die eben vom Altar kommet, muß von der Kanzel hören, daß sie einen Kirchenraub begangen hat. Hat denn keiner so viel Macht in der Kirche, daß er entweder dem Pfarrer ein Stillschweigen auflegen, oder die Macht des Barnabiten auf eine Zeitlang aufheben könnte?

Die Gebühren vor eine Trauung sind grösser, als die vor die Taufe; und die vor die Taufe grösser, als das Beichtgeld; gleich als ob solches ein Zoll wäre, den man auf die Sakramente geleget hat; die wie es scheinet, dadurch ordentlich geschätzet werden! Dieser Gebrauch will zwar im Grunde nichts sagen; denn diejenigen, die dergleichen Gebühren für heilige Dinge nehmen, glauben eben so wenig, solche zu verkaufen, als diejenigen, die selbige geben, zu kaufen. Vielleicht aber könnte man den Einfältigen und Freygeistern auch diesen Anschein benehmen!

Ein blühender und gesunder Pfarrer, der in seine

Leinwand und Venetianischen Spitzen gekleidet ist, hat in der Kirche seinen Platz unter den Oberkeitlichen und Akademischen Personen. Unterdessen daß er daselbst seine Verdauung vollendet, verlässet ein Bernhardiner, oder Franciskaner Barfüßer seine Zelle, und Einsiedeley, an welche ihn doch sein Gelübde und der Wohlstand bindet, um ihm und seinen Schaafen was vorzupredigen. Er erhält dafür, als für eine Waare, eine Bezahlung. Man wird mir vielleicht ins Wort fallen, und sagen: "Welcher Tadel! „wie neu und unerwartet ist dieser Einfall! wollten „sie gar diesem Pfarrer und seiner Gemeine das Wort „Gottes, und das Brod des Lebens verbieten?„ Nein! nichts weniger. Ich wollte, daß er es selbst des Morgens sowohl, als des Abends in den Kirchen und Häusern, auf den Straßen und Dächern verkündigte, und daß keiner, nach einem so arbeitsamen und wichtigen Amte anders strebete, als wenn er die Absicht, Geschicklichkeit und hinlängliche Kräfte hätte, die mit demselben verknüpften ansehnlichen Opfer, und einträglichen Gebühren zu verdienen. Ich muß zwar den Pfarrer in diesem Stücke entschuldigen, weil er diese Gewohnheit bereits eingeführet findet, und sie seinem Nachfolger wieder hinterlassen will. Allein eben diese so ungereimte, von allem Grunde und Anscheine entblößte Gewohnheit kann ich nicht gut heissen. Sie gefället mir noch weniger, als der Gebrauch, daß man sich ein Leichenbegängniß viermal bezahlen läßet, für sich, für seine Rechte, für seine Gegenwart, und für seinen Beystand.

Titus, der den zweyten Platz bereits zwanzig

Jahre lang bekleidet hat, wird dem ungeachtet nicht würdig gefunden, die erste Stelle, die eben ledig geworden ist, zu verwalten. Weder seine Gaben, noch seine Lehre, weder sein erbauliches Leben, noch die Wünsche seiner Pfarrkinder, können ihm zu selbigem verhelfen. Es wächset gleichsam aus der Erde ein anderer Geistlicher auf, der diese Stelle erhält. Titus wird zurück gesetzet, oder er bekommt gar den Abschied. Er beklaget sich darüber nicht. Denn dieß ist der Lauf der Welt.

Ich, saget der Küster, ich bin Herr vom Chore. Wer will mich zwingen, in die Frühmetten zu gehen? Mein Vorfahrer gieng auch nicht hinein. Bin ich schlechter als er? Soll ich meiner Würde bey meinem Leben etwas vergeben, oder solche meinem Nachfolger so hinterlassen, wie ich sie empfangen habe? Ich suche nicht meinen Nutzen, saget der Scholaster, sondern den Nutzen meiner Pfründe. Es würde sehr unbillig seyn, wenn ein fürnehmer Domherr im Chore erscheinen müßte, da der Schatzmeister, Kapellan, Vikarius, und Verweser, davon ausgenommen zu seyn vermeynen. Ich bin befugt, saget der Probst, die Gebühren zu fordern, ohne daß ich dem Gottesdienste beywohnen darf. Seit zwanzig ganzer Jahren bin ich im Besitze, des Nachts zu schlafen. Ich will also auf eben dem Fuß vollenden, wie ich angefangen habe, und man soll nicht erleben, daß ich meiner Würde etwas vergeben werde. Was würde es mir sonst helfen, daß ich der Vornehmste im Kapitel bin? Auf mich muß sich kein anderer berufen. Kurz! lle mit einander streiten, wer GOtt nicht loben soll,

und

und wer am besten beweisen kann, daß er solches zu thun nicht gehalten ist. Der Nacheifer, dem Gottesdienste nicht beyzuwohnen, kann nicht lebhafter und brünstiger seyn. Die Glocken ertönen in einer stillen Nacht, und ihr melodischer Klang, der den Cantor und die Chorknaben ermuntert, schläfert die Domherren ein, und verschaffet ihnen einen angenehmen und sanften Schlaf, und schöne Träume. Sie stehen spät auf, und gehen in die Kirche, um sich dafür bezahlen zu lassen, daß sie geschlafen haben.

Wer könnte sich wohl einbilden, wenn die Erfahrung es uns nicht lehrete, daß es den Menschen so viele Mühe kostet, sich von selbst zu ihrer eigenen Glückseligkeit zu entschlüssen; und daß man gewisser auf eine besondere Art gekleideter Personen nöthig hat, die durch einen ausgesuchten, zärtlichen, und beweglichen Vortrag, durch einen gewissen Nachdruck, den sie ihren Worten geben, durch Thränen und Bewegungen, die sie in Schweiß setzen, und kraftlos machen, einen vernünftigen Mann, einen Christen, der ohne Hofnung zur Genesung danieder lieget, endlich dahin bringen, daß er sich nicht selbst ins Verderben stürzet, sondern auf sein Heyl bedacht ist.

Aristipps Tochter lieget gefährlich krank. Sie schicket zu ihrem Vater, und will sich vor ihrem Ende, mit ihm versöhnen. Könnte wohl dieser so kluge Mann, der von der ganzen Stadt als ein Orakel verehret wird, sich von selbst zu diesem Tritte entschlüßen, und seine Frau gleichfalls dazu bewegen?

Wird nicht die Maschine eines Seelsorgers erfodert, um diese Leute in Bewegung zu setzen?

Eine Mutter, die ihre Tochter ins Kloster bringet, (ich rede nicht von einer solchen, die dem Berufe ihrer Tochter nachgiebet,) muß GOtt sowohl für ihre eigene Seele, als für die Seele ihrer Tochter Rechenschaft ablegen. Sie verbürget sich gleichsam für selbige. Damit nun eine solche Mutter sich nicht selbst ins Verderben stürze, so muß die Tochter entfliehen.

Mancher spielet, und richtet sich dadurch zu Grunde. Er stattet indessen die älteste von seinen beyden Töchtern mit demjenigen aus, was er den Händen eines Ambreville noch hat entreissen können. Die jüngste stehet im Begriffe, ins Kloster zu gehen, ungeachtet sie dazu keinen andern Beruf hat, als die Spielsucht ihres Vaters.

Es giebet Mädchen, die tugendhaft, gesund, eifrig sind, und einen rechtmäßigen Beruf haben. Sie sind aber nicht reich genug, um in einem reichen Kloster das Gelübde der Armuth zu thun.

Diejenige, die unschlüßig ist, ob sie in eine Abtey, oder in ein schlechtes Kloster gehen soll, bringet die alte Frage auf die Bahn, ob ein despotischer, oder ein freyer Staat besser sey?

Meliten heyrathen, die jung, schön, klug, wirthschaftlich ist, ihrem Manne zu gefallen suchet, und ihn zärtlich liebet; allein nicht so viel Mittel hat, als

Argine, die einem vorgeschlagen wird; und nebst einem reichen Heyrathsgute, auch zugleich die Neigung mitbringen würde, solches und das übrige ganze Vermögen zu verzehren, heißet eine Thorheit begehen, und sich aus Löffeley verheyrathen.

Ehedem war das Heyrathen eine sehr bedenkliche Sache. Es war eine lange währende Verbindung; ein wichtiges und ernsthaftes Geschäfte, welches viel Ueberlegung erforderte. Die Frau mogte gut oder böse seyn, man mußte sie lebenslang behalten. Man wohnete mit ihr in einem Hause. Man aß mit ihr an einem Tische. Man schlief mit ihr in einem Bette. Man konnte sie nicht durch Reichung eines gewissen Jahrgeldes wieder los werden; noch bey Kindern, und einer vollständigen Wirthschaft, der Annehmlichkeiten des ehelosen Standes geniessen.

Wenn man sich hütet, bey einem Frauenzimmer allein zu seyn, die nicht seine Frau ist: so ist dieß eine wohlangebrachte Schaam. Wenn es einem einige Mühe kostet, in Gesellschaft einer gewissen Person zu seyn, die eben nicht im besten Rufe stehet: so kann man solches leicht begreifen. Allein warum schämet man sich seiner Frauen? Warum erröthet man, wenn man sich mit derjenigen Person in Gesellschaften befindet, die man zu seiner unzertrennlichen Gefährtin erwählet hat, die unsere Freude, unser Vergnügen, und unsere ganze Gesellschaft seyn sollte? mit derjenigen, die man liebet, und hochschätzet, die unsere Zierde ist, deren Verstand, Verdienste, Tugenden,

und Verwandtschaft uns Ehre machen. Warum erröthet man nicht vielmehr über seine Heyrath?

Ich weis, was die Gewohnheit für Gewalt hat, wie strenge sie die Menschen beherrschet, und was für harte Gesetze sie ihnen, sogar in solchen Dingen vorschreibet, die von aller Vernunft, und von allen Gründen entblößet sind. Indessen merke ich doch, daß ich so unverschämt seyn würde, mit einer Person, die meine Frau wäre, bey Hofe zu erscheinen, und mich den tadelsüchtigen Augen desselben auszustellen.

Für einen jungen Menschen ist es keine Schande, und noch weniger ein Fehler, wenn er eine bejahrte Frau heyrathet, zuweiln ist solches vielmehr eine Klugheit, oder eine Vorsichtigkeit. Allein das heißt ehrvergessen gehandelt, wenn man seiner Wohlthäterinn durch ein unerlaubtes Betragen spottet; und ihr dadurch zu erkennen giebet, daß sie von einem Heuchler, oder Undankbaren ist hintergangen worden. Wenn es ja erlaubet ist, sich zu verstellen: so ist es alsdenn erlaubet, wenn man Freundschaft vorgeben muß. Wenn es ja erlaubet ist, einen zu hintergehen: so ist es alsdann erlaubet, wenn es hart seyn würde, aufrichtig zu seyn. Aber sie lebet gar zu lange; wie? hattest du dir denn von ihr versprechen lassen, daß sie sterben sollte, sobald sie dein Glück gemachet, und deine Schulden bezahlet hätte? Hatte sie nach Vollendung dieses grossen Werks, nichts mehr zu thun, als sich zu erdroßeln, oder Opium und Schierling einzunehmen? Hat sie unrecht, daß sie leben bleibet? Ja! wenn du gar vor derjenigen

stirbest, deren Leichenbegängniß du bereits veranstaltet hattest, und der zu Ehren du die große Glocke wolltest läuten lassen, ist sie daran schuld?

Man hat seit langer Zeit, eine Art (*) seine Gelder auszuleihen eingeführet, die von ehrlichen Leuten beständig gebraucht, von verständigen Rechtslehrern aber gemisbilliget wird. In allen Staaten findet man gewisse Auflagen, die dem Anscheine nach, anfänglich nur deswegen sind eingeführet worden, um einen Einzigen, auf Unkosten vieler Andern, reich zu machen. Das Vermögen und Geld der Privatleute fliesset ohne Ende und Aufhören dahin: darf ich aber wohl sagen, daß sie es gar nicht, oder doch sehr spät wieder bekommen? Es ist ein Strudel, oder Meer, welches das Wasser der Flüße verschlinget, aber niemals wieder ausspeyet; oder wenn es solches ja thut: so geschiehet es durch verborgene und unterirrdische Gänge. Man merket es nicht, und das Meer verlieret dadurch nichts von seiner Fluth. Es geschiehet nur alsdenn, wenn es lange genug damit gespielet hat, und sie nicht länger halten kann.

Die Gelder, die man ehedem auf Leibrenten gegeben hatte, die so sicher, heilig, und unverletzlich waren, sind durch die Länge der Zeit, und durch die guten Anstalten dererjenigen, die die Aussicht darüber hatten, verloren gegangen. Was für ein ander Geheimniß könnte ich wohl ersinnen, um meine Einkünfte zu verdoppeln, und Schätze zu sammlen? Soll ich den Weinzoll, oder die Trankstener pachten? Soll

 ich

(*) Nämlich auf Wechsel und Verschreibungen.

ich ein Geizhals, ein Finanzpächter, oder ein Verwalter werden.

Du hast ein Stück Geld, oder gar ein Stück Gold, das ist nicht gnug. Nur die Menge desselben thut eine gute Wirkung. Scharre also davon einen ansehnlichen Haufen zusammen, und alsdenn laß mich fürs Uebrige sorgen. Du hast zwar weder Geburt, noch Verstand, weder Geschicklichkeit, noch Erfahrung. Doch daran ist nichts gelegen. Vergeringere nur deinen Haufen nicht. Ich will dich so weit bringen, daß du dich in Gegenwart deines Herrn, wofern du ja noch einen hast, bedecken darfst. Ja! er müste sehr erhaben seyn, wenn ich es mit deinem Metalle, so sich von Tage zu Tage vermehret, nicht dahin bringen sollte, daß er vor dir den Huth abnimmt.

Orante führet seit zehen Jahren einen Proceß, der eine billige, und sehr wichtige Sache, ja ihr ganzes Wohl und Wehe betrift. Es ist noch nicht einmal entschieden, vor welches Gericht selbiger gehöret. Innerhalb fünf Jahren wird sie vielleicht wissen, wer ihre Richter seyn werden, und vor wessen Richterstuhl sie ihre Rechtssache Zeitlebens fortsetzen soll.

Man billiget die Gewohnheit, die sich bey den Gerichten eingeschlichen hat, den Sachwaltern, mitten in ihrem Vortrage, ins Wort zu fallen; und sie also zu verhindern, ihre Beredsamkeit, und ihren Verstand sehen zu lassen. Man suchet sie dadurch zu nöthigen, bey der Sache selbst, und bey den trockenen Beweisen zu bleiben, die die Rechte ihrer Partey in das ge-

gehörige Licht setzen. Diese so harte Gewohnheit raubet dem Redner das Vergnügen, die schönsten Züge seines Vortrages anzubringen. Sie verbannet die Beredsamkeit von dem einzigen Orte, wo sie eigentlich hingehöret. Sie wird aus dem Parlemente endlich ein stummes Gericht machen. Man rechtfertiget diesen Gebrauch, durch einen sehr wichtigen Grund, wider welchen man nichts einwenden kann. Man will nämlich die Gerechtigkeit beschleunigen. Es wäre nur zu wünschen, daß solche bey andern Gelegenheiten nicht so sehr aus der Acht gelassen würde, und daß man die Schriften der Sachwalter, so wie ihren mündlichen Vortrag, einzuschränken, und solchen endlich ein Ende zu machen suchte. Die Pflicht der Richter bestehet darinn, daß sie den Partenen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ihr Gewerbe aber erfodert, daß sie solche verzögern. Einige wissen zwar ihre Schuldigkeit; Allein sie treiben ihr Gewerbe.

Wer seinen Richter überläufet, der thut ihm keine Ehre an. Er setzet entweder in die Geschicklichkeit, oder gar in die Ehrlichkeit desselben ein Mistrauen; oder er suchet ihn zu seinem Vortheile einzunehmen, oder er ist ihm eine Ungerechtigkeit anmuthend.

Es giebet Richter, bey denen die Gunst, das Ansehen, und die Rechte der Freundschaft, oder Bewandtschaft, einer gerechten Sache nachtheilig sind. Die gar zu große Begierde, daß man sie für Leute halten soll, die man nicht gewinnen kann, setzet sie der Gefahr aus, ungerecht zu seyn.

Ein verbuhlter, oder galanter Richter ist noch ärger, als ein liederlicher. Dieser hält seine Verbindungen und seinen Umgang geheim, und man weis öfters nicht, durch was für Mittel man ihn auf seine Seite ziehen könnte. Jenes Schwachheiten hingegen sind bekannt, und man kann durch alle Frauenzimmer, denen er zu gefallen suchet, zu ihm gelangen.

Es fehlet wenig, daß die Religion und die Gerechtigkeit, in einem Staate nicht in gleichem Paare gehen, und ein oberkeitliches Amt seinen Mann so gut, als das Priesterthum, vergöttert. Eine obrigkeitliche Person kann weder auf Bällen tanzen, noch den Schauspielen beywohnen, noch eine schlechte und ehrbare Kleidung ablegen, ohne sich selbst verächtlich zu machen. Ists nicht seltsam, daß man Gesetze hat geben müssen, um sein äußerliches Betragen zu bestimmen, und ihn also zu nöthigen, ehrbar und geehrter zu seyn.

Es giebet kein Handwerk, in welchem man nicht gewisse Lehrjahre ausstehen muß. Wenn man vom niedrigsten Stande, bis zum höchsten gehet: so findet man aller Orten eine Zeit, da man lernen, und sich üben muß, um sich zu Bedienungen geschickt zu machen. In dieser Zeit haben die Fehler nichts zu bedeuten. Sie führen vielmehr zur Vollkommenheit. Der Krieg selbst, der doch dem Anscheine nach, nur in der Verwirrung und Unordnung bestehet, hat seine Regeln. Man ermordet sich einander nicht in freyem Felde rotten- oder troppweise, ohne daß man es gelernet hat. Man tödtet sich einander recht nach der

Kunst. Man hat eine Kriegsschule; Allein wo ist eine Schule für oberkeitliche Personen? Es giebet Gewohnheiten, Gesetze, Gebräuche; Giebet es aber eine Zeit, und zwar eine Zeit, die lang gnug ist, solche vollkommen verstehen zu lernen? das erste Probstück eines aufwachsenden Jünglings, der die Ruthe mit dem Purpur verwechselt hat, und durch sein Geld ein Richter geworden ist, bestehet darinnen, daß er über das Leben der Menschen, oder über ihr Wohl und Wehe richtet.

Die vornehmste Eigenschaft eines Redners, ist die Redlichkeit, ohne solche wird sein Vortrag ein Gewäsche. Er verstellet, oder vergrößert die Sachen; er führet falsche Umstände an; er verläumdet, und machet gemeinschaftliche Sache mit den Leidenschaften und dem Haße derer, für welche er spricht. Kurz, er gehöret in die Klasse der Sachwalter, die, wie das Sprüchwort lautet, bezahlet werden, damit sie schimpfen.

"Es ist wahr, saget man, er hat diese Summe zu „fordern, und dieses Recht ist ihm zugefallen. Es „kommet aber auf eine kleine Formalität an. Beobach„tet er solche nicht: so hat er solche verspielet, und „sein Recht wird ihm unfehlbar aberkannt. „ Ich glaube, daß er sie vergessen wird. Dieß nenne ich das Gewissen eines Sachwalters.

Eine sowohl den Gerichten, als dem gemeinen Wesen nützliche, vernünftige, kluge, und billige Lehre, würde gerade das Gegentheil von derjenigen seyn, die da behauptet, daß an den Formalitäten mehr gelegen ist, als an der Gerechtigkeit selbst.

Die scharfe Frage ist eine bewundernswürdige Erfindung, und ein untrügliches Mittel, einen Unschuldigen, der von schwächlicher Leibesbeschaffenheit ist, unglücklich zu machen; und einen Bösewicht, der eine starke Natur hat, zu retten.

Ein bestrafter Mißethäter ist ein Beyspiel für den Pöbel. Ein unschuldig Verdammter hingegen, ist die Sache aller ehrlichen Leute.

Ich kann zwar von mir selbst versichern, daß ich niemals werde ein Räuber, oder Mörder werden. Es würde aber sehr verwägen gesprochen seyn, wenn ich sagen wollte: ich werde niemals als ein Räuber, oder Mörder gestrafet werden.

Es ist eine beweinenswürdige Sache, wenn ein Unschuldiger, aus Uebereilung, oder durch rechtliches Verfahren, als schuldig ist verurtheilt worden. Wer ist mehr zu beklagen, er? oder der Richter?

Wenn man mir erzählete, daß ehemals ein Richter, oder eine von denen oberkeitlichen Personen, denen die Verfolgung und Ausrottung der Räuber aufgetragen ist, wäre vorhanden gewesen, der solche dem Namen und Gesichte nach gekennet, um ihre Räubereyen gewußt, ja seine Kenntniß in diesen entsetzlichen Geheimnissen soweit gebracht hatte, daß er einem vornehmen Manne, welchem im Gedränge ein Edelstein war gestohlen worden, solches wieder schafte, als selbiger darüber Lärm machen wollte; daß das Parlement sich in diese Sache gemischet, und diesem

Rich-

Richter den Proceß gemacht hätte: so würde ich diese Begebenheit, als eine von den Dingen betrachten, die die Geschichte zwar erzählet, aber keinen Glauben verdienen. Wie kann ich mir also einbilden, daß man durch neuerliche, bekannte und umständliche Begebenheiten, zu vermuthen sich berechtigt hält, als wenn diese schädliche Nachsicht noch itzt währet, und gar zum Spiel und zur Gewohnheit geworden ist.

Wie viel Leute giebet es nicht, die gegen Schwache stark, gegen das Flehen des gemeinen Mannes standhaft, und unerbittlich, und in Kleinigkeiten strenge und scharf sind; die für Geringe keine Achtung haben, kleine Geschenke ausschlagen, weder Freunde noch Verwandte hören, und sich blos vom Frauenzimmer gewinnen lassen?

Es ist nicht unumschränkt unmöglich, daß ein Mann, der in grossem Ansehen stehet, eine Rechtssache verlieren könne.

Die Sterbenden, die in ihren Testamenten sprechen, können versichert seyn, daß man sie als Orakel anhöret. Ein Jeder führet sie vor sich an, und leget sie nach seiner Meynung aus, ich meyne, nach seiner Absicht und zu seinem Nutzen.

Es giebet Menschen, bey denen der Tod ihren letzten Willen, nicht sowohl unwandelbar machet, als vielmehr ihnen mit dem Leben zugleich die Unentschlossenheit, und Unruhe raubet. Sie werden böse, und machen ein Testament; sie werden wieder gut, zer-

reißen ihren Entwurf, und werfen ihn ins Feuer. In ihrem Schreibpulte liegen so viel Testamente, als Kalender auf ihrem Tische. Sie rechnen nach solchen ihre Jahre. Das zweyte wird durch ein drittes, dieses durch das vierte, so besser überlegt ist, vernichtiget; Allein auch dieses wird durch ein fünftes übern Haufen geworfen, welches durch und durch mit eigener Hand geschrieben ist; Jedoch wenn demjenigen, dem an dessen Unterdrückung gelegen ist, die Zeit, Bosheit und Gewalt dazu mangelt; so darf er nur die Clausuln und Bedingungen desselben anfechten. Denn wodurch könnte er die Gesinnungen des unbeständigsten Menschen von der Welt klärlicher beweisen, als durch eine letzte Handlung, die solcher zwar eigenhändig unterschrieben, nachher aber nicht einmal so viel Zeit gehabt hat, daß er gerade das Gegentheil davon hätte anordnen können.

Wenn es keine Testamente gäbe, um die Rechte der Erben zu bestimmen: so weis ich nicht, ob man Gerichtshöfe nöthig hätte, um die Strittigkeiten der Menschen zu entscheiden. Den Richtern würde beynahe weiter nichts übrig bleiben, als die traurige Beschäftigung, die Räuber und Mordbrenner an den Galgen zu befördern. Was für Leute siehet man vor der Thüre, im Vorsaale, in den Gerichtsstuben, und vor den Schranken? Erben ab intestato? Nein! für die haben die Rechte schon gesorget. Man siehet daselbst Testamentserben, die über den Verstand einer Clausel, oder eines Artickels streiten; enterbte Personen, oder Leute, die sich über ein Testament, welches bey guter Muße, und mit

rei-

reifer Ueberlegung, von einem ehrbaren, geschickten und gewissenhaften Manne verfertiget ist, und dem noch dazu ein guter Rathgeber geholfen hat; oder die sich über eine Urkunde beklagen, bey welcher der Sachwalter, von seiner räthselhaften Sprache, und von seinen gewöhnlichen Künsteleyen, nichts vergessen hat. Sie ist vom Erblasser, und von öffentlichen Zeugen unterschrieben und besiegelt, dem ungeachtet aber wird sie vor null und nichtig erkläret.

Titius wohnet der Eröfnung eines Testaments bey, Er hat sich die Augen ganz roth geweinet. Sein Herz ist über den Tod dessen, von dem er zu erben hoffet, beklemmet. In dem einen Artickel ist ihm die Bedienung, im andern Leibrenten, im dritten ein Landgut vermachet. Es befindet sich dabey eine Clausel, die ihm, wohl zu verstehen, ein mitten in der Stadt liegendes Haus, mit allem Hausgeräthe, so darinnen ist, überliefert. Seine Betrübniß nimmt zu. Die Thränen rollen ihm die Wangen herab. Wie könnte er sich derselben enthalten? Er kommet auf einmal zu einer Bedienung, zu einem Landgute, zu einem Hause in der Stadt, zu schönem Hausgeräthe, zu Kutsche und Pferden. War wohl auf der Welt ein ehrlicherer und besserer Mann, als der Verstorbene. Es ist noch ein Codicill vorhanden. Man öfnet solches. Mävius ist darinn zum einzigen Erben eingesetzet, und Titius bekommt weiter nichts, als ein kleines Häuschen, in der Vorstadt, kein Landgut, keine Bedienung, keine Kutsche und Pferde. Er trocknet also seine

Thränen ab, und die Reihe, sich zu betrüben, ist an dem Mävius.

Erstrecket sich das Gesetz, welches einen zu tödten verbietet, nicht auch auf Eisen, Gift, Feuer, Wasser, Nachstellungen, offenbare Gewalt? Kurz, auf alle Arten, auf welche man einen ums Leben bringen kann? Begreifet das Gesetz, welches den Eheleuten untersaget, sich einander zu beschenken, nur die unmittelbaren und offenbaren Arten in sich, oder gehet es auch auf die mittelbaren? Hat es die Vermächtnisse, so dem Erben anvertrauet werden, um sie einem andern einzuhändigen, eingeführet, oder dultet es solche? Wenn man eine Frau hat, die man liebet, und die uns überlebet, setzet man alsdenn einen treuen Freund aus Dankbarkeit zum Erben ein? Geschiehet es nicht vielmehr deswegen, weil man ein ausserordentliches Vertrauen zu ihm heget, und versichert ist, daß er das, was man ihm vermachet, gut anwenden werde? Giebet man dem wohl etwas, von dem man vermuthen kann, daß er solches derjenigen Person nicht zustellen werde, der man es eigentlich geben will? Muß man deswegen mündliche oder schriftliche Abrede nehmen? Hat man Verträge, oder eidliche Versprechungen nöthig, um dieses heimliche Verständniß zu errichten? Lernen die Menschen bey diesen Gelegenheiten nicht kennen, was sie von einander hoffen können? Und wenn das Eigenthum einer Sache dem vertrauten Erben anheim fällt, warum bringet er sich um seinen guten Namen, wenn er es behält? Worauf gründet man die Stachelschriften und Gassenhauer? Man hat

Un-

Unrecht, wenn man sie mit demjenigen vergleichet, der ein bey ihm niedergelegtes Gut abläugnet, oder mit einem Bedienten, der das Geld für sich behält, was ihm, Andere zu bezahlen, ist gegeben worden. Ist es schimpflich, nicht freygebig zu seyn, und das vor sich zu behalten, was einem gehöret? Wie verwickelt und lästig sind nicht die Fideicommiße? Eignet man sich solche aus Ehrerbietung für das Gesetz zu: so kann man nicht mehr ein redlicher Mann seyn. Erfüllet man, aus Ehrfurcht für seinen verstorbenen Freund, die Absicht desselben, und giebet es seiner Wittwe wieder: so sündiget man wider das Gesetz. Das Gesetz stimmet also mit der Denkungsart der Menschen nicht überein. Es kann seyn. Mir kommet es eben so wenig zu, zu sagen, das Gesetz tauget nichts, als, die Menschen irren sich.

Ich höre, daß gewisse Privatpersonen, oder Gesellschaften, sagen, diese oder jene Oberkeiten streiten mit einander um den Rang; keine will der andern weichen. Meinem Bedünken nach aber siehet derjenige seine Schwäche ein, und entscheidet den Streit zum Besten seines Nebenbuhlers, der mit selbigem bey öffentlichen Begebenheiten zusammen zu kommen vermeidet.

Tiphon liefert einem Großen Hunde und Pferde. Was liefert er ihm nicht? Der Schutz desselben machet ihn kühn. Er kann in seiner Provinz alles, was ihn gelüstet, ungestraft thun. Er mordet, er begehet Meyneide, er stecket seinem Nachbarn das

Haus auf dem Kopfe an, ohne daß er nöthig hätte, eine Freystadt zu suchen. Der Landesherr selbst muß sich endlich dazwischen legen, und ihn bestrafen.

Ragouts, abgezogene Wasser, Einschiebessen, sind Wörter, die in unserer Sprache barbarisch und unverständlich seyn sollten; da sie nicht einmal zu Friedenszeiten gebräuchlich seyn sollten, indem sie zu nichts weiter dienen, als den Pracht und die Schwelgerey zu unterhalten: so sollten sie noch weniger in Kriegszeiten, als Zeiten des öffentlichen Elendes, im Angesicht der Feinde, den Tag vor einer Schlacht, oder währender einer Belagerung gehöret werden. Hat man jemals von der Tafel des Scipions und Marius sprechen gehöret? Hat man jemals gelesen, daß Miltiades, Epaminondas und Agesilaus gerne was Gutes essen mogten? Ich wünschte, daß man von dem Prachte, von der Sauberkeit, und dem Aufwande eines Feldherrn nicht ehe spräche, als bis man von ihm nichts mehr zu sagen weis, und die Materie von seinen Siegen und Eroberungen gänzlich erschöpfet hat. Noch lieber wünschte ich, daß er sich dieses Ruhms gar begeben wollte.

Hermipp ist ein Sklave seiner Bequemlichkeit. Er opfert ihr den eingeführten Gebrauch, die Gewohnheit, die Moden, und den Wohlstand auf. Er suchet sie aller Orten. Er vertauschet eine kleine gegen eine größere. Er vernachläßiget keine von allen, die nur möglich sind. Er machet daraus eine ordentliche Wissenschaft. Es vergehet selten ein

Tag,

Tag, wo er nicht hierinn neue Entdeckungen machen sollte. Das Mittag- und Abendessen überlässet er andern Menschen; er isset, wenn ihn hungert, und nur solche Speisen, zu denen er Appetit hat. Er stehet dabey, wenn man sein Bette machet. Welche Hand sollte wohl so geschickt und so glücklich seyn, es so zu machen, daß er nach Wunsche schlafen könnte? Er gehet selten aus. Er sitzet beständig in seinem Zimmer, wo er weder müßig, noch beschäftigt ist. Er thut nichts, und hat doch allemal was zu schaffen. Er gehet den ganzen Tag im Schlafrocke. Ist man nicht ein Sklave des Schlossers, oder Tischlers, wenn man dieser Leute bedarf? Er hat daher allemal Feile, Säge und Kneipzange bey der Hand. Man kann kein Handwerkszeug nennen, welches er nicht haben sollte; und das, seiner Meynung nach, nicht besser und bequemer wäre, als der Handwerksleute ihres. Ja, er hat neue und unbekannte Stücke, die keinen Namen haben, die er selbst erfunden, und deren Gebrauch er fast wieder vergessen hat. Kein Mensch kann in kürzerer Zeit, und mit wenigerer Mühe, eine unnütze Arbeit vollenden, als er. Ehedem hatte er von seinem Bette, bis an seinen Kleiderschrank zehn Schritte; allein, er hat in seiner Stube alles umgerücket, und itzt hat er nur noch neun Schritte. Wie viel Schritte hat er dadurch nicht in seinem Leben ersparet? Will man eine Thüre aufschlüssen: so muß man den Schlüßel einstecken, und umdrehen, denn die Thüre nach sich ziehen, oder von sich stoßen. Welche Mühe! Er weis einen Ruck zu ersparen; Aber wie? Dieß ist ein Geheimniß, welches er keinem entdecket. Er ist in

der That ein grosser Meister in der Kunst, aller Orten Stahlfedern anzubringen, und in der Mechanick, wenigstens in derjenigen, der die Welt entbehren kann. Hermipp führet das Licht in sein Zimmer nicht durch die Fenster, sondern auf eine andere Art. Er hat das Geheimniß erfunden, aus dem untersten Stockwerke in das oberste, und aus diesem in jenes zu kommen, ohne daß er einer Treppe nöthig hat. Itzt sinnet er nach, wie er bequemer aus- und eingehen könne, als durch die Thüre.

Es ist schon lange her, daß man auf die Aerzte schmälet, und sich ihrer dennoch bedienet. Die Schaubühne, und die Satire, haben ihrer Einnahme keinen Schaden gethan. Sie statten ihre Töchter aus, und machen ihre Söhne zu Parlementsräthen und Prälaten. Die Spötter selbst geben dazu das Geld her. Diejenigen, die sich wohlauf befinden, werden krank. Sie müssen solche Leute haben, deren Gewerbe erfodert, daß sie ihnen die Versicherung geben, wie sie nicht sterben werden. So lange also die Menschen sterben können, und nicht gerne werden sterben wollen, so lange wird man die Aerzte verspotten, und reichlich bezahlen.

Ein guter Arzt ist ein solcher, der wider eine jede Krankheit ein eigenes Mittel hat, oder wenn er solches nicht hat, denenjenigen, die es besitzen, den Kranken gesund zu machen erlaubet.

Die Verwegenheit der Marktschreyer, und die betrübten Folgen, die daraus entstehen, bringen die

Aerzte,

Aerzte, und die Arzeneykunst in Ansehen. Diese lassen die Leute nur sterben, und jene bringen sie ums Leben.

Karro Karri hat eine Arzeney, welche er ein bewährtes Mittel nennet, und oft ein langsames Gift ist. Es ist ein Hausmittel, welches er aber durch seine Geschicklichkeit verbessert hat. Ehedem war es nur ein Mittel wider die Kolick. Itzt aber heilet er damit die viertägige Fieber, das Seitenstechen, die Wassersucht, den Schlagfluß, und das schwere Gebrechen. Strenge einmal dein Gedächtniß an. Nenne eine Krankheit, die erste, die dir einfället: die Blutstürzung? es ist gut dafür. Er kann zwar keinen damit vom Tode erwecken, oder ihm das Leben wieder geben; Allein er bringet die Menschen damit bis ins höchste Alter. Sein Vater und Großvater, die beyde dieses Mittel brauchten, starben zwar sehr jung. Doch dieß geschah von ungefehr. Die Aerzte sind mit dem, was man ihnen für ihre Mühe giebet, und oft mit einem großen Danke zufrieden. Karro Karri aber ist von der Wirkung seiner Arzeney so versichert, daß er kein Bedenken träget, sich solche zum voraus bezahlen zu lassen. Ist die Krankheit unheilbar, desto besser, sie ist seines Mittels desto würdiger. Man gebe ihm nur einen Beutel mit tausend Franken; man verschreibe ihm nur ein Landgut, und sey hernach wegen seiner Besserung eben so unbekümmert, als er. Die Begierde, diesem Menschen nachzueifern, hat die Welt mit Leuten angefüllet, deren Namen sich auf o und i endigen. Ehrwürdige Namen, die die Kranken und Krankheiten hintergehen! Deine Aerzte, o! Fagon, ge-

steh es nur, helfen nicht allemal, noch gewis. Diejenige hingegen, die die pracktische Medicin von ihren Vätern gelernet, und die Erfahrung als ein Erbgut erhalten haben, versprechen eidlich, den Kranken gesund zu machen. Wie angenehm ist es nicht den Menschen, auch in den tödtlichsten Krankheiten, noch immer gute Hofnung zu hegen; und selbst alsdenn, wenn man schon mit dem Tode ringet, sich noch so ziemlich zu befinden. Der Tod überraschet einen angenehmer Weise, ohne daß man ihn gefürchtet hat. Man stirbet, ehe man dachte, sich dazu anzuschicken, und fertig zu halten. O Fagon! Aeskulap! laß China Chinae und Brechpulver in der ganzen Welt herrschen. Bring die Kräuterwissenschaft, die den Menschen gegeben ist, ihr Leben zu verlängern, zu ihrer Vollkommenheit; richte dich bey deinen Curen genauer und vernünftiger, als Andere, nach der Luft, nach den Zeiten, und Zufällen, und nach der Gemüthsbeschaffenheit des Kranken; heil einen jeden so, wie er geheilet werden muß; vertreib die eingewurzeltsten und unbekanntesten Krankheiten aus dem Körper, den du von Grund aus kennest. Allein hüte dich, dich mit den Krankheiten des Verstandes abzugeben; sie sind unheilbar. Gönne Korinnen, Lesbien, Kanidien, dem Trimalcion und Karpus ihre Begierde und Neigung zu den Marktschreyern.

Man duldet in einem Staate Wahrsager, und Traumdeuter, Nativitätsteller, und Punktirer; Leute, die aus dem Siebe wahrsagen, und in einem Spiegel, oder Gefäße mit Wasser, die klare Wahrheit

zei-

zeigen. Dergleichen Leute sind in der That einigermassen nützlich. Sie verkündigen den Mannspersonen, daß sie glücklich seyn, und den Mädchen, daß sie ihre Liebhaber heyrathen werden. Sie sprechen denen Kindern, deren Aeltern nicht sterben wollen, Trost ein; und reizen die Ungeduld junger Frauen, die alte Männer haben. Kurz, sie betrügen diejenigen, die betrogen werden wollen, um einen sehr leidlichen Preis.

Was soll man von der Zauberkunst und Hexerey sagen? Die Begriffe davon sind dunkel, und die Grundsätze ausschweifend, ungewis und grillenfängerisch. Indessen giebet es sehr bedenkliche Begebenheiten, die von verschiedenen Personen bekräftiget werden, die solche gesehen, oder wenigstens von eben so vernünftigen Leuten gehöret haben. Wollte man alle diese Erzählungen glauben, oder alle läugnen: so würde man in beyden Fällen zu weit gehen. Ich bin vielmehr überzeuget, daß man hierinnen, wie bey allen andern ausserordentlichen Dingen, die von den gemeinen Regeln abweichen, die Mittelstraße halten, und weder gar zu leichtgläubig, noch ein starker Geist seyn müsse.

Den Kindern kann man niemals zu viel Sprachen lernen lassen; und mich dünket, daß man hauptsächlich bedacht seyn sollte, ihnen solche beyzubringen. Sie sind den Menschen in allen Ständen nützlich, und öfnen ihnen den Eingang, entweder zu einer gründlichen, oder zu einer leichten und anmuthigen Gelehrsamkeit. Schiebet man die mühsame

Erlernung der Sprachen, bis zu etwas reifern Jahren, auf, nämlich bis zur Jugend: so hat man dazu entweder nicht Lust, oder nicht Stätigkeit gnug; oder wenn es hieran ja nicht mangelt: so bringet man doch mit Erlernung derselben, diejenige Zeit zu, da man solche schon nutzen sollte. Dieß Alter begehret schon mehr, als Worte; es will Sachen haben. Wenigstens hat man die ersten und besten Jahre seines Lebens verloren. Eine so weitläuftige Kenntniß kan nicht besser erlernet werden, als wenn die Seele alles, was sie höret, leicht behält, und tief eindrucket; wenn das Gedächtniß noch frisch, fertig, und getreu ist; wenn der Verstand und das Herz von Leidenschaften, Sorgen und Begierden noch nicht bestürmet wird, und wenn man von denenjenigen, unter denen man stehet, zu langen Arbeiten angehalten wird. Ich bin überzeuget, daß die geringe Anzahl geschickter Männer, und die große Menge solcher Leute, die alles nur so obenhin wissen, daher kommet, weil man diese Regel auszuüben vergisset.

Die Erforschung des Grundtextes kann niemals gnug angepriesen werden. Dieß ist der kürzeste, sicherste und anmuthigste Weg, zur gründlichen Gelehrsamkeit zu gelangen. Man nehme die Sache aus der ersten Hand, und schöpfe aus der Quelle selbst. Man lese den Text, man lese ihn nochmals, und lerne ihn auswendig. Man führe ihn bey Gelegenheit an; und bemühe sich, insonderheit den Verstand desselben, nach seiner völligen Weitläuftigkeit, und nach allen Umständen recht zu erforschen; Man

lege einen Schriftsteller aus, der ein Urbild ist. Man setze seine Grundsätze fest, und ziehe selbst die Folgen heraus. Die ersten Ausleger haben sich in denen Umständen befunden, in welchen ich Jedermann zu sehen wünschte. Man muß nur alsdenn sich ihrer Einsichten bedienen, uud ihren Erklärungen folgen, wenn mon selbst den Schriftsteller nicht verstehet. Fremde Auslegungen gehören einem nicht eigenthümlich, und können einem leicht wieder entfallen. Allein, eigene Anmerkungen entspringen aus eigenem Verstande, und bleiben kleben. Man erinnert sich derselben allemal, sowohl im Umgange, als bey Rathserholungen, und bey gelehrten Streitigkeiten. Was für ein Vergnügen ist es nicht, wenn man bey Lesung eines Werkes, nur alsdann inne halten darf, wenn man unüberwindliche Schwierigkeiten vor sich findet; bey solchen Stellen, wo die Ausleger und Scholiasten selbst verstummen; ungeachtet sie bey klaren und deutlichen Stellen, die andern eben so wenig, als ihnen die geringste Mühe machen, so fruchtbar und weitläuftig sind, und mit ihrer eiteln und stolzen Gelehrsamkeit pralen. Man überzeuge sich durch diese Art zu studieren endlich selbst, daß die Trägheit der Menschen, einzig und allein die Schulfüchse aufgemuntert hat, die Bibliothecken nicht sowohl zu bereichern, als zu vergrößern; und den Text, durch die fürchterliche Menge von Auslegungen, zu zernichten. Sie haben also wider sich selbst, und wider ihre vornehmste Absicht gehandelt; indem sie das Lesen anderer Bücher, das Nachsuchen, und die Arbeit vermehret, welche sie doch vermindern wollten.

Wer bestimmet die Art und Weise, wie die Menschen leben, essen, für ihre Gesundheit sorgen, oder was für eine Diät sie halten sollen? Dieß ist alles sehr zweifelhaft. Gewisse Nationen essen erst Früchte, und hernach andere Speisen. Andere beobachten gerade das Gegentheil. Noch andere essen gewisse Früchte zu Anfange, und andere zu Ende der Mahlzeit. Geschiehet solches mit Bedacht, oder aus Gewohnheit? Geschiehet es der Gesundheit wegen, daß die Mannsleute den ganzen Leib, bis unter das Kinn bekleiden, Halskrausen und Binden tragen, da sie doch so lange Zeit mit bloßer Brust gegangen sind; oder geschiehet es des Wohlstandes wegen? Zumal zu einer Zeit, da sie die Kunst erfunden hatten, nackend zu scheinen, da sie doch völlig angekleidet waren. Ist das Frauenzimmer, die den Hals und die Schultern entblößen, von stärkerer Leibesbeschaffenheit, oder dem Wohlstande nicht so unterworfen, als die Mannspersonen? Geschiehet es aus Schaamhaftigkeit, daß sie ihre Beine, und beynahe ihre Füße bedecken; hingegen ihre Arme bis über die Ellbogen blos tragen? Wer hatte den Mannspersonen ehedem in den Kopf gesetzet, daß man im Kriege sich sowohl vertheidigen, als den Feind angreifen müßte? Wer hatte sie den Gebrauch der Schutz- und Trutzwaffen gelehret? Wer nöthiget sie heutiges Tages den ersten zu entsagen? und, ungeachtet sie sich zum Balle stiefeln, in ihrem Wammes und unbewafnet, sich dem Feuer des Feindes auszusetzen? Waren unsere Väter, die eine solche Aufführung dem Landesherrn und dem Vaterlande nicht für nützlich hielten, klug, oder thöricht? Und wir selbst, was für Helden loben

wir in unserer Geschichte? Einen Guesclin, Clisson, Foix und Boucicaut, die alle eine Sturmhaube aufgesetzet, und einen Brustharnisch getragen haben?

Wer kann die Ursache angeben, warum gewisse neue Wörter aufgekommen, und andere veraltet sind, ohne, daß unsere Sprache durch die Veränderung etwas gewonnen hat? Befördert man das Wachsthum einer Sprache, wenn man dem Gebrauche nachgiebet? Würde es nicht besser seyn, das Joch dieses so despotischen Beherrschers abzuschütteln? Sollte man nicht vielmehr einig und allein der Vernunft folgen, die die Zweydeutigkeit zu vermeiden suchet, und der Abstammung der Wörter, nebst der Aehnlichkeit folget, die sie mit der Sprache haben, aus welcher sie eigentlich herkommen?

Die Frage, ob unsere Vorfahren besser geschrieben haben, als wir? oder ob wir sie in der Wahl der Wörter, im Schwunge, und in den Ausdrücken übertreffen, und uns deutlicher und kürzer zu fassen wissen? ist zwar oft aufgeworfen, aber noch niemals entschieden worden. Man wird diesen Streit auch nicht schlichten, wenn man, wie es bisher geschehen ist, einen frostigen Schriftsteller voriger Zeit, mit den berühmtesten Schriftstellern unseres Jahrhunderts, oder die Gedichte eines Lorent, der bezahlet wurde, damit er nur nicht mehr schreiben mögte, mit den Gedichten eines Marots, oder Desportes in Vergleichung stellet. Wenn man diese Frage gründlich entscheiden wollte: so müßte man Jahrhundert gegen Jahrhundert, und ein fürtrefliches Werk gegen ein anderes eben soschönes halten.

Das funfzehnte Hauptstück.

Vom Predigen.

Die Predigt ist ein Schauspiel geworden. Man bemerket darinnen nicht mehr die evangelische Traurigkeit, welche die Seele derselben ist. Ihre Stelle wird durch allerhand Geberden, durch eine abgewechselte Stimme, und regelmäßige Händesprache, durch ausgesuchte Wörter, und lange Erzählungen ersetzet. Man höret das göttliche Wort nicht mehr ernsthaft an; sondern hält es für eine Art des Zeitvertreibs, und der Belustigung, und gleichsam für ein Spiel, wo man mit einander um die Wette eifert.

Die weltliche Beredsamkeit ist vor den Gerichtsschranken, wo ein le Maitre, Pucelle, und Furcroi, ihr Reich befestiget hatten, nicht mehr üblich. Sie ist auf die Kanzel versetzet worden, ungeachtet sie gar nicht dahin gehöret.

Man hält einen Wettkampf in der Beredsamkeit, sogar am Fuße des Altars, und bey Verwaltung der Sakramente. Der Zuhörer wirft sich zum Richter des Predigers auf, und lobet, oder tadelt den Vortrag desselben. Er wird durch die Predigt dessen, den er lobet, eben so wenig bekehret, als durch die Predigt dessen, den er verachtet. Der Redner erhält bey Einigen Beyfall, und Anderen misfället er. Darinn aber ist er mit allen einig, daß weder er sie zu bessern sucht, noch sie sich wollen bessern lassen.

Ein Lehrling ist gelehrig. Er höret seinen Lehrmeister aufmerksam an, machet sich die Lehren desselben zu nutz, und wird endlich selbst Meister. Allein der ungelehrige Mensch beurtheilet, sowohl den Vortrag des Predigers, als das Buch des Weltweisen, und wird weder ein Christ, noch ein vernünftiger Mensch.

Der Redner, und Saalbader werden so lange Beyfall erhalten, bis wiederum ein Mann aufstehen wird, der in einer aus der heiligen Schrift entlehnten Schreibart, das Wort Gottes dem Volke einförmig und einfältig vorträget.

Die Anführung weltlicher Schriftsteller, die frostigen Anspielungen, das elende Patethische, die Gegensätze, die übertriebenen Zierrathen der Redekunst, haben aufgehöret. Die Abschilderungen werden aufhören, und einer einfältigen Erklärung des Evangeliums Platz machen; die mit Rührungen verbunden ist, welche die Bekehrung wirken.

Ein solcher Mann, auf den ich voller Ungedult hofte, allein in diesem Jahrhunderte auf ihn zu warten mir nicht getrauete, ist endlich erschienen. Die Höflinge, die einen guten Geschmack haben, und den Wohlstand kennen, haben ihm Beyfall gegeben; Ja! was beynahe unglaublich ist, sie haben die königliche Kapelle verlassen, um in der Gesellschaft des gemeinen Volks, das von diesem apostolischen Manne verkündigte Wort Gottes anzuhören. Allein die Stadt war nicht der Meynung des Hofes. Die

Pfarr-

Pfarrkinder verliessen aller Orten, wo er predigte, die Kirche, und giengen bis auf die Küster davon. Die Hirten hielten Stand; allein die Schaafe zerstreueten sich. Die benachbarten Redner haben dadurch die Anzahl ihrer Zuhörer vergrössert. Ich hätte solches vorher sehen, und nicht behaupten sollen, daß ein solcher Mann sich nur zeigen dörfte, um Beyfall zu erhalten, und reden, um gehöret zu werden. Wußte ich nicht, daß die Gewalt der Gewohnheit, sowohl bey den Menschen, als in allen übrigen Dingen nicht zu bändigen ist? Seit dreißig Jahren giebet man dem Redner, Saalbader und Erzähler Gehör. Man laufet denenjenigen nach, die im Großen oder Kleinen schildern. Es ist eben nicht lange, daß sie Einfälle und Gedanken anbrachten, die so sinnreich, feurig und witzig waren, daß sie vor ein Epigramma gelten konnten. Ich muß aber bekennen, daß sie solche itzt so weit gemildert haben, daß es nur noch Madrigale sind. Eine unumgängliche, und mehr als mathematische Nothwendigkeit erfodert, daß sie ihren Zuhörern drey vortrefliche und ihrer Aufmerksamkeit würdige Gegenstände vorhalten. Diese Wahrheit werden sie im ersten, eine andere im zweyten, und noch eine andere im dritten Theile ihrer Rede beweisen; folglich wird man sogleich von einer gewissen Wahrheit überführet werden, und das ist das erste Stück, hernach von einer andern, und das ist das zweyte Stück, und denn von einer dritten, und das ist das dritte Stück.

Die erste Betrachtung wird also von einem der wichtigsten Hauptpunkte der Religion handeln; die

zwey-

zweyte von einem andern Punkte, der eben so wichtig ist, und endlich die letzte von einem dritten Punkte, welcher der wichtigste unter allen ist, wegen Kürze der Zeit aber auf ein andermal ausgesetzet wird. Um aber wieder auf die Eintheilung zu kommen, solche abzukürzen, und einen rechten Plan zu machen. Wie? saget man, was sind das für Vorbereitungen zu einer Predigt, die dreyviertel Stunden währet? Je deutlicher sie solche zu machen, und zu erklären suchen, je dunkler und verwirrter kommen sie mir vor. Ich glaube es wohl! denn dieß ist die natürliche Wirkung dieser auf einander gehäuften Begriffe, die alle auf eins hinaus laufen; und mit welchen sie das Gedächtniß der Zuhörer unbarmherziger Weise belästigen. Wenn man siehet, wie halsstarrig sie auf dieser Gewohnheit bestehen: so sollte man beynahe glauben, daß die Gabe der Bekehrung mit diesen ungeheuren Abtheilungen verknüpfet wäre. Doch wie kann man von solchen Aposteln bekehret werden, da man sie kaum hören, verstehen, und ihren Gedanken folgen kann. Ich wünschte, daß sie mitten in ihrem ungestümmen Laufe oft Othem hohleten, sich ein wenig ausruheten, und solches auch ihren Zuhörern verstatteten. Vergebliche Reden! verlorne Worte! die Zeiten der Homilien sind vorbey. Ein Basilius und Chrysostomus würden solche nicht wiederbringen können. Man würde sich nach andern Kirchen wenden, damit man sie und ihre erbauliche Lehren nicht anhören dürfte. Selbst der gemeine Mann liebet prächtig klingende Worte, und abgezirkelte Perioden. Er bewundert das, was er nicht verstehet. Er glaubet, daß er unterrichtet sey, und

be-

begnüget sich zu entscheiden, ob das erste, oder zweyte Stück besser ausgeführet, und die letzte Predigt schöner gewesen sey, als die vorherige.

Vor noch nicht völlig hundert Jahren bestand ein französisches Buch aus einer Anzahl lateinischer Blätter, auf denen man hin und wieder einige Zeilen, oder Wörter in französischer Sprache antraf. Bey diesen Stellen, Zügen und Anführungen blieb es noch nicht. Ovid und Catull geben den Ausschlag, ob eine Ehe, oder Testament gültig wäre, oder nicht, und wurden, nebst den Pandeckten, den Wittwen und Waysen zum besten angeführet. Das Heilige und Weltliche stand neben einander, und schlich sich sogar in die Predigten ein. Der heilige Cyrill und Horaz, der heilige Cyprian und Lukretz sprachen wechselsweise. Die Dichter waren der Meynung des heiligen Augustins, und der Kirchenväter. Man führte lange lateinische Stellen vor alten Weibern und Küstern an, ja man sprach gar griechisch. Man mußte sehr viel wissen, um so elend zu predigen. Allein Zeiten und Sitten, haben sich geändert. Der Text wird zwar noch lateinisch angeführet. Die übrige Predigt aber ist französisch, und zwar recht schön französisch. Das Evangelium selbst wird nicht angeführet, und man darf heutiges Tages sehr wenig wissen, um schön zu predigen.

Endlich hat man die scholastische Gelehrsamkeit von den Kanzeln grosser Städte verbannet, und solche in die Flecken und Dörfer verwiesen, um den

Ackers-

Ackersmann und Winzer zu unterrichten, und selig zu machen.

Wenn man wegen seiner blühenden Schreibart, aufgeweckten, Sittenlehre, wiederhohlten Figuren, glänzenden Züge, und lebhaften Beschreibungen, dem Volke gefället: so ist solches ein Zeichen, daß man Verstand, aber doch nicht gnug Verstand hat. Ein Mann, der grösseren Verstand besitzet, verachtet alle die fremde Zierrathen, die zum Dienste des Evangeliums nicht würdig sind; und prediget einfältig, nachdrücklich, und christlich.

Der Redner machet von gewissen Unordnungen so schöne Abschilderungen; er bringet so feine Umstände an; und leget dem Sünder so viel Verstand, Schwung, und Kunst bey, daß ich, damit ich keine Neigung verspüre, seinem Gemälde ähnlich zu werden, wenigstens eines apostolischen Mannes nöthig habe, der mir, durch eine christlichere Schreibart, einen Eckel vor die Laster beybringet, von denen man mir eine so reizende Zeichnung gemachet hatte.

Eine schöne Predigt ist ein rednerischer Vortrag, der nach den Regeln der Wohlredenheit eingerichtet, von allen Fehlern befreyet, den Vorschriften der weltlichen Beredsamkeit gemäß, und mit allen Zierrathen der Redekunst ausgeschmücket ist. Feine Zuhörer verlieren nicht den geringsten Zug, nicht einen einzigen Gedanken. Sie folgen dem Redner ohne Mühe in allen Erzählungen, die er anbringet, und steigen ihm auf allen Höhen nach. Nur blos für den gemeinen Mann sind solche Predigten Räthsel.

Wie gründlich und schön war diese Predigt! die wesentlichen Grundlehren der Religion, und die dringendsten Bewegungsgründe zur Bekehrung wurden darinnen abgehandelt. Was für eine grosse Wirkung hätte sie nicht im Verstande und Herzen der Zuhörer zuwege bringen sollen! Sie sind davon so eingenommen, und gerühret worden, daß sie beynahe behaupten, wie diese Predigt des Theodors noch schöner sey, als seine vorhergehende.

Eine sanftmüthige und gar zu gelinde Sittenlehre fället mit demjenigen, der solche prediget. Sie hat nichts an sich, wodurch sie die Neubegierde eines Weltmenschen reizen und rege machen könnte; der eine strenge Lehre weniger fürchtet, als man denket, und sie vielmehr von demjenigen gerne höret, der sie seiner Schuldigkeit gemäs vorträget. Es scheinet also, daß die Kirche in zweyerley Stände getheilet ist. Zu dem ersten gehören diejenigen, die die Wahrheit in ihrem ganzen Innbegriffe, ohne Ansehen der Person, und ohne zu schmeicheln vortragen. Zu dem andern hingegen die, die solche begierig und gerne anhören, bewundern, und loben, sich aber indessen weder bessern, noch verschlimmern.

Der heldenmüthigen Tapferkeit grosser Männer kann man den Vorwurf machen, daß sie die Beredsamkeit verdorben, oder wenigstens die Schreibart des größten Theils der Prediger entkräftet hat. An statt, daß sie sich mit den Völkern vereinigen sollten, den Himmel wegen seiner so seltenen Geschenke zu preisen: so sind sie mit den Schriftstellern, und Dichtern

tern in Gesellschaft getreten, und so gut, als solche, Lobredner geworden. Sie haben über die Zuschriften und Ehrengedichte den Preis davon getragen, und das göttliche Wort in ein Gewebe von Lobeserhebungen verwandelt, die zwar billig und gegründet, aber am unrechten Orte angebracht, und eigennützig sind, die Niemand von ihnen fodert, und ihrem Karackter nicht geziemen. Man ist glücklich, wenn sie bey Gelegenheit des Helden, den sie sogar im Heiligthume rühmen, ein Wort von Gott, und den Geheimnissen sagen, die sie doch predigen sollten. Ja es hat Leute gegeben, die das Evangelium, welches allen gemein seyn sollte, auf die Gegenwart eines einzigen Zuhörers eingerichtet hatten. Da nun solcher durch einen ungefehren Zufall anderer Orten aufgehalten wurde, und nicht erscheinen konnte: so wurden sie darüber so betreten, daß sie eine christliche Predigt, vor Christen nicht halten konnten, weil selbige für solche Zuhörer nicht eingerichtet war. Sie mußten andere Redner für sich auftreten lassen, die nicht Zeit hatten, Gott anders als durch eine armselige Aermelpredigt zu loben.

Theodul hat nicht so grossen Beyfall erhalten, als einige seiner Zuhörer befürchteten. Sie sind mit ihm und mit seiner Predigt zufrieden. Ihrer Meynung nach, hat er es besser gemacht, da er ihrer Eifersucht schmeichelte, als wenn er ihren Verstand und ihre Ohren gereizet hätte.

Die Kunst schön zu sprechen, hat mit dem Kriegshandwerke, in einem Stücke viel Aehnlichkeit. Es

ist mehr Gefahr dabey, als anderer Orten; allein man kann auch dadurch desto geschwinder sein Glück machen.

Wenn du von einem gewissen Stande bist, und keine andere Gabe an dir wahrnimmst, als die Gabe, frostig zu predigen, so predige, halt frostige Reden. Nichts stehet unserm Glücke mehr entgegen, als wenn man gänzlich unbekannt ist. Theodat ist für seine schlechte Ausdrücke, und für seinen eckelhaften Vortrag, da er immer in einem Tone sprach, belohnet worden.

Die Gabe zu predigen wurde ehemals durch einträgliche Bischofthümer belohnet. Heute zu Tage würde sie einem nicht zu einer schlechten Pfründe verhelfen.

Der Mann jenes Lobredners scheinet unter der Last der Titel, mit denen er überhäufet ist, zu seufzen; die große Anzahl derselben füllet die weitläuftigen Hirtenbriefe aus, die er in den Häusern austheilen läßet, oder die man mit ungeheuren Buchstaben gedruckt, an den Ecken der Straßen angeschlagen siehet. Wenn man aber die Person selbst nur ein wenig prüfet, und seine Predigten höret; so siehet man wohl, daß die Gabe schlecht zu predigen, unter seinen übrigen Eigenschaften anzuführen, ist vergessen worden.

Der Müßiggang des Frauenzimmers, und die Gewohnheit der Mannspersonen, ihnen aller Orten nachzulaufen, machen, daß frostige Redner einen grossen

Namen erlangen; und diejenigen, die schon zu fallen anfangen, sich noch eine Zeitlang erhalten.

Sollte es schon hinlänglich seyn, daß man in der Welt vornehm und mächtig gewesen ist, um lobenswürdig zu seyn, und selbst in Tempeln, und von der Kanzel der Wahrheit, bey seinem Leichenbegängniße gerühmet, und erhoben zu werden? Giebet es keine andere Hoheit, als die, so aus dem Ansehen, und aus der vornehmen Geburt entspringet? Warum hält man nicht einem Menschen eine öffentliche Lobrede, der sein ganzes Leben über, alle Andere, an Gütigkeit, Billigkeit, Leutseligkeit, Treue, und Frömmigkeit, übertroffen hat? Heutiges Tages wird eine Leichenrede von dem größten Theile der Zuhörer, gut oder schlecht aufgenommen, nachdem sie sich mehr oder weniger von einer geistlichen Rede entfernet, oder je mehr sie sich einem weltlichen Lobe nähert.

Der Redner suchet durch seine Predigten ein Bischofthum zu erlangen, und der Apostel bekehret die Menschen. Dieser verdienet, das zu finden, was jener suchet.

Man siehet gewisse Geistlichen, die aus einer Provinz zurück kommen, wo sie sich eben nicht lange aufgehalten haben. Sie thun stolz darauf, daß sie sowohl eine grosse Menge der dasigen Einwohner bekehret gefunden haben, als auch, daß sie Andere nicht haben bekehren können. Sie vergleichen sich mit einem Vincenz und Xavier, und glauben, große Apostel zu seyn. Ihrer Meynung nach würden so

große Bemühungen, und so glückliche Glaubensbothschaften mit einer Abtey sehr schlecht belohnet werden.

Jener ergreifet auf einmal, und ohne daß er den Tag vorher daran gedachte, Papier und Feder. Ich will, sagt er zu sich selbst, ein Buch schreiben, ungeachtet er dazu keinen anderen Beruf hat, als seinen hungrigen Magen. Es ist vergebens, daß ich ihm zurufe, nimm einen Hobel, Discor, hoble, drechsle, oder werde ein Rademacher, so wirst du deinen Lohn bekommen: alle diese Dinge hat er nicht gelernet. Schreib also ab, oder werde höchstens Nachseher in einer Buchdruckerey; und nur bey leibe kein Schriftsteller. Dieß hilft nichts. Er will schreiben, und drucken lassen, da man aber nicht weis Papier in die Druckerey schicket: so schmieret er alles hin, was ihm einfället. Er machet sich kein Bedenken zu sagen, daß die Seine durch Paris fließet, die Woche aus sieben Tagen bestehet, und regnicht Wetter ist. Da dieses Werk weder wider die Religion, noch wider den Staat läuft, und im gemeinen Wesen weiter keine Unordnung anrichten wird, als daß es den Leuten den guten Geschmack verdirbet, und solche zu läppischen und abgeschmackten Sachen gewohnet: so wird es gedruckt, und sowohl zur Schande des Jahrhunderts, als zur Demüthigung guter Schriftsteller wieder aufgeleget. Eben so saget ein anderer in seinem Herzen, ich will predigen, und er prediget. Er besteiget also die Kanzel, ohne daß er einen andern Beruf dazu hat, als daß er eine Pfründe brauchet.

Wenn

Wenn ein weltlich gesinnter, oder unbekehrter Geistlicher die Kanzel betritt: so ist er ein Saalbader.

Es giebet hingegen heilige Männer, deren Karackter alleine schon die Ueberzeugung wirket. Sie treten auf, und ein ganzes Volk, welches sie anhören soll, wird blos durch ihre Gegenwart bewegt, und gleichsam überzeuget. Was wird also ihr Vortrag nicht wirken.

Der Bischof von Meaux, und der P. Bourdaloue erinnern mich des Demosthenes und Cicerons. Beyde als Meister in der geistlichen Beredsamkeit haben das Schicksal grosser Muster gehabt. Der eine hat schlechte Sittenrichter, und der andere schlechte Nachahmer gemacht.

Die geistliche Beredsamkeit, in so weit nämlich die Geschicklichkeit des Redners dazu erfordert wird, ist verborgen, wenigen Personen bekannt, und schwer auszuüben. Was für Kunst gehöret nicht dazu, den Zuhörer zu überzeugen, und ihm zugleich zu gefallen. Man muß allemal auf dem gebahnten Wege bleiben; sagen, was schon gesaget ist, und was man schon zum voraus merken kann. Die Materien sind zwar wichtig, allein bekannt und gemein. Die Grundsätze sind sicher, allein die Zuhörer sehen die Folgen derselben mit einem Blicke ein. Es kommen zuweiln erhabene Sachen vor; allein wer kann das Erhabene abhandeln? Man soll Geheimniße erklären, die sich besser durch eine Unterweisung in der Schule, als durch einen rednerischen Vortrag erklären lassen.

Selbst die geistliche Sittenlehre, die eine so weitläuftige und mannigfaltige Materie, nämlich die Sitten der Menschen, zum Gegenstande hat, hat einerley Grundpfeiler, schildert beständig einerley Gemälde; und setzet sich selbst engere Schranken, als die Satire. Nach dem gewöhnlichen Schelten auf Ehre, Reichthümer, und Wollüste, bleibet dem Redner nichts mehr übrig, als daß er zum Schluße seiner Predigt eilet, und seine Zuhörer auseinander gehen lässet. Wenn uns zuweiln Thränen abgelocket, wenn wir gerührt werden, so wird man doch erkennen, wenn man die Geschicklichkeit und den Karackter dessen untersuchet, der uns dazu bringet, daß die Materie selbst prediget, und unser vornehmster Nutzen dabey obwaltet. Man wird einsehen, daß es nicht sowohl ein Zeichen einer wahren Beredsamkeit, als vielmehr der guten Lunge des Redners ist, der uns rühret, und diese Erschütterung in unserem Herzen wirket. Mit einem Worte, ein Prediger wird nicht, so, wie ein Sachwalter, allemal durch neue Sachen, durch verschiedene Begebenheiten, und unerhörte Dinge unterstützet. Er beschäftiget sich nicht mit zweifelhaften Sätzen. Er kann sich gezwungener Muthmassungen, und Auslegungen nicht bedienen. Nichts destoweniger geben ihm alle Sachen, die den Geist erheben, Nachdruck und Weitläuftigkeit. Sie setzen der Beredsamkeit nicht sowohl Schranken, sondern ordnen und bestimmen nur dieselbe. Er muß seinen Vortrag aus einer bekannten Quelle schöpfen, aus welcher alle schöpfen. Wenn er sich von diesen bekannten Wahrheiten entfernet: so ist er dem gemeinen Manne unverständlich, tiefsinnig,

nig, mit einem Worte, ein Schwätzer, und prediget nicht mehr das Evangelium. Er hat nichts weiter nöthig, als eine edle Einfalt; allein, er muß solche erreichen. Diese Gabe ist etwas selten. Sie übersteiget die Kräfte der mehresten Menschen. Ihr Witz, ihre Einbildungskraft, ihre Gelehrsamkeit, und ihr Gedächtniß, dienet ihnen öfters zu weiter nichts, als daß sie sich von derselben entfernen.

Das Amt eines Sachwalters ist beschwerlich und arbeitsam. Es setzet bey demjenigen, der solches treibet, große Einsichten voraus, er muß sich allemal zu helfen wissen. Er hat nicht so wie ein Prediger, bloß eine gewisse Anzahl Reden zu halten, die bey guter Muße verfertiget sind, auswendig mit Anstand, und ohne daß jemand widersprechen darf, gehalten werden, und die ihm mittelst einer geringen Veränderung mehr als einmal Ehre machen; Er muß vielmehr sehr wichtige Sachen vortragen, und zwar in Gegenwart der Richter, die ihm ein Stillschweigen auflegen können, und im Beysenn seiner Widersacher, die ihn unterbrechen. Er muß sich auf Gegenantworten gefaßt halten. Er träget in einem Tage vor verschiedenen Gerichten, verschiedene Sachen vor. Sein Haus ist für ihn nicht ein Ort der Ruhe und Einsamkeit, noch eine Freystadt wider seine Partenen. Es stehet allen denen offen, die ihm mit ihren Fragen und Zweifeln beschwerlich fallen wollen. Er kann sich nicht aufs Faulbette werfen; man trocknet ihm den Schweis nicht ab; man reichet ihm keine Erfrischungen. Sein Zimmer ist nicht ein Versammlungsort für Leute von allerhand Stande und Ge-

schlecht, die ihm wegen seiner geläufigen und artigen Sprache Glück wünschen, oder wegen einer Stelle, wo er beynahe verstummet wäre, trösten; und ihm seine Zweifel benehmen, als ob er seine Sache nicht so lebhaft, als sonst vorgetragen hätte. Er erholet sich von seinem langen mündlichen Vortrage, durch Verfertigung noch längerer Schriften. Er verändert nur die Arbeiten und Bemühungen; Ja ich wollte fast behaupten, daß er in seiner Art das ist, was die ersten Apostel in der ihrigen waren.

Wenn man auf diese Art die gerichtliche Beredsamkeit, von dem Amte eines Sachwalters, und die geistliche Beredsamkeit, vom Amte eines Predigers unterschieden hat: so wird man erkennen, daß es leichter ist zu predigen, als eine Rechtssache vorzutragen; aber auch ungleich schwerer, gut zu predigen, als eine Rechtssache gut vorzutragen.

Was für Vortheile hat nicht eine mündlich vorgetragene Rede vor einem schriftlichen Werke voraus? die Menschen werden durch den fließenden Vortrag und durch das ganze Bezeigen des Redners, so wie durch die Zubereitung des Hörsaals, hintergangen. Wenn sie von dem Redner nur einiger Maaßen eine gute Meynung haben: so bewundern sie ihn schon zum voraus, und hernach geben sich sich erst Mühe, ihn zu verstehen. Sie rufen sich einander zu, daß er es gut machen werde, ehe er noch zu reden anfänget. Bald darauf schlafen sie ein; und wann die Rede aus ist, so wachen sie auf, um zu versichern, daß er es sehr gut gemacht habe. Gegen einen Schriftsteller

aber

aber ist man nicht so sorgfältig. Man nimmt sich Zeit, sein Werk, entweder auf dem Lande, oder in einem einsamen Zimmer zu lesen. Es giebet keine öffentliche Versammlungen, wo man ihn loben, und noch weniger geheime Zusammenkünfte, wo man ihm alle seine Nebenbuhler aufopfern, und ihn zum Prälaten machen könnte. So fürtreflich sein Buch auch seyn mag: so lieset man es doch blos in der Absicht, es mittelmäßig zu finden. Man blättert es durch, man beurtheilet es, und hält es mit andern zusammen. Hier sind keine leere Töne, die sich in der Luft verlieren, und vergessen werden. Was einmal gedruckt ist, bleibet gedruckt. Ja man verachtet es schon einige Tage vorher, ehe es aus der Presse kommet. Das größte Vergnügen, welches wir aus selbigem ziehen, bestehet darinn, daß wir es kunstrichtermäßig tadeln. Es verdreußt uns, auf jeder Seite Stellen zu finden, die uns gefallen sollten. Man gehet oft so weit, daß man befürchtet, dadurch ergetzet zu werden. Man leget es also weg, weil es gut ist. Nicht Jedermann glaubet, ein Redner zu seyn. Der Ausdruck, die Figuren, die Gabe des Gedächtnißes, die Kleidung, und der Anhang des Predigers, sind Sachen, die man sich nicht allemal zueignen darf, oder will. Jedermann hingegen glaubet, schön zu denken, und noch schöner zu schreiben, und ist also gegen denjenigen nicht so gefällig, der eben so gut denket und schreibet, als er. Mit einem Worte, ein geistlicher Schwätzer wird Bischof, ehe der gründlichste Schriftsteller eine schlechte Priesterstelle erhält; und bey Austheilung der Gnadenbezeugungen, werden jenem neue bewilliget, da dieser sich glücklich schätzen muß, wenn er die Ueberreste desselben erhält.

Wenn die Gottlosen einen hassen und verfolgen: so geben die Frommen den Rath, sich vor GOtt zu demüthigen, damit man vor der Eitelkeit bewahret werde, die daraus entstehen könnte, daß man Leuten von solchem Karackter misfällt. Wenn also gewisse Leute, die gewohnet sind, das Mittelmäßige zu bewundern, ein Werk, oder eine Rede verachten, die man öffentlich entweder vor den Gerichtsschranken, oder auf der Kanzel, oder anderer Orten, gehalten hat: so muß man sich ebenfalls demüthigen, indem man nicht leicht in eine größere und nähere Versuchung des Ehrgeizes fallen kann.

Meinem Bedünken nach sollte ein Prediger, in einer Predigt, nur eine einzige Wahrheit abhandeln, die aber wichtig, und entweder schrecklich, oder lehrreich seyn muß. Er sollte solche gründlich auseinander setzen, und völlig erschöpfen. Er sollte alle weithergesuchte, und so unterschiedene Eintheilungen weglassen, und dasjenige, was falsch ist, nicht für wahr annehmen, nämlich, daß große und vornehme Leute ihre Religion wissen. Er muß sich nicht scheuen, diesen so witzigen Leuten, oder klugen Köpfen den Catechismus zu lehren. Er muß die Zeit, die andere zur Verfertigung eines großen Werks gebrauchen, dazu anwenden, daß er sich zum Meister von seinem Gegenstande machet: so daß die Ausdrücke und der Schwung sich währender Abhandlung von selbst einstellen, und also natürlich seyn. Er muß sich nach einer gewissen Vorbereitung seinem Genie und den Bewegungen überlassen, die ein grosser Gegenstand wirken kann. Ja er kann sich die ungeheure Stärke

des Gedächtnisses ersparen, die ehe einem Wettrennen, als einem ernsthaften Geschäfte ähnlich ist; und sowohl die Geberden, als das Gesicht verunstaltet. Er muß hingegen durch eine schöne Begeisterung den Verstand überzeugen, das Herz stutzig machen, und seine Zuhörer durch eine ganz andere Furcht rühren, als durch die, daß er vielleicht verstummen mögte.

Wer noch nicht so vollkommen ist, daß er bey seinem Priesterthume sich selbst vergessen könnte, der muß sich durch die strengen Regeln nicht abschrecken lassen, die man ihm vorschreibet, als ob ihm solche die Mittel benähmen, seinen Verstand sehen zu lassen, und sich zu den geistlichen Würden zu schwingen, nach denen er trachtet. Welche Gabe ist größer, als die Gabe, apostolisch zu predigen, und wer verdienet ehe ein Bischofthum als ein solcher Mann? War Fenelon desselben unwürdig? Hätte er der Wahl des Königes wohl anders entgehen können, als durch eine andere Wahl.

Das sechszehente Hauptstück.

Von den starken Geistern.

Wissen die starken Geister wohl, daß man sie spottweise mit diesem Namen beleget? Ist wohl eine grössere Schwachheit, als wenn man ungewis ist, welches der Ursprung seines Wesens, und Lebens, seiner Sinnen und Kenntniße ist,

und welches der Endzweck derselben seyn soll? Was kann das Gemüth niedergeschlagener machen, als wenn man zweifelt, ob seine Seele nicht etwan Materie sey, so wie ein Stein, und das Ungezieser, und ob sie nicht eben so, wie diese schlechte Kreaturen, dereinstens verwesen werde? Gehöret nicht ein weit stärkerer und erhabenerer Geist dazu, sich einen Begrif von einem Wesen aller Wesen zu machen, welches alles hervorgebracht hat, und auf welches sich alles beziehet; von einem höchst vollkommenen und reinem Wesen, welches weder einen Anfang gehabt hat, noch ein Ende nehmen kann, von dem unsere Seele eine Abbildung, und wenn ich so sagen darf, ein Theilchen ist, weil sie ein Geist, und unsterblich ist.

Sowohl ein lehrbegieriger, als schwacher Mensch, sind der Eindrücke fähig. Bey dem einen machet das Gute, und bey dem andern das Schlechte einen Eindruck. Das ist, jener ist überzeuget und glaubet; Dieser ist von sich selbst eingenommen, und lässet sich verführen. Ein gelehriger Kopf giebet also die Wahrheit der Religion zu; der Schwache hingegen, will von keiner Religion wissen, oder er nimmt eine falsche an. Ein starker Geist hat entweder keine Religion, oder er machet sich selbst eine; folglich ist ein starker Geist ein schwacher Geist.

Diejenigen nenne ich weltliche, irrdische, und grobe Menschen, deren Geist und Herz an einem kleinen Theile dieser Welt, die sie bewohnen, nämlich an der Erde, kleben, und ausser derselben nichts hochschätzen, nichts lieben. Diese Leute sind eben so eingeschränkt, als

als die Güter und Erdschollen, die sie besitzen, die man abmisset, nach Ruthen zählet, und deren Grenzen man bestimmet. Ich wundre mich nicht, wenn Menschen, die sich auf ein Sonnenstäubchen stützen, bey der geringsten Mühe wanken, die sie sich geben, um die Wahrheit zu erforschen, wenn sie bey ihrem blöden Gesichte nicht durch alle Himmel, und Gestirne, bis zu Gott selbst dringen; wenn sie nicht die Fürtreflichkeit eines Geistes und die Hoheit der Seele einsehen, und also noch weniger begreifen, wie schwer es ist, selbige zu sättigen; wie die ganze Welt weit unter ihr stehet; wie nöthig ihr ein höchst vollkommenes Wesen ist, welches Gott ist; und wie unentbehrlich eine Religion sey, die ihr solchen kennen lehret, und eine gewisse Versicherung von seinem Daseyn giebet. Ich begreife hingegen sehr leicht, daß es solchen Menschen natürlich ist, auf eine schnöde Gleichgiltigkeit zu fallen, und Gott und die Religion, als eine Sache zu betrachten, die blos zur Ordnung und Schönheit dieser Welt dienet, als welche ihrer Meynung nach, die einzige Sache ist, die einiger Aufmerksamkeit und Betrachtung werth ist.

Einige werden vollends durch lange Reisen verdorben, und verlieren dadurch noch das Wenige, was ihnen von der Religion übrig geblieben war. Sie sehen alle Tage einen neuen Gottesdienst, andere Gebräuche und Ceremonien. Sie gleichen denenjenigen, die in ein Waarenlager kommen, und sich noch nicht entschlossen haben, was für Zeuge sie kaufen wollen. Die große Menge derselben, die man ihnen vorlegt, machet sie noch unschlüßiger. Ein jedes

Stück hat seine Schönheiten und Annehmlichkeiten. Sie können sich nicht entschlüßen, und gehen fort, ohne etwas zu kaufen.

Es giebet Menschen, die nicht ehe fromm und gottsfürchtig werden wollen, als bis die ganze Welt gottlos und freydenkerisch seyn wird. Alsdenn wird solches für sie zu gemein seyn, und sie werden sich vom grossen Haufen absondern. Sie wollen in einer so ernsthaften und wichtigen Sache Sonderlinge seyn. Sie folgen der Mode, und den Gewohnheiten nur in Dingen, die nichts zu bedeuten haben. Ja wer weis, ob sie es nicht gar für eine Art der Tapferkeit und Unerschrockenheit halten, der Gefahr des Künftigen zu trotzen. Vielleicht schickt es sich nicht, wenn man in einem gewissen Stande lebet, in gewissem Grade Verstand besitzet, und gewisse Absichten hat, daß man das glaubet, was der Gelehrte und gemeine Mann glaubet.

So wie man bey gesunden Tagen zweifelt, ob es eine Sünde sey, mit einer ledigen Person einen verbothenen Umgang zu unterhalten, so zweifelt man auch, ob ein Gott sey. Wenn man aber krank wird, und die Wassersucht da ist; so danket man seine Buhlerinn ab, und glaubet an Gott.

Man sollte sich selbst sehr ernstlich untersuchen, und prüfen, ehe man sich für einen starken Geist, oder Freydenker, erklärete, damit man wenigstens auf seinem Sterbbette eben dieselben Gesinnungen bezeugen könnte, die man bey seinem Leben äußerte. Wenn

man

man aber dazu nicht Standhaftigkeit genug verspüret, so muß man sich entschlüßen, so zu leben, wie man sterben will.

Wenn ein sterbender Mensch Scherz treibet: so ist solches allemal ungereimt. Hat der Scherz gewisse Punkte zum Gegenstande: so ist er von sehr kläglichen Folgen. Es ist ein erbarmenswürdiges Elend, wenn man die überbleibenden, durch einen witzigen Einfall, auf seine Kosten belustigen will.

Man mag von dem, was auf den Tod folget, glauben, was man will: so ist sterben eine sehr ernsthafte Sache. Die Kurzweil kleidet einen alsdenn nicht, wohl aber die Standhaftigkeit.

Es hat jederzeit Leute von aufgewecktem Geiste, und von anmuthiger Gelehrsamkeit gegeben, die Sklaven der Großen gewesen sind, und wider ihr besser Wissen und Gewissen, der Ruchlosigkeit derselben nachgeahmet, ja dieses Joch ihr ganzes Leben über getragen haben. Diese Leute haben nur für andere Menschen gelebet, und es scheinet, als ob sie solche für ihren letzten Zweck gehalten haben. Sie haben sich geschämet, im Angesichte derselben auf ihr ewiges Heil bedacht zu seyn, und sich äußerlich so zu zeigen, wie sie vielleicht in ihrem Herzen waren. Sie haben sich also aus Ehrerbietung, oder aus Schwachheit ins Verderben gestürzet. Ist aber wohl auf Erden ein Großer so groß, und ein Mächtiger so mächtig, daß er verdienete, daß wir nach seinem Begehren, Geschmacke und Eigensinne glauben und leben, ja daß wir

diese Gefälligkeit so weit treiben, daß wir nicht auf die sicherste, sondern auf diejenige Art sterben, die ihnen am mehresten gefället?

Von denenjenigen, die wider die gemeine Gewohnheit und Regeln handeln, fodre ich, daß sie mehr als andere wissen, deutliche Gründe, und überzeugende Beweise, vorbringen.

Ich mögte gerne einen nüchternen, mäßigen, keuschen und billigen Menschen sehen, der da behauptete, daß kein Gott sey. Er würde wenigstens ohne Eigennutz sprechen. Allein ein solcher Mann ist nicht zu finden.

Ich mögte gar zu gerne einen Menschen sehen, der überzeuget wäre, daß kein Gott sey. Er würde mir wenigstens den unumstößlichen Grund an die Hand geben, der ihn davon überzeuget hat.

Die Unmöglichkeit, zu beweisen, daß kein Gott ist, überzeuget mich von seinem Daseyn.

Gott verdammet und strafet diejenigen, die ihn beleidigen. Er ist der einzige Richter in seiner Sache. Dieß würde uns widerlich vorkommen, wenn Er nicht selbst die Gerechtigkeit und Wahrheit, das ist, wenn Er nicht Gott wäre.

Ich sehe ein, daß ein Gott ist; ich sehe aber nicht ein, daß keiner ist. Dieß ist schon genug. Alles übrige vernünftlen ist unnütz. Ich schlüße also, daß ein

Gott ist. Dieser Schluß lieget in meiner Natur. Ich habe die Begriffe von seinem Daseyn in meiner Kindheit gar zu leicht angenommen, und solche bey meinen reifern Jahren gar zu natürlich behalten, als daß ich argwohnen könnte, daß sie falsch wären. Giebet es aber nicht Leute, die sich von diesen Begriffen wieder losmachen? Es ist noch eine große Frage, ob es dergleichen giebet, und wenn auch solche vorhanden wären, so beweiset dieses nichts mehr, als daß es Ungeheuer giebet.

Es giebet keine Gottesleugner. Die Großen, die man deswegen am meisten in Verdacht hat, sind viel zu träge, als daß sie in ihrem Herzen entscheiden sollten, daß kein Gott sey. Ihre Unart gehet so weit, daß sie sowohl diesen so wichtigen Punkt, als auch die Materie von dem Wesen ihrer Seele, und von den Folgen einer wahren Religion, ganz kaltsinnig und gleichgiltig betrachten. Sie läugnen diese Sachen nicht; sie geben sie aber auch nicht zu; sie denken nicht daran.

Wir haben niemals Gesundheit, Kräfte und Verstand genug, um an Menschen, oder an andere Kleinigkeiten zu denken, die auf unsern Nutzen abzwecken. Es scheinet hingegen, daß der Wohlstand, und die Gewohnheit von uns fodern, an Gott nicht ehe zu gedenken, als bis wir in solche Umstände gerathen, da uns gerade nur so viel Vernunft übrig bleibet, als nöthig ist, um nicht zu sagen, daß wir keine Vernunft besitzen.

Ein Großer glaubet ohnmächtig zu werden, und er stirbet. Ein anderer Großer vergehet nach und nach. Seine Kräfte nehmen täglich ab, bis er endlich, wie ein Licht, verlöschet. Dergleichen Beyspiele sind zwar schrecklich; sie stiften aber keinen Nutzen. So kenntbare, und so merklich entgegen gesetzte Umstände werden nicht geachtet, und rühren Niemanden. Die Menschen achten darauf eben so wenig, als auf eine Blume, die verwelket, und auf das Laub, welches abfället. Sie trachten nach den Ehrenstellen, die dadurch ledig werden, oder erkundigen sich wenigstens, ob und durch wen solche wieder sind besetzet worden.

Sind die Menschen so gut, so getreu, so billig, daß sie unser ganzes Vertrauen verdienen, und uns nicht wenigstens den Wunsch ablocken, daß ein Gott wäre, an den wir von ihren Urtheilen appelliren, und bey welchem wir Hülfe suchen könnten, wenn wir von ihnen verfolget, oder verrathen werden?

Wenn das Große und Erhabene der Religion die starken Geister blendet, und verwirret: so sind sie nicht mehr starke, sondern schwache und kleine Geister. Wenn hingegen das Niedrige und Einfältige derselben ihnen zuwider ist: so sind sie in der That starke Geister, und stärker als so viel große, erleuchtete, erhabene, und doch gläubige Männer, als ein Leo, Basilius, Hieronymus und Augustin.

Ein Kirchenvater! Ein Kirchenlehrer! was für Namen? Welche Traurigkeit! welche Trockenheit! wel-

welche frostige Andacht! welche Schulgelehrsamkeit! herrschet nicht in ihren Schriften! so sprechen diejenigen, die solche niemals gelesen haben. Allein in was für eine Verwunderung würden nicht Leute gerathen, die sich einen von der Wahrheit so entfernten Begriff von den Kirchenvätern gemacht haben, wenn sie sähen, wie in den Werken derselben mehr Schwung und Scharfsinnigkeit, mehr Artigkeit und Witz, mehr Reichthum in den Ausdrücken, mehrere Stärke in den Schlüßen, lebhaftere Züge, und natürlichere Annehmlichkeiten anzutreffen sind, als man in dem größten Theile der heutigen Schriften findet, die doch mit großer Begierde gelesen werden, und ihre Verfasser berühmt und eitel machen. Was für ein Vergnügen ist es nicht, die Religion zu lieben, und zu sehen, wie sie durch solche erhabene und gründliche Geister ist fortgepflanzet, unterstützet und erkläret worden; insonderheit, wenn man einsiehet, daß man zum Beyspiele, einen Augustin, wegen seiner weitläuftigen Kenntniße, wegen seiner tiefen Einsicht in den Grund der gereinigten Weltweisheit, wegen der Erläuterung und Anwendung derselben, wegen der Richtigkeit der daraus gezogenen Folgen, wegen der Wichtigkeit des Vortrages, wegen der Schönheit seiner Sittenlehren und Gesinnungen, mit keinem andern, als mit einem Plato und Cicero in Vergleichung stellen könne.

Der Mensch ist ein gebohrner Lügner. Die Wahrheit ist einfältig und ungekünstelt, und er strebet nach äußerlichem Schein und Zierde. Sie stammet nicht von ihm her, sondern kommet ganz fertig,

und so zu sagen in ihrer größten Vollkommenheit vom Himmel herab. Der Mensch liebet nur sein eigenes Werk, Fabeln, und Erdichtungen. Man betrachte einmal den gemeinen Mann; er erdichtet, vergrößert und übertreibet alle Dinge, entweder aus Unverstand, oder aus Thorheit. Man frage einmal den ehrliebendsten Mann, ob er jederzeit wahrhaftig ist, ob er sich niemals entweder aus Eitelkeit oder Leichtsinn verstellet, und ob er nicht oft, um die Erzählung zu verschönern, einen Umstand zusetzet? Eine Sache geschiehet heute, und fast vor unsern Augen. Hundert Personen, die solche angesehen haben, erzählen sie auf hundert verschiedene Arten; und wenn man den Hundert und Ersten hören wollte: so würde solcher sie wieder auf eine ganz neue Art erzählen. Wie soll ich denn solchen Sachen Glauben beymessen, die so alt sind, und sich vor so vielen Jahrhunderten zugetragen haben? Wie kann ich mich auf die angesehensten Geschichtschreiber verlassen? Ist Cäsar mitten im Rath ermordet worden? Ist jemals ein Cäsar in der Welt gewesen? Was für Folgen? sagst du, welche Zweifel! welche Fragen? Du lachest, und hältst mich nicht einmal einer Antwort würdig. Ich glaube beynahe, daß du Recht hast. Allein gesetzt, daß das Buch, worinnen Cäsars erwähnet wird, nicht ein weltliches Buch, und nicht von Menschen geschrieben wäre, die Lügner sind; daß man es nicht von ohngefehr in einem Büchersaale unter anderen Handschriften gefunden hätte, die theils wahre, theils erdichtete Begebenheiten enthalten; sondern, daß es eingegeben, heilig und göttlich wäre, und alle Kennzeichen an sich

hätte,

hätte, daß es fast zweytausend Jahre lang in einer zahlreichen Versammlung aufbehalten worden, die nicht erlaubet hätte, solches zu verstümmeln, noch das Geringste darinn zu ändern; sondern die sich vielmehr ein Gesetz daraus gemachet hätte, es unverfälscht zu erhalten; ja, daß es gar eine unumgängliche Schuldigkeit, und ein Theil der Religion wäre, alles das zu glauben, was in diesem Buche vom Cäsar und von seinem Dicktatoramte erzählet wird. Bekenn nur, Lucill, ist es nicht an dem, daß du alsdenn zweifeln würdest, ob jemals ein Cäsar in der Welt gewesen sey?

So wenig jede Musick Gott zu loben geschickt, und im Heiligthume gehöret zu werden würdig ist: eben so wenig redet jede Weltweisheit anständig von Gott, von seiner Macht, von den Urquellen seiner Wirkungen, und von seinen Geheimnissen. Je feiner und sinnreicher sie ist, desto eitler und unnützer ist sie, Sachen zu erklären, die nur blos gesunde Vernunft erfodern, um sie bis auf einen gewissen Grad zu verstehen, über welchem sie nicht verstanden, noch erkläret werden können. Wenn man von Gott, von seinen Vollkommenheiten, und wenn ich so sagen darf, von seinen Handlungen, Grund angeben will, so gehet man weiter, als die alten Weltweisen, Apostel und die ersten Kirchenväter, gegangen sind. Allein man trift es nicht so gut, als sie. Man gräbet lange Zeit, und tief, ohne daß man die Quellen der Wahrheit findet. Sobald man die Wörter, Gütigkeit, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Allmacht, die uns von Gott

so erhabene und liebenswürdige Begriffe machen, nicht mehr brauchen will: so muß man sich, wenn man gleich seine Einbildungskraft noch so sehr anstrenget, an trocknen, nichts bedeutenden, und leeren Ausdrücken, oder höchstens an feinen und sinnreichen Gedanken, die von den gemeinen Begriffen abweichen, begnügen. Je mehr Entdeckungen man also in einer neuen Metaphysick machet, desto mehr verlieret man von seiner Religion.

Wie weit treiben nicht die Menschen den Eifer für ihre Religion, von der sie doch so wenig überzeuget sind, und die sie so schlecht ausüben?

Eben dieselbe Religion, welche die Menschen, so hitzig und eiferig, gegen diejenigen vertheidigen, die einer andern zugethan sind, wird von ihnen durch ihre besondere Meynungen verwirret. Sie fügen hinzu, oder nehmen tausend oft sehr wesentliche Dinge davon ab; nachdem es ihnen gut dünket. Bey dieser neuen Gestalt, die sie ihr gegeben haben, bleiben sie standhaft, und unbeweglich. Wenn man also nach gemeiner Art davon sprechen will: so kann man zwar sagen, daß eine ganze Nation einen einzigen Gottesdienst und Religion habe. Wenn man sich aber genau ausdrücken will: so muß man bekennen, daß unzählige Religionen bey einem Volke anzutreffen sind, und fast ein jeder seine eigene habe.

Zweyerley Menschen blühen am Hofe, und herrschen daselbst zu verschiedenen Zeiten, nämlich Freygeister und Heuchler. Jene offenbar, ohne Kunstgriffe

griffe und Verstellung, diese hingegen heimlich, durch List und Ränke. Da sie hundertmal mehr, als jene vom Glücke eingenommen sind, so sind sie bis zur Ausschweifung misgünstig.

Sie wollen allein herrschen, und regieren, den Staat unter sich theilen, und alle andere davon ausschlüßen. Würden, Bedienungen, Aemter, Pfründen, Gnadengehalte, Ehrenstellen, kurz, alles gebühret ihnen, und nur ihnen allein. Die andern Menschen sind derselben nicht würdig. Sie können nicht begreifen, wie man so unverschämt seyn, und, ohne ihre Bewilligung, sich einige Hofnung dazu machen könne. Sie gleichen einer Gesellschaft vermummeter Personen, die auf einen Ball kommen, und wenn sie die Vorhand haben, tanzen, sich einander auffordern, und beständig forttanzen, ohne einen andern, wenn er gleich ihrer noch so würdig ist, mit in ihren Reihen zu nehmen. Man wird es endlich satt, und überdrüßig, wenn man sie beständig auf dem Tanzplatze siehet, und nicht mittanzen kann. Einige murren darüber, allein die Klügsten bedenken sich nicht lange, sondern gehen nach Hause.

Es giebet zweyerley Arten der Freygeister, nämlich Freygeister, oder die solches zu seyn glauben, und Heuchler, oder Scheinheilige, das sind Leute, die nicht für Freygeister wollen gehalten werden. Die letzten sind die Aergsten.

Ein Heuchler glaubet entweder nicht an Gott, oder er treibet mit Gott ein Gespötte. Wir wollen

aufs höflichste von ihm sprechen, er glaubet nicht an Gott.

Wenn die Religion in der Ehrfurcht bestehet, die man für die Gottheit träget: was soll man von denen denken, die sich unterstehen, solche in ihrem sichtbaren Ebenbilde, nämlich im Landesherrn zu beleidigen.

Wenn man uns versicherte, daß die geheime Absicht der siamschen Gesandtschaft darinn bestanden hätte, den allerchristlichsten König zu bewegen, dem Christenthum zu entsagen, und den Talopins zu erlauben, in sein Königreich zu kommen; wenn solche wirklich in unsere Häuser eingedrungen wären, um durch ihre Bücher und Unterredungen, unsere Weiber, Kinder, und uns selbst, zu Annehmung ihres Glaubens, zu bereden; wenn sie mitten in unsern Städten Götzentempel aufgerichtet, und darinnen allerhand Bilder von Erzt, zur Anbethung, aufgestellet hätten: würden wir nicht über die Ausschweifungen lachen, und spotten? Indessen reisen wir sechstausend Meilen zur See, um die Indianer und Einwohner der Königreiche Siam, Japan und China zu bekehren; das ist, diesen Völkern in rechtem Ernste solche Vorschläge zu thun, die ihnen sehr thöricht und lächerlich vorkommen müssen. Sie dulden indessen unsere Geistlichen und Priester. Sie hören sie zuweiln an. Sie gestatten ihnen Kirchen zu bauen, und Glaubensbothen auszusenden. Wer wircket solches bey ihnen und bey uns? Thut es nicht die Macht der Wahrheit?

Es

Es schicket sich nicht für Jedermann, sich zu einem Allmosenpfleger aufzuwerfen, und alle Armen aus der ganzen Stadt vor seine Thüre zu versammlen, um einem jeden derselben sein bescheiden Theil zu reichen. Allein, wer kennet nicht gewisse, in der Stille unter der Last der Armuth, seufzende Personen, denen er entweder unmittelbar, oder wenigstens mittelbar einige Erleichterung verschaffen könnte? Eben so ist es nicht einem jeden gegeben, die Kanzel zu betreten, um entweder als ein Glaubensbothe, oder als ein Lehrer, das Wort Gottes vorzutragen. Allein, wer kennet nicht einen Freygeist, den er bekehren, und durch liebreiche und eindringende Ermahnungen auf einen bessern Weg bringen könnte? Wenn man in seinem ganzen Leben nur einen einzigen Menschen bekehrete: so könnte man sich wenigstens rühmen, daß man nicht vergebens gelebet hätte, noch auf Erden eine unnütze Last gewesen wäre.

Es giebet zwo Welten. In der einen hält man sich nur eine kurze Zeit auf, und wenn man sie einmal hat verlassen müssen, so kommet man nicht wieder zurück. Nach der andern soll man die Reise bald antreten, und solche niemals wieder verlassen. Gunst, Ansehen, Freunde, Ehre und grosse Güter, sind in der ersten nützlich; Allein die Verachtung aller dieser Dinge ist zur zweyten dienlich. Es kommet also darauf an, daß man wählet.

Wer einen einzigen Tag gelebet hat, hat ein ganzes Jahrhundert gelebet. Es ist allemal dieselbe Sonne, dieselbe Erde, dieselbe Welt, dieselben sinnlichen Empfin-

pfindungen. Nichts siehet dem heutigen Tage ähnlicher, als der morgende. Fast sollte man neugierig seyn zu sterben, das ist, nicht mehr ein beseelter Körper, sondern ein bloßer Geist zu seyn. Gleichwohl ist der nach Neuigkeiten ungeduldige Mensch in diesem einzigen Stücke nicht neugierig. Ob er gleich zur Unruhe geboren ist, und gar bald aller Sachen überdrüßig wird: so wird er doch des Lebens nicht überdrüßig. Er würde es sich vielleicht gefallen lassen, ewig zu leben. Die sichtbaren Umstände, die den Tod begleiten, rühren ihn heftiger, als das, was auf denselben folget. Die Krankheit, der Schmerz, und der entseelte Körper, bringen ihm vor der Kenntniß der andern Welt einen Abscheu bey. Die wichtigsten Gründe der Religion sind kaum hinlänglich, ihm seine Furcht zu benehmen, und ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Wenn Gott uns die Wahl gelassen hätte, ob wir sterben, oder ewig leben wollten; wenn wir reiflich überleget hätten, wie alsdenn Armuth, Unterwürfigkeit, Verdruß und Krankheit, niemals ein Ende nehmen würden; wie wir Reichthum, Hoheit, Vergnügen und Gesundheit, gleichsam nur kosten, und an uns selbst erfahren sollten, wie solche Dinge sich unfehlbar verändern, und die Abwechselung der Zeit das Gegentheil von denenselben herbeybringt, und wir also ein Spiel des Glücks und Unglücks seyn müßten: so würden wir selbst nicht wissen, welches von beyden wir wählen sollten. Die Natur überhebet uns dieser so schweren Wahl, und der Tod, den sie uns nothwendig machet, wird von der Religion noch versüßet.

Wenn meine Religion gleich falsch wäre, (und dieß ist der künstlichste Fallstrick, den man nur ersinnen kann,) so würde es doch unvermeidlich seyn, sich von derselben nicht einnehmen zu lassen. Welche Majestät! welche Geheimniße! welche Folge und Verkettung ihrer Lehren! welche erhabene Vernunft! welche Aufrichtigkeit! welche unschuldige Sitten! welche unwidersprechliche und überzeugende Zeugniße! die nach und nach, während drey ganzer Jahrhunderten, von Millionen der weisesten und mäßigsten Personen sind abgeleget worden, die damals auf Erden lebten, und solche sogar im Elende, in Banden, beym Anblicke des Todes, und der größten Martern standhaft bekenneten. Man schlage die Geschichte nach, man steige bis zum Anfange, und bis zur Erschaffung der Welt hinauf. Ist wohl jemals etwas gleiches gesehen, und gehöret worden? Könnte Gott selbst wohl ein besseres Mittel ersinnen, um mich zu verführen? Wie sollte ich entfliehen können? Wo sollte ich hingehen, wo sollte ich mich hinwenden, nicht um etwas besseres, sondern nur etwas gleichmäßiges zu finden? Wenn ich ja verderben soll: so will ich auf diese Art verderben. Es ist nicht so hart, einen Gott zu leugnen, als ihn unter einer so scheinbaren und vollkommenen Betrügerey zuzugestehen. Doch ich habe dieser Sache nachgedacht; ich kann kein Gottesleugner seyn; ich bin also von meiner Religion überzeuget. Das ist gnug.

Die Religion ist entweder wahr, oder sie ist falsch. Ist sie nur eine leere Erdichtung: so hat ein frommer Mann, ein Kartheuser und Einsiedler, sechzig Jahre

ver-

verloren. Allein er hat auch weiter keine Gefahr zu besorgen. Ist sie aber auf die Wahrheit selbst gegründet; so ist solches für einen lasterhaften Menschen ein erschreckliches Unglück. Der Verstand schwindelt mir, wenn ich die Uebel erwäge, die er sich dadurch zubereitet. Meine Denkungskraft ist zu schwach, solche zu begreifen, und die Worte sind zu leer, solche auszudrucken. Gesetzt, daß man von der Wahrheit der Religion nicht so starke Beweisgründe hätte, als man wirklich hat: so würde doch der Mensch keine bessere Parthey ergreiffen können, als daß er tugendhaft lebte.

Ich weis nicht, ob diejenigen, die einen Gott läugnen, verdienen, daß man sich Mühe giebet, ihnen sein Daseyn zu beweisen; und mit ihnen ernsthafter umgehet, als ich bisher in diesem Hauptstücke gethan habe. Ihre Unwissenheit machet sie unfähig, die deutlichsten Grundsätze, und die richtigsten Vernunftschlüsse zu begreifen. Sie mögen indessen folgendes lesen; nur daß sie sich nicht einbilden, als wenn dieß alles wäre, was man von einer so deutlichen Wahrheit sagen könnte.

Vor vierzig Jahren war ich nicht. Es stand auch nicht in meiner Macht, jemals zu werden; so wenig, als es von mir, der ich bin, abhänget, nicht mehr zu seyn. Ich habe also angefangen, und fahre fort zu seyn, durch ein Etwas, das ausser mir ist, nach mir seyn wird, und besser, und mächtiger ist, als ich. Wenn dieses Etwas nicht Gott ist: so sage man mir, was es ist.

Viel-

Vielleicht aber, daß ich, der ich bin, mein Daseyn der Kraft einer allgemeinen Natur zu danken habe, die von jeher, und wenn wir auch bis zu den Unendlichkeiten der Zeit hinauf steigen, so gewesen ist, wie wir sie jetzt sehen. Allein diese allgemeine Natur ist entweder lauter Geist, und denn ist sie Gott; oder sie ist Materie, und kann also meinen Geist nicht erschaffen haben; oder sie ist ein von Geist und Materie zusammen gesetztes Wesen, und alsdenn nenne ich das, was in der Natur Geist ist, Gott.

Vielleicht auch, daß das, was ich meinen Geist nenne, nur ein Theilchen von der Materie ist, die ihr Daseyn der Kraft der allgemeinen Natur zu danken hat, welche auch Materie, und allemal so gewesen ist, auch seyn wird, wie wir sie jetzt sehen, und die nicht Gott ist. Allein man muß mir wenigstens zugestehen, daß das, was ich meinen Geist nenne, es mag seyn, was es will, ein Etwas ist, was da denket. Wenn es also Materie ist, so muß die Materie nothwendig denken können. Denn man wird mich niemals überreden, daß in mir, der ich diese Betrachtung anstelle, nicht ein Etwas ist, das da denket. Wenn nun dieses Etwas, welches in mir ist, und denket, sein Daseyn, und seine Erhaltung einer allgemeinen Natur, die von jeher gewesen ist, und jederzeit seyn wird, zu danken hat, und solche, als seine ursprüngliche Ursach betrachten muß: so folget nothwendig, daß die allgemeine Natur entweder denke, oder edler und vollkommner ist, als das, was da denket. Wenn diese so beschaffene Natur Materie ist: so muß man ferner schlüßen, daß die allgemeine Materie

terie denket, oder edler und vollkommener ist, als das, was da denket.

Ich fahre also fort, und sage, diese allgemeine Materie muß also, wenn sie anders nicht ein Hirngespinst, sondern etwas wirkliches ist, durch einen, oder den andern von unsern Sinnen begriffen werden können; und wenn sie sich nicht von selbst zu erkennen giebet: so kennet man sie wenigstens aus den verschiedenen Zusammenfügungen ihrer Theile, welche die Körper ausmachen, und den mannigfaltigen Unterschied derselben zuwege bringen. Sie selbst also machet alle diese verschiedene Körper aus; und da sie eine Materie ist, die nach unsern angenommenen Begriffen denket, oder besser ist, als das, was da denket: so fließet daraus, daß sie wenigstens in einigen, und durch eine nothwendige Folge, in allen Körpern einerley sey, das ist, daß sie in den Steinen, Metallen, im Meere, in der Erde, in mir selbst, der ich nur ein Körper bin, ja in allen ihren übrigen Theilen denket. Der Vereinigung dieser so groben, irrdischen, und körperlichen Theilchen, die alle zusammen die allgemeine Materie, oder die sichtbare Welt ausmachen, habe ich also das Etwas zu danken, welches in mir ist, denket, und welches ich meinen Geist nenne. Ist dieß nicht ungereimt?

Wenn hingegen diese allgemeine Natur, sie mag seyn was sie will, nicht alle diese Körper, noch einige derselben, ausmachet; so folget daraus, daß sie nicht Materie ist, noch durch die Sinnen begriffen werden kann. Wenn sie indessen denket, oder vollkommener

ist,

ist, als das, was da denket: so schlüße ich daraus, daß sie ein Geist, oder ein noch besseres und vollkommeneres Wesen ist. Wenn ferner dem Etwas, welches in mir denket, und welches ich meinen Geist nenne, nichts mehr übrig bleibet, als diese allgemeine Natur, um sein Daseyn, und seinen Ursprung herzuleiten, weil er keinen Grund in sich selbst, und noch weniger in der Materie findet, wie solches bewiesen worden: so werde ich mich über Wörter nicht zanken. Allein die Urquelle alles Geistes, die selbst ein Geist, und fürtreflicher ist, als alles, was Geist heißt, nenne ich GOtt.

Mit einem Worte, ich denke, folglich ist ein GOtt. Denn das Etwas, was in mir denket, habe ich nicht mir selbst zu danken; maßen es eben so wenig auf mich angekommen ist, mir dieses Vermögen zum erstenmale beyzulegen, so wenig als es von mir abhänget, solches einen Augenblick zu erhalten. Ich habe es auch nicht einem Wesen zu danken, welches geringer, denn ich, oder Materie ist, weil es unmöglich ist, daß die Materie besser seyn könne, als das Etwas, was da denket. Ich habe es also einem Wesen zu danken, welches mehr denn ich, und keine Materie ist, kurz, welches GOtt ist.

Da eine allgemeine Natur, die da denket, überhaupt alle Materie von sich ausschlüßet: so folget nothwendig, daß ein einzelnes Wesen, welches denket, ebenfalls nicht die geringste Materie bey sich dulden könne. Denn obgleich das allgemeine Wesen, welches denket, in seinem Begriffe unendlich mehr Größe, Macht, Unabhängigkeit, und Fähigkeit ent-

hält, als ein einzelnes denkendes Wesen: so enthält es doch nicht eine stärkere Ausschlüßung der Materie in sich. Diese Ausschlüßung ist, sowohl in dem einen, als in dem andern, von diesen beyden Wesen, so groß, als sie nur seyn kann, und gleichsam unendlich. Folglich ist es eben so unmöglich, daß das, was in mir denket, Materie sey, als unbegreiflich es ist, daß GOtt Materie sey. Da also GOtt ein Geist ist: so ist meine Seele auch ein Geist.

Ich weis nicht, ob ein Hund wählet, sich erinnert, liebet, fürchtet, eine Einbildungskraft besitzet, und denket. Wenn man mir daher sagt, daß diese Dinge bey ihm weder Neigungen noch Empfindungen anzeigen; sondern eine natürliche Wirkung der Einrichtung seiner durch die verschiedene Anordnung der Theile der Materie zubereiteten Maschine sind: so kann ich mich daran begnügen lassen. Allein ich denke, und ich bin mir bewußt, daß ich denke. Was für ein Verhältniß ist nun zwischen dieser oder jener Zusammensetzung der Theile der Materie, das ist, zwischen einer Sache, die nach allen dreyen Dimensionen der Länge, Breite, und Tiefe ausgedehnet, und also theilbar ist, und zwischen dem, was da denket?

Wenn alles Materie ist, wenn die Denkungskraft sowohl in mir, als in allen andern Menschen, nur eine Wirkung von denen verschiedentlich zusammengesetzten Theilen der Materie ist: Woher kommt es denn, daß man in der Welt Begriffe von solchen Dingen findet, die nicht Materie sind? Kann die Materie selbst sich einen so reinen, einfachen, und unmateriellen Begriff machen, als der Begriff von ei-

einem Geist ist? Wie kann sie der Ursprung dessen seyn, dadurch sie geleugnet, und von seinem Wesen ausgeschlossen wird? Wie kann sie das seyn, was im Menschen denket, und ihn selbst überzeuget, daß er nicht Materie ist?

Es giebet Wesen, die nur eine kurze Zeit währen, weil sie aus ganz unterschiedenen Sachen zusammengesetzet sind, die sich einander selbst zerstören. Es giebet andere Wesen, die zwar länger dauren, weil sie einfacher sind, als jene; allein sie vergehen doch, weil sie gewisse Theile haben, vermöge deren sie aufgelöset werden können. Das, was in mir denket, muß lange währen, weil es ein reines Wesen ist, welches von aller Vermischung, und Zusammensetzung befreyet ist. Es ist also kein Grund vorhanden, warum es zernichtet werden sollte. Denn wer kann ein einfaches Wesen, welches keine Theile hat, zernichten, oder auflösen?

Die Seele siehet die Farben durch das Werkzeug der Augen, und höret den Schall durch das Werkzeug der Ohren. Sie kann aufhören zu sehen, und zu hören, wenn die Sinnen, und Gegenstände ihr mangeln, ohne daß sie deswegen aufhöret zu seyn. Denn die Seele an und vor sich selbst, ist nicht eigentlich das, was die Farben siehet, und den Schall höret. Sie denket nur in uns. Wie könnte sie aber aufhören, das zu seyn, was in uns denket? Aus Mangel der Gegenstände, auch nicht der Werkzeuge, gehet solches nicht an, weil es schon bewiesen ist, daß sie nicht Materie ist. Aus Mangel der Gegenstände auch nicht, so lange ein Gott, und ewige Wahrheiten vorhanden sind. Sie kann also nicht zernichtet werden.

Ich begreife nicht, daß eine Seele, in welche GOtt den Begriff von seinem unendlichen und höchstvollkommenen Wesen geleget hat, zernichtet werden soll.

Betrachte einmal, Lucill, dieses kleine Gefilde, welches schöner und ausgezierter ist, als die benachbarten Gegenden. Dort siehet man zierlich angelegte Teiche, und Springbrunnen. Hier Lustgänge, deren Ende das Auge nicht absehen kann, und die dich für den Nordwinden sichern. Auf der einen Seite erblicket man einen dicken Wald, welcher uns für der Sonnenhitze bewahret. Auf der andern die schönste Aussicht von der Welt. Dort ist ein kleiner Bach, oder ein Flüßchen, welches ehemals zwischen Weiden und Pappeln unvermerkt fortrollete, und itzt ein schiffbarer Strohm geworden ist. Hier siehet man lange und kühle Lustgänge, die sich weit ins Feld erstrecken, in gerader Linie auf das mit Wasser umgebene Wohnhaus stoßen, und solches von weitem dem Gesichte darstellen. Würdest du beym Anblicke dieser Gegend wohl ausrufen, welches Spiel des Schicksals! Was für schöne Sachen sind hier von ungefehr und unvermuthet zusammen gekommen! Nein. Du würdest vielmehr sagen, das ist wohl ersonnen, und angeordnet! Hier lässet sich ein fürtreflicher Geschmack, und eine große Einsicht spüren. Ich würde eben so urtheilen, wie du, und noch hinzufügen, daß dieses die Wohnung eines Mannes seyn müsse, dem zu gefallen ein Nautre seine ganze Kunst erschöpfet hat. Allein was will dieses so schön eingerichtete und von einem großen Meister nach allen Regeln der Kunst, verzierte Gefilde sagen, wenn die ganze Erde selbst nur ein Sonnenstäubchen ist, welches in

der

der Luft schwebet, und wenn du das Folgende einer Aufmerksamkeit würdigen willst.

Du befindest dich, Lucill, auf einem Theile dieses Sonnenstäubchens. Du must also sehr klein seyn, da du nur einen so kleinen Raum einnimmst. Du hast indessen zwey Augen, die zween unmerkliche Pünktchen sind. Oefne sie, und betrachte den Himmel. Was wirst du an demselben zuwelln gewahr? Den Vollmond. Alsdenn ist er sehr schön und lichtreich, ungeachtet er sein Licht nur von den zurückfallenden Strahlen der Sonne empfängt. Er scheinet so groß zu seyn, als die Sonne selbst, und größer, als alle übrige Planeten, und Sterne. Laß dich aber nicht durch den Schein betrügen. Es ist am ganzen Firmamente nichts so klein, als der Mond. Seine Oberfläche ist dreyzehnmal kleiner, als die Oberfläche der Erden. Sein körperlicher Innhalt ist acht und vierzigmal geringer, als der köperliche Innhalt der Erden, und sein Durchmesser ist nur siebenhundert und funfzig Meilen, das ist ungefehr der vierte Theil vom Durchmesser der Erde. Er scheinet uns daher so groß zu seyn, weil er uns so nahe ist; denn er ist nur dreißig Erdmesser, das ist, hunderttausend Meilen von uns entfernet. Sein Lauf hat in Vergleichung mit dem großen Umlaufe, welchen die Sonne am Himmel thun muß, fast nichts zu bedeuten. Er leget des Tages nur fünfmal hundert und vierzig tausend Meilen, das ist, stündlich zwey und zwanzig tausend fünfhundert, und also in einer Minute dreyhundert fünf und siebenzig Meilen zurück. Um indessen diesen Lauf zu vollenden, muß er fünftausend sechshundertmal geschwinder laufen, aln ein Postpferd,

welches vier Meilen in einer Stunde gehet, nur achzigmal geschwinder, als der Schall, z. B. einer Kanone, oder des Donners, welcher in einer Stunde zweyhundert sieben und siebenzig Meilen zurück leget.

Allein wie soll man den Mond mit der Sonne sowohl der Größe, als der Entfernung, und dem Laufe nach in Vergleichung stellen? Du wirst sehen, daß solches gar nicht statt findet. Erinnere dich nur, daß der Durchmesser der Erde dreytausend Meilen ist. Der Durchmesser der Sonne ist hundertmal grösser, folglich bestehet er aus dreymal hundert tausend Meilen. Wie groß muß also nicht ihr Umfang, und ihr körperlicher Innhalt seyn? Kanst du diesen Raum wohl begreifen? Eine Million Welten, deren eine jede so groß wäre, als die Unserige, würden kaum so groß seyn, als die Sonne. Wie weit fragest du, ist sie denn von der Erde entfernet, wenn man dem Anscheine nach, davon urtheilet? Du hast Ursache, darnach zu fragen. Ihr Abstand von der Erde ist unermeßlich. Man hat bewiesen, daß sie wenigstens zehn tausend Erdmesser weit von der Erde entfernet seyn müße, daß ist dreißig Millionen Meilen. Vielleicht ist sie vier- sechs- oder zehnmal weiter von uns entfernet. Man ist nicht im Stande, solches genau zu bestimmen.

Um aber deiner Einbildungskraft ein wenig zu helfen, damit sie sich solche einiger massen vorstellen könne: so wollen wir setzen, daß ein Mühlenstein aus der Sonne auf die Erde fiele. Wir wollen ihm die gröste Geschwindigkeit beylegen, deren er fähig ist;

ja

ja gar eine solche, welche Körper, die von einer erhabenen Höhe herunter fallen, nicht haben. Wir wollen setzen, daß er dieselbe Geschwindigkeit allemal beybehalte, ohne solche zu vermehren, oder zu vermindern. Wir wollen annehmen, daß er in einer Sekunde funfzehn Klafter, das ist halb so hoch, als die höchsten Thürme, und also in einer Minute neunhundert Klafter zurück legete. Wir wollen ihm, um es noch leichter zu machen, tausend Klafter in jeder Minute zugestehen. Tausend Klafter machen eine gemeine halbe Meile aus; folglich leget der Mühlenstein in zwo Minuten eine Meile zurück, das machet in einer Stunde dreißig, und in Tag und Nacht siebenhundert und zwanzig Meilen. Nun hat er einen Raum von dreißig Millionen Meilen zu vollstrecken, ehe er auf die Erde kommt. Dazu gehören ein und vierzig tausend sechshundert und sechs und sechzig Tage, welche mehr als hundert und vierzehn Jahre ausmachen. Erschrick darüber nicht, Lucill. Hör mich nur weiter. Saturn ist wenigstens zehnmal weiter von der Erde entfernet, als die Sonne; das ist wenigstens dreyhundert Millionen Meilen. Wenn also dieser Mühlenstein aus dem Saturn auf die Erde fallen sollte, so gehöreten dazu mehr, als eilfhundert und vierzig Jahre.

Erhebe, wenn du kannst, bey dieser Höhe des Saturns deine Einbildungskraft, und stelle dir einmal den unermeßlichen Weg vor, den er täglich durchlaufen muß. Die Laufbahn des Saturns beträgt wenigstens sechshundert Millionen Meilen im Durchschnitte, und folglich mehr, als achtzehnhundert Millionen Meilen im Umfange. Ein engelländisches

Pferd, welches zehn Meilen in einer Stunde läuft, würde nicht mehr, als zwanzigtausend, fünfhundert und acht und vierzig Jahre gebrauchen, um diesen Weg zurück zu legen.

Ich habe noch lange nicht alle Wunder dieser sichtbaren Welt, oder wie du zuweilen sprichst, alle Wunder des Ungefehrs berühret, als welches du für die einzige Ursache aller Dinge hältst. Das Ungefehr ist noch ein bewundernswürdigerer Künstler, als du dir einbildest. Lerne solches nur recht kennen, Lucill, und laß dich von der ganzen Macht deiner vermeynten Gottheit unterrichten. Weißt du wohl, daß die Entfernung der Sonne und des Saturns von der Erde, in Vergleichung der Entfernung der übrigen Fixsterne von der Erde, so wenig zu bedeuten hat, daß man sich nicht einmal schicklich genug ausdrücket, wenn man sich bey Gegeneinanderhaltung dieser Entfernungen des Ausdruckes, Vergleichung, bedienet. Was für ein Verhältniß hat eine Sache, die man ausmessen kann, ob sie gleich noch so groß ist, mit einer Sache, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, unmeßbar ist? Man weis nicht, wie weit ein Stern entfernet ist, denn diese Höhe ist unermeßlich. Hier helfen weder Winkel, noch Halbsehnen, noch Paralaxe. Wenn z. E. ein Sternseher zu Paris und ein Anderer zu Japan einen Fixstern beobachteten: so würden die beyden Linien, die aus ihren Augen bis an diesen Stern abzielen, nicht einmal einen Winkel machen, sondern sich in eine, und dieselbe Linie verlieren. So wenig Aehnlichkeit hat der Raum der ganzen Welt, mit dieser Entfernung. Doch dieß haben die Sterne mit der Sonne,

und dem Saturn gemein. Ich muß also noch etwas mehreres beybringen. Wenn zween Sternseher, der eine von der Erde, und der andere aus der Sonne zu gleicher Zeit einen Stern beobachteten: so würden die Gesichtsstralen dieser beyden Beobachter keinen merklichen Winkel machen; oder um die Sache noch anders zu fassen, wenn ein Mensch sich in einem Stern befände, so würden unsere Sonne, und unsere Erde, ungeachtet sie dreißig Millionen Meilen von einander entfernet sind, ihm nur ein Punkt zu seyn scheinen. Dieß ist bewiesen.

Eben so wenig wissen wir die Entfernung eines Sterns vom andern; so nahe sie auch beysammen zu stehen scheinen. Im Siebengestirne scheinen sich die Sterne fast zu berühren. Im Schwanze des großen Bären scheinet ein Stern auf dem andern zu liegen. Das Auge kann kaum den Raum bemerken, der zwischen ihnen ist. Es lässet, als wenn solches ein doppelter Stern wäre. Und doch sind die größten und geschicktesten Sternseher nicht im Stande, die Entfernung derselben von einander zu bestimmen. Was soll man also von der Entfernung zweyer Sterne denken, die wirklich von einander entfernet zu seyn scheinen? Ja was soll man von den beyden Angelsternen sagen? Wie unermeßlich ist nicht die Linie, die man von einem bis zum andern dieser Sterne ziehen kann? Was für ein Umkreis muß das nicht seyn, von welchem diese Linie nur der Durchmeßer ist? Ist es aber nicht noch mehr, als Abgründe ergründen, wenn man den körperlichen Innhalt der Kugel, von welcher dieser Zirkel nur ein Abschnitt ist, sich vorstellen wollte? dörfen wir also noch erstaunen, daß

eben diese Sterne, obgleich ihre Größe so unermeßlich ist, uns nur kleine Feuerfunken zu seyn scheinen? Müßen wir uns nicht vielmehr verwundern, daß sie, ungeachtet dieser so erstaunenswürdigen Entfernung, dennoch einen gewissen Schein von sich geben, und einigermaßen sichtbar sind? Es ist nicht so leicht zu begreifen, wie viele unsern Augen gänzlich entwischen. Man bestimmet zwar die Anzahl der Sterne, aber nur deren, die man sehen kann. Auf was für eine Art könnte man diejenigen zählen, die man nicht absehen kann; z. E. die Sterne, welche die Milchstraße ausmachen, diese lichte Bahn, welche man in einer heitern Nacht von Mitternacht gegen Mittag am Himmel erblicket, und die wegen ihrer ausserordentlichen Entfernung, von unsern Augen nicht einzeln erblicket werden können, und höchstens den Raum, den sie am Himmel einnehmen, helle machen.

Die Erde, auf der ich mich befinde, ist also ein Sandkorn, welches keine Haltung hat, sondern in der Luft schwebet. Eine fast unendliche Zahl feuriger Kugeln, deren unbeschreibliche Größe unsere Einbildungskraft in Verwirrung setzet, und deren Höhe unsere Begriffe übersteiget, drehen und wälzen sich um dieses Sandkorn herum, und durchlaufen, seit mehr denn sechstausend Jahren täglich den weiten und unermeßlichen Raum der Himmel. Stehet dir dieses Weltgebäude nicht an, wohlan hier hast du ein anderes, welches eben so bewundernswürdig ist. Die Erde selbst drehet sich, mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, um die Sonne, als um den Mittelpunkt des Ganzen herum. Ich stelle mir alle diese Kugeln, diese ungeheuren Körper vor, wie sie

ihre

ihre Bahnen durchlaufen, ohne sich einander zu hindern, zu berühren, oder in Unordnung zu bringen. Wenn die kleinste unter ihnen einmal auswiche, und an die Erde stieße, was würde aus dieser wohl werden? Jedoch eine jede hat ihren Platz, sie bleibet bey der ihr gesetzten Ordnung, und leget den Weg, der ihr angewiesen ist, so ruhig zurück, daß Niemand ein so leises Gehör hat, daß er ihren Gang hören könnte; Ja, daß der Pöbel nicht einmal weis, ob sie vorhanden sind. Bewundernswürdige Einrichtung des Ungefehrs! Könnte es die Weisheit selbst wohl besser machen? Ein einziger Umstand, Lucill, kommet mir bedenklich vor. Diese grossen Körper sind in ihrem Laufe, in ihren Abwechslungen und Verhältnißen, so genau und beständig, daß ein geringes Geschöpfe, welches in einen Winkel dieses unermeßlichen Raumes, den man die Welt nennet, verwiesen ist, nachdem es solche wahrgenommen hat, auf eine unfehlbare Art vorher sagen kann, wo, und in welchem Punkte ihres Laufs, sich diese Gestirne heute, über zwey, oder zwanzigtausend Jahre befinden werden. Dieß ist mein Zweifel, Lucill. Wenn sie diese so unveränderliche Regeln von ungefehr beobachten: so mögte ich gerne wissen, was Ordnung, was Regel heißt.

Ich frage dich sogar, was ist denn das Ungefehr? Ist es ein Körper, oder ein Geist? Ist es ein Wesen, welches von andern Wesen unterschieden ist? sein besonderes Daseyn hat, und irgendwo vorhanden ist, oder ist es nur eine zufällige Eigenschaft und eine Art des Seyns? Wenn eine Kugel in ihrem Laufe auf einen Stein stößet; so saget man, dieß ist

ein

ein Zufall. Ist solches aber etwas anders, als diese beyden Körper; die sich zufälliger Weise berühren? Wenn die Kugel, durch diesen Zufall, oder Anstoß, nicht mehr gerade fort, sondern schief läuft; wenn ihre Bewegung nicht mehr in gleicher Richtung fortgehet, sondern zurück prallet; wenn sie sich nicht mehr um ihre Achse drehet, sondern sich wendet, und hüpfet: könnte ich daraus wohl schlüßen, daß dieser Zufall die Kugel überhaupt in Bewegung gebracht hätte? Sollte ich nicht vielmehr muthmassen, daß sie sich entweder von selbst, oder durch die Gewalt des Arms beweget, der sie geworfen hat? Wie? weil die Räder in einer Uhr sich einander zu einer zirkelmäßigen Bewegung, von dieser, oder jener Geschwindigkeit, antreiben: sollte ich deswegen nicht so neugierig seyn, und untersuchen, was wohl die Ursache dieser Bewegung seyn mag? ob sie solche von sich selbst haben, oder ob die bewegende Kraft eines Gewichts sie forttreibet? weder diese Räder, noch diese Kugel, haben sich selbst die Bewegung geben können; sie haben solche auch nicht vermöge ihrer Natur, indem sie aufhören können, sich zu bewegen, ohne ihre Natur zu verändern. Es ist also wahrscheinlich, daß sie von anders woher, und von einer fremden Kraft in Bewegung sind gesetzet worden. Würden wohl die himmlischen Körper ihre Natur verändern, würden sie weniger Körper seyn, wenn ihre Bewegung aufhörete? Ich glaube es nicht. Sie bewegen sich indessen, und zwar nicht von sich selbst, oder vermöge ihrer Natur. Man muß sich also bemühen zu entdecken, ob nicht ausser ihnen eine Urkraft ist, die sie in Bewegung setzet; und solche mag seyn, welche sie will. Ich nenne sie Gott

Ge-

Gesetzt, daß diese große Körper sich nicht bewegeten: so würde man zwar nicht fragen, wer sie in Bewegung bringet. Allein man würde berechtiget seyn zu fragen, wer sie gemacht hat; eben so, wie man fraget, wer diese Räder und die Kugel verfertiget hat. Wenn diese großen Körper durch eine zufällige Zusammensetzung von Sonnenstäubchens entstanden wären, die sich wegen der Figur und Aehnlichkeit ihrer Theile vereiniget, und zusammen geschlungen hätten: so würde ich eines von diesen Sonnenstäubchen nehmen, und fragen, wer hat dieß Sonnenstäubchen erschaffen, Ist es Materie, oder ist es ein geistiges Wesen? Hat es von sich selbst einen Begriff gehabt, ehe es sich machte? Es war also einen Augenblick ehe, als es war. Es war, und war auch zu gleicher Zeit nicht. Wenn es selbst der Urheber seines Wesens und seines Daseyns ist, wozu hat es sich zum Körper und nicht vielmehr zum Geist gemacht? Noch mehr, hat dieses Sonnenstäubchen keinen Anfang gehabt? Ist es ewig? Ist es unendlich? Willst du aus demselben einen GOtt machen?

Die Milbe hat Augen. Sobald sie nur einige Gegenstände gewahr wird, die ihr schaden könnten: so kehret sie um. Wenn man sie auf eine schwarze Tafel leget, um sie desto besser zu betrachten, und ihr, indem sie fortkriechet, den geringsten Strohhalm vorhält: so nimmt sie sogleich einen andern Weg. Sind der kristallene Saft in ihrem Auge, die netzförmige Haut, und ihre Sehadern ein Spiel des Ungefehrs?

In einem Tropfen Wasser, worinn man Pfeffer hat zergehen lassen, wird man eine fast unendliche

An-

Anzahl kleiner Würmer gewahr, deren Gestalt ein Vergrößerungsglas uns entdecket. Sie bewegen sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, als so viel Ungeheuer im Weltmeere. Ein jedes von diesen Thierchen ist tausendmal kleiner als eine Milbe. Nichts destoweniger ist es ein Körper, der da lebet, sich ernähret, wächset, Muskeln, Blutgefäße, Sehnen, Pulsadern, und ein Gehirn haben muß, um die Lebensgeister zu vertheilen.

Ein Fleckchen Schimmel, von der Größe eines Sandkorns, siehet durchs Vergrößerungsglas, als ein Haufen sehr kenntbarer Pflanzen aus, deren einige blühen und andere Früchte haben. Bey einigen scheinen die Knospen nur halb aufgebrochen, und bey andern bereits verwelket zu seyn. Wie erstaunlich klein müssen nicht die Wurzeln und Gefäße seyn, worinnen die Nahrungssäfte dieser Pflanzen abgesondert werden. Ja wenn man betrachtet, daß diese Pflanzen, so gut, als die Eichen und Fichten, ihre Saamenkörner haben, und daß die kleinen Thierchen, von denen ich eben geredet habe, sich, so wie die Elephanten und Wallfische, durch den Weg der Zeugung vermehren; wohin muß einen diese Betrachtung nicht führen! Wer hat solche zarte, und feine Werke gearbeitet, die dem Auge des Menschen entwischen; und so wie die Himmel, doch auf andere Art, ins Unendliche fortgehen? Sollte es nicht eben derselbe seyn, der den Himmel, die Gestirne, diese ungeheure Klumpen gemacht hat, die uns wegen ihrer Größe, und Entfernung, wegen ihres schnellen und weiten Umlaufs, fürchterlich sind, und dem es nur ein Spiel ist, solche in Bewegung zu setzen.

In

In der That, der Mensch genießet der Sonne, der Sterne, des Himmels, und ihrer Einflüße, so, wie er der Luft, die er athmet, und der Erde genießet, auf welcher er wandelt, und die ihn unterhält. Wenn es nöthig wäre, daß man der Gewisheit einer Sache noch die Aehnlichkeit und Wahrscheinlichkeit beyfügen müßte: so zeiget sich diese letzte hiebey ganz klärlich. Die Himmel, und alles, was sie in sich halten, können mit dem geringsten Menschen, der auf der Welt zu finden ist, wegen seines Adels, und wegen seiner Würde, in keine Vergleichung gestellet werden. Das Verhältniß, welches sich zwischen ihnen und ihm befindet, ist so, wie das Verhältniß zwischen einer Materie, die aller Empfindung unfähig, und nur nach denen drey Ausmessungen ausgedehnet ist, und zwischen einem geistigen, vernünftigen und verständigen Wesen. Wenn man glaubet, daß der Mensch derselben, wenigstens zu seiner Erhaltung, hätte entbehren können: so antworte ich, daß GOtt nichts geringers thun können, um seine Macht, Güte und Herrlichkeit zu zeigen. Denn wir mögen von seinen Werken auch noch so viel sehen: so hätte er doch unendlich mehr machen können.

Wenn gleich GOtt die ganze Welt, blos des Menschen wegen, geschaffen hätte: so würde doch solches, in recht buchstäblichem Verstande, das Geringste seyn, was GOtt des Menschen wegen hätte machen können. Der Beweiß davon lieget in der Religion. Es ist also weder eine Eitelkeit, noch ein Hochmuth, wenn der Mensch durch Kraft der Wahrheit, auf seine Vorzüge stolz thut. Es würde vielmehr eine Dummheit und Blindheit seyn, wenn er sich durch die bün-

digen Beweisthümer nicht wollte überzeugen lassen, deren sich die Religion bedienet, um ihm seine Vorrechte, Hülfsmittel und Hoffnungen kenntbar zu machen, und ihn zu lehren, was er ist, und was er werden kann. "Aber der Mond ist bewohnt, wenigstens ist es nicht unmöglich, daß er bewohnt sey." Was sagst du, Lucill, vom Monde? und zu was für einer Zeit sagst du es? Was sollte wohl unmöglich seyn, wenn man einen GOtt voraussetzet? Du fragest vielleicht, ob wir die Einzigen in der Welt sind, die GOtt so gut bedacht hat, und ob nicht im Monde, entweder andere Menschen, oder andere Geschöpfe, vorhanden sind, gegen welche er sich eben so günstig bezeiget hat? Eiteler Vorwitz! nichtswürdige Frage! Die Erde, Lucill, ist bewohnt. Wir bewohnen sie. Wir wissen, daß wir sie bewohnen. Wir haben von alle demjenigen, was wir von GOtt, und von uns selbst denken sollen, Beweisgründe, deutliche Erkenntniße, und Ueberzeugungen. Diejenigen, die die himmlischen Körper bewohnen, sie mögen seyn wer sie wollen, mögen sich selbst ihrentwegen beunruhigen. Sie haben ihre Sorgen, und wir die unsrigen. Du hast den Mond betrachtet, Lucill, du hast seine Flecken, seine Ungleichheiten, seine Tiefen, seine Höhen, seine Breite, seinen Lauf, seine Finsterniße bemerket. Die Sternseher haben es nicht weiter gebracht. Ersinne also neue Werkzeuge. Betrachte damit den Mond aufs sorgfältigste. Siehest du, daß er bewohnet ist? Was für Geschöpfe sind auf demselben? Sind sie den Menschen ähnlich. Sind es Menschen? Laß sie mir auch sehen. Und wenn wir beyde überzeugt sind, daß Menschen den Mond bewohnen, alsdenn wollen wir untersuchen,

ob es Christen sind, und ob Gott seine Gnadenbezeigungen zwischen ihnen und uns vertheilet habe.

In der Natur ist alles groß und bewunderswürdig. Man findet nichts, welches nicht die überzeugendsten Merkmale an sich träget, daß es von einem fürtreflichen Meister verfertiget ist. Das Unregelmäßige und Unvollkommene, welches man zuweiln siehet, setzet Ordnung und Regel voraus. Eiteler und aufgeblasener Mensch, mach doch einen Wurm, den du mit Füßen trittst und verachtest! Du fürchtest dich für einer Kröte, mach eine Kröte, wenn du kannst. Wie fürtreflich muß nicht der Meister seyn, der solche Werke machet, welche die Menschen, ich will nicht sagen, bewundern, sondern fürchten! Ich begehre nicht, daß du dich auf deine Werkstatt setzest, einen witzigen Kopf, einen wohlgebildeten Menschen, oder ein schönes Frauenzimmer machest. Dieß Unternehmen ist zu groß, und übersteiget deine Kräfte. Versuch nur einen hinkenden, oder thörichten Menschen, eine Misgeburt zu machen. Ich bin schon damit zufrieden.

Könige, Monarchen, Potentaten, geheiligte Majestäten, werde ich euch bald bey allen euren stolzen Namen genennet haben? Große der Erden, Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste, und vielleicht bald allmächtige Herren, wir andere Menschen, wir haben zu unserer Aernte ein wenig Regen, ja was noch geringer ist, ein wenig Tau nöthig. Machet doch Tau, gebet uns einen Tropfen Regen!

Die Ordnung, Schönheit, und Wirkungen der Natur, sind allen und jeden, und sogar dem gemeinen Manne bekannt, aber nicht die Ursachen und Gründe davon. Man frage einmal ein Frauenzimmer, warum ein gesundes Auge sich nur öfnen darf, um zu sehen? Man frage es hingegen einen gelehrten Mann.

Viele Millionen Jahre, viele hundert Millionen Jahre, mit einem Worte, alle Zeiten sind nur ein Augenblick, wenn man sie mit der Dauer Gottes in Vergleichung stellet, der ewig währet. Der Raum der ganzen Welt ist nur ein Punkt, ein Sonnenstäubchen, wenn man sie gegen seine Unermeßlichkeit hält. Da es so ist, als ich sage, (denn was für ein Verhältniß ist zwischen dem Endlichen und Unendlichen?) so frage ich, was ist das Leben eines Menschen? Was ist ein Sandkörnchen, welches man die Erde nennet? Was ist ein kleiner Theil der Erde, den der Mensch besitzet und bewohnet? Die Gottlosen blühen, so lange sie leben! Ja einige Gottlosen, ich gebe es zu. Die Tugend wird unterdrücket, und das Laster bleibet auf Erden ungestraft! Zuweiln, ich gestehe es. Ist dieß nicht eine Ungerechtigkeit? Nein. Wenn man so schlüßen wollte, so müßte man bewiesen haben, daß die Gottlosen schlechterdings glücklich, die Tugend hingegen unglücklich sey, und das Laster ungestraft bleibe. Die kurze Zeit, in welcher die Frommen dulden, und die Gottlosen gerathen, müßte wenigstens von einiger Dauer seyn. Das, was wir Glück und Wohlstand nennen, müßte nicht ein leerer Schein, und ein bloßer Schatten seyn, der verschwindet. Diese Erde, dieses

Sonnenstäubchen, wo die Tugend sowohl, als das Laster, so selten nach Verdiensten belohnet wird, müßte der eintzige Ort seyn, wo Strafen und Belohnungen ausgetheilet werden.

Der Schluß, daß ich eine Seele habe, die ein Geist ist, weil ich denke, ist eben so deutlich, als wenn ich daraus, daß ich thun, oder lassen kann, was mir beliebet, schlüße, daß ich frey bin. Freyheit ist also ein Vermögen zu wählen; oder um es mit andern Worten zu geben, eine freywillige Neigung zum Guten, oder Bösen, woraus eine gute, oder böse Handlung, und das, was man Tugend, oder Laster nennet, entstehet. Wenn das Laster schlechterdings ungestraft bliebe: so würde solches freylich eine Ungerechtigkeit seyn. Wenn es aber nur auf der Welt nicht gestraft wird, so ist solches ein Geheimniß. Wir wollen indessen mit dem Gottesleugner annehmen, daß es eine Ungerechtigkeit sey. Die Ungerechtigkeit ist eine Versagung, oder Beraubung der Gerechtigkeit. Sie setzet also eine Gerechtigkeit voraus. Die Gerechtigkeit ist eine Uebereinstimmung mit der vollkommensten Vernunft. Ich frage demnach, wenn es nicht vernünftig gewesen sey, daß das Böse bestraft werde? Vielleicht denn, wenn ein Dreyeck weniger, als drey Seiten gehabt hat? Die Uebereinstimmung mit der Vernunft ist eine Wahrheit. Diese Uebereinstimmung ist, wie eben gesagt worden, von jeher gewesen? folglich ist sie eine von denen Wahrheiten, die man ewige Wahrheiten nennet. Die Wahrheit ist ferner nicht, oder sie kann nicht seyn, oder sie ist der Gegenstand eines verständigen Wesens. Dieses verständige Wesen ist also ewig, und das ist Gott.

Die geheimsten Missethaten, welche die Schuldigen mit der allergrößten Vorsichtigkeit, vor den Augen der Menschen zu verbergen suchen, werden auf eine so ungekünstelte und leichte Art entdecket, daß es scheinet, daß solches von keinem andern, als von Gott herrühren könne. Die Beyspiele davon sind so häufig, daß diejenigen, die solches einem ungefehren Zufall beymessen wollten, auch nothwendig behaupten müßten, daß der ungefehre Zufall zu allen Zeiten gewöhnlich gewesen sey.

Wenn man voraus setzet, daß alle und jede Menschen auf Erden, keinen ausgenommen, alles im Ueberflusse besitzen: so, daß keinem etwas mangelte: so folgere ich daraus, daß keiner auf der Welt etwas im Ueberflusse habe, sondern alles ihm mangle. Es giebet nur zwo Arten des Reichthums, auf welche alle andere sich beziehen, nemlich Geld und liegende Gründe. Wenn alle reich wären, wer würde das Land bauen, und in den Bergwerken arbeiten? Die, so von den Bergwerken entfernt wohneten, würden es nicht thun; und die, welche wüste und mineralische Ländereyen besässen, würden davon keinen Vortheil ziehen können. Man glaubet zwar, und setzet voraus, daß man bey solchen Umständen zum Handel seine Zuflucht nehmen würde. Allein wenn alle Menschen an allen Gütern einen Ueberfluß besäßen, und keiner von seiner Hände Arbeit zu leben nöthig hätte, wer würde die Goldstangen, und die dagegen eingetauschten Waaren von einem Orte zum andern führen? Wer würde Schiffe in die See schicken? Wer würde die Mühe über sich nehmen, solche zu

re-

regieren? Wer würde die Karavanen anführen? Man würde alsdenn sowohl der nöthigen, als nützlichen Sachen entbehren. Wenn man nichts nöthig hätte: so würden weder Künste noch Wissenschaften, weder Erfindung noch mechanische Arbeiten vorhanden seyn. Ueberdem würde die Gleichheit der Güter und Reichthümer, eine Gleichheit des Standes wirken, allen Unterschied unter den Menschen aufheben, und sie nöthigen, sich selbst zu bedienen. Keiner würde vom andern eine Hülfe erwarten dörfen. Sie würde die Gesetze in Verachtung bringen, und unnütz machen, und eine allgemeine Anarchie hervorbringen. Gewalt, Ungerechtigkeit, Todschlag, würden ungestraft bleiben.

Wenn man hingegen annimmt, daß alle Menschen arm sind: so würde die Sonne umsonst am Horizonte leuchten, die Erde erwärmen, und fruchtbar machen. Der Einfluß des Himmels würde vergeblich seyn. Die Flüße würden die Erde umsonst befeuchten, und in den verschiedenen Gegenden derselben Fruchtbarkeit und Ueberfluß ausbreiten. Das Meer würde seine tiefen Abgründe umsonst ergründen lassen; die Felsen und Berge würden sich umsonst eröfnen, ihren Schooß durchwühlen, und die Schätze, die sie enthalten, ausgraben lassen. Wenn man aber voraussetzet, daß von denen auf der Erde befindlichen Menschen, einige reich, andere aber arm und dürftig sind; alsdenn müssen die gegenseitige Bedürfniße die Menschen zusammen bringen, vereinigen und verbinden. Diese dienen, gehorchen, erfinden, arbeiten, bauen, bessern. Jene geniessen,

ernähren, helfen, beschützen, regieren. Alles ist in gehöriger Ordnung, und Gott entdecket sich.

Wenn man Gewalt, Ergötzlichkeit, und Müßiggang auf eine, Unterwürfigkeit, Kummer und Elend aber auf die andere Seite setzet: so sind entweder diese Dinge, durch die Bosheit der Menschen von der Stelle gerücket, oder Gott ist nicht Gott.

Eine gewisse Gleichheit der Stände, die die Ordnung und Unterwürfigkeit erhält, ist ein Werk Gottes, oder setzet ein göttliches Gesetz voraus. Eine gar zu große Ungleichheit, so wie man sie unter den Menschen siehet, ist ihr Werk, oder das Gesetz des Stärksten.

Alles, was übertrieben ist, ist mangelhaft, und kommt von den Menschen her. Alles aber, was in gehöriger Verhältniß stehet, ist gerecht, und kommt von Gott.

* * *

Wenn diese Abschilderungen keinen Beyfall finden: so wundre ich mich; und wenn sie Beyfall finden, so wundre ich mich auch.

Die

Die Rede

des

Herrn de la Bruyere,

welche er

bey seiner Aufnahme

in die

französische Akademie

den 15ten des Brachmonats 1693.

gehalten hat.

Vorbericht.

Diejenigen, die gefraget wurden, wie meine Rede wäre beschaffen gewesen, die ich an dem Tage hielte, da ich die Ehre hatte, in die französische Akademie aufgenommen zu werden, antworteten ganz trocken, daß ich Gemälde geschildert hätte. Sie glaubten, solche dadurch zu tadeln. Allein sie machten von ihr den vortheilhaftesten Begriff, den ich wünschen konnte. Da das gemeine Wesen an dieser Art zu schreiben, auf welche ich mich seit einigen Jahren geleget habe, Geschmack findet: so wurde es, durch diese Antwort, von meiner Rede schon zum voraus eingenommen. Es kam also nur auf die Frage an, ob ich nicht besser würde gethan haben, wenn ich in dieser Rede keine Gemälde gezeichnet hätte? Man wird solche selbst beantworten können, wenn man weis, wie die

Gewohnheit erfodert, daß eine dergleichen Antrittsrede das Lob des Königes, des Kardinals von **Richelieu**, des Kanzlers **Segniers**, des abgegangenen Mitgliedes, in dessen Stelle man aufgenommen wird, und der französischen Akademie überhaupt enthalten müsse. Da nun unter diesen fünffachen Lobeserhebungen vier sich auf gewisse Personen beziehen: so mögte ich gerne sehen, daß meine Tadler mir den Unterschied, zwischen persönlichen Lobeserhebungen, und lobenden Gemälden, so deutlich zeigeten, daß ich solchen begreifen, und meine Fehler erkennen könnte. Wenn ich eine andere Rede zu halten hätte, und alsdenn wieder auf dergleichen Abschilderungen verfiele: alsdenn mögte dieser Tadel vielleicht statt finden, und ich Unrecht haben. Ich sage vielleicht. Denn die Gemälde, oder wenigstens die Bilder von Sachen und Personen, sind zu einer Rede so nothwendig, daß ein jeder Redner ein Maler, und ein vortreflicher Redner ein vortreflicher Maler ist.

Ich gestehe, daß ich zu diesen Gemälden noch die Lobeserhebungen der itzigen berühmten Mitglieder der französischen Akademie hinzu gefüget habe. Sie hätten mir solches um so ehe verzeihen sollen, wenn sie bemerket hätten, daß ich, sowohl um ihre Bescheidenheit zu schonen, als die Abschilderungen zu vermeiden, mich ihrer Personen gänzlich

ent-

enthalten, und nur von ihren Schriften geredet habe, welche ich mit einem kürzern oder längern kritischen Lobe belegte, nachdem die von ihnen abgehandelten Materien solches erfoderten. Man rücket mir vor, daß ich noch lebende Mitglieder gelobet habe. Das ist wahr. Allein ich habe sie alle gelobet. Wer von ihnen hat also Ursach, sich über mich zu beschweren? Dieß ist ganz was neues, füget man hinzu; man hat davon noch kein Beyspiel. Auch dieß gebe ich zu. Ich habe mich mit Fleiße der abgedroschenen Förmelchens, der abgenutzten und beynahe zu Sprüchwörtern gewordenen Redensarten enthalten, deren man sich, seit der Stiftung der Akademie, in einer unzähligen Menge von Antrittsreden bedienet hat. Würde es mir etwa so schwer angekommen seyn, diese gelehrte Gesellschaft mit **Rom**, und **Sparta**, mit dem **Lyceo** und **Portico** zu vergleichen? oder zu versichern, **wie ich meinen vornehmsten Wunsch erreichet hätte, da ich mich in die Zahl der Mitglieder dieser Akademie aufgenommen sähe; wie ich diesen Tag, da ich dieses ausnehmenden Glücks theilhaftig geworden wäre, für den glücklichsten Tag in meinem Leben halten würde; wie ich zweifelte, ob die Ehre, die mir wiederführe, wirklich, oder nur ein Traum wäre; wie ich hofte, künftig aus der reinsten**

Quelle

Quelle der Wohlredenheit zu schöpfen; wie ich aus keiner andern Ursache nach dieser Stelle getrachtet, oder solche angenommen hätte, als von den Einsichten so erleuchteter Personen zu lernen; wie ich, so unwürdig ich auch dieser Wahl wäre, mir alle Mühe geben wollte, mich derselben würdig zu machen. Sind denn diese, und hundert andere dergleichen Komplimenten, so selten und unbekannt, daß ich solche nicht hätte finden, anbringen, und mir dadurch Beyfall verschaffen können.

Weil ich aber glaubte, daß die französische Akademie, was auch der Neid und die Ungerechtigkeit von ihr, ihrem goldenen Alter und Verfalle, sagen mag, seit ihrem Ursprunge niemals aus so vortreflichen Männern, in allen Arten der Wissenschaften, bestanden habe, als itzo, weil ich bey dieser meiner Meynung nicht hofte, daß diese Gesellschaft jemals so schön würde abzuschildern seyn: so bedienete ich mich dieser Gelegenheit. Hab ich also verdienet, daß man mir deswegen den geringsten Vorwurf machet? **Cicero** lobte den **Brutus**, **Cäsar**, **Pompejus** und **Marcellus**, die alle am Leben, und noch dazu gegenwärtig waren, ohne daß ihn jemand deswegen zu Rede gestellet. Ja, er lobte sie mehr, als einmal. Er lobete sie allein, im Senate, öfters

in Gegenwart ihrer Feinde, und allemal in einer auf ihre Verdienste eifersüchtigen Versammlung. Ich habe die Mitglieder der französischen Akademie gelobet; ich habe sie alle gelobet, und doch soll ich solches nicht umsonst gethan haben! Was würde ich nicht zu gewarten haben, wenn ich sie alle getadelt hätte.

"Ich habe eben, hat **Theobald** gesagt, eine „lange und eckelhafte Rede anhören müssen, bey „der ich mehr als zwanzigmal gegähnet habe, und die „Zeit ist mir sehr lang geworden.„ Dieß hat er gesagt. Nun wollen wir auch sehen, was er und einige wenige Andere gethan haben, die seinen Absichten beyzutreten verbunden zu seyn glaubten. Sie reiseten den Tag darauf nach **Versailles**, giengen von Haus zu Haus, wo sie nur bekannt waren, und erzähleten den Leuten, wie ich ihnen den Tag vorher eine Rede vorgestammelt hätte, in welcher weder Schreibart, noch gesunde Vernunft anzutreffen, die mit Ausschweifungen angefüllet, kurz, die eine wahre Satire gewesen wäre. Wie sie nach **Paris** zurückgekommen waren: so vertheileten sie sich in die verschiedene Gegenden der Stadt, und spritzten ihr Gift gegen mich aus. Sie bemüheten sich, meine Rede auf das äußerste herunter zu machen, sowohl durch ihre Gespräche, als durch die Briefe, die sie in die verschiedenen Provinzen

schrieben. Sie sageten davon so viel Böses, daß diejenigen, die solche nicht angehöret hatten, dadurch auf ihre Seite gelocket wurden. Nunmehr glaubten sie, daß sie die Welt überreden könnten, wie die moralische Schildereyen, die von eben dieser Hand sind verfertiget worden, nichts taugeten, oder wenn sie ja gut wären, nicht aus meiner Feder geflossen; sondern wie eine von meinen Freundinnen diejenigen Stellen verfertiget hätte, die noch erträglich wären. Ja sie behaupteten, daß ich nicht fähig sey, etwas aneinanderhängendes, und nicht einmal die geringste Vorrede zu schreiben. So wenig wollten sie einem Menschen, der gewohnet ist zu denken, und das, was er gedacht hat, niederzuschreiben, die Kunst zugestehen, seine Gedanken zu verbinden.

Sie giengen noch weiter, und überschritten die Gesetze der französischen Akademie; die den Mitgliedern verbieten, gegen ihren Mitarbeiter zu schreiben, oder Andere dazu zu bestellen. Sie hetzten zween Schriftsteller auf mich, die zusammen eine Monatsschrift schrieben. Sie feuerten solche an, wider mich nicht etwa eine feine und sinnreiche Satire zu machen, die viel zu schlecht vor sie ist, und die ein Mensch von der geringsten Fähigkeit verfertigen kann; sondern mich mit groben Schimpfworten, und persönlichen Anzüglich-

kei-

keiten anzufallen, die so schwer zu finden, und so mühsam zu sagen sind; insonderheit solchen Leuten, denen, wie ich glaube, noch einige Schaam, und Vorsorge vor ihren guten Namen übrig ist.

Ich bin in der That versichert, daß die Welt betäubet und müde ist, seit einigen Jahren alte Raben schreyen zu hören, die um diejenigen herum lärmen, welche durch ihren freyen Flug, und leichte Federn, einigen Ruhm erjaget haben. Es scheinet, als wenn diese traurigen Vögel, durch ihr beständiges Geschrey, ihnen die allgemeine Verachtung beymessen wollten, welche sich alles dasjenige nothwendiger Weise zuziehen muß, was sie durch den Druck ans Licht stellen. Ist man denn Schuld, daß sie keine Kräfte und Munterkeit mehr haben? Sollen wir vor die Mittelmäßigkeit ihrer Werke stehen? Wenn ein moralisches Buch zum Vorscheine kommet, welches schlecht gerathen ist, und von selbst bald fallen wird, daß sie also nicht Ursach haben, eifersüchtig darauf zu seyn: so loben sie solches freywillig, oder schweigen davon noch lieber ganz still. Ist es hingegen so beschaffen, daß es einiges Aufsehen machet: so fallen sie es voller Wuth an. Sowohl in gebundener, als in ungebundener Schreibart abgefaßte Schriften, sind ihrer Beurtheilung unterworfen. Alles muß dem unversöhnlichen Haße zum Raube dienen, den sie

auf

auf dasjenige geworfen haben, was in einiger Vollkommenheit zu erscheinen sich erdreistet, und bey der Welt Beyfall erhält. Man weis nicht mehr, welche Sittenlehre nach ihrem Geschmacke ist. Man müßte so wie **de la Serre**, und **Desmaret** schreiben, und wenn man ihnen glauben wollte, den **christlichen Schulmeister**, und den **heiligen Hof** wieder auflegen. Es tritt eine neue, und wider das Laster überhaupt gerichtete Strafschrift ans Licht. Sie ist nachdrücklich abgefasset, und ätzet, gleichsam mit einem ehernen Griffel, die Züge wider den Geiz, wider die Spielsucht, Zungendrescherey, Ueppigkeit, Unfläterey, und Heucheley ein. Ungeachtet Niemand darinn genennet, noch kenntlich ist; ungeachtet kein tugendhaftes Frauenzimmer ihr Bild darinn antreffen kann, noch soll; ungeachtet ein **Bourdaloue** auf der Kanzel, weder lebhaftere, noch unschuldigere Gemälde der Laster schildern kann: so wird sie doch von diesen Kunstrichtern, für eine Verläumdung, und Lästerschrift ausgeschrien. Dieß ist, seit einiger Zeit, der einzige Ton, aus dem sie sprechen; und dessen sie sich bey Beurtheilung moralischer Werke bedienen, die einigermaßen gut gerathen sind. Sie nehmen alles in buchstäblichem Verstande. Sie lesen es, so wie ein Geschichtbuch. Sie verstehen weder die darinn vorkommenden poetischen Züge, noch die Figuren.

Sie verwerfen es also, und finden einige schlechte Stellen darinn. Allein, findet man dergleichen nicht auch im **Homer**, **Virgil**, **Pindar**, und **Horatz**? Wo findet man sie nicht? Vielleicht in den Schriften dieser Kunstrichter? **Bernini** selbst hat seinen Meißel nicht allemal mit gleich geschickter Hand geführet. Man findet nicht in allen seinen Bildsäulen eine gleiche Stärke. Allein auch in denenjenigen, die ihm nicht am glücklichsten gerathen sind, findet man gewisse so vollendete Züge, daß man die Vortreflichkeit des Künstlers sehr leicht bemerken kann. Wenn er ein Pferd verfertiget, so sind die Mähnen mit einer kühnen Hand gewendet, so daß dieselben zu flattern, und ein Spiel des Windes zu seyn scheinen. Das Auge ist feurig; die Naslöcher schnauben Feuer und Leben, und die Hand des Meisters entdecket sich an tausend Stellen. Weder seinen Nachahmern, noch Neidern, wird es jemals gelingen, durch ihre Meisterstücke zu solchen Fehlern zu gelangen. Man siehet wohl, daß solches ein mißgerathenes Stück eines geschickten Künstlers, und Fehler eines **Praxiteles** sind.

Wer sind denn aber diese so empfindliche und gewissenhafte Leute, die nicht vertragen können, daß man wider das Laster eifert, ohne die Lasterhaf-

ten zu nennen und zu beleidigen? Sind es Cartheuser, oder Einsiedler? Sind es Jesuiten, diese gottseelige und erleuchtete Männer? Sind es Geistliche, die in Klöstern und Abteyen wohnen? Nein. Alle diese Personen lesen dergleichen Werke heimlich und öffentlich zu ihrer Ergötzung. Sie preisen solche ihren Kostgängern und Züglingen an. Sie kaufen solche in den Buchläden auf, und stellen sie in ihre Büchersäle. Haben sie nicht am ersten den Plan, und die Einrichtung meiner Sittengemählde erkannt? Haben sie nicht angemerket, daß die funfzehn ersten Hauptstücke meines Werkes dahin gehen, das Falsche und Lächerliche zu entdecken, welches sich bey den Gegenständen der menschlichen Leidenschaften und Neigungen findet; und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche bey den Menschen die Erkenntniß Gottes anfänglich schwächen, und endlich gar unterdrücken? daß sie also nichts anders sind, als Vorbereitungen zum sechszehnten und letzten Hauptstücke, in welchem die Freygeisterey angegriffen, und vielleicht verwirret gemacht wird; in welchem die Beweise von dem Daseyn Gottes, oder wenigstens einige derselben, die dem schwachen Menschen am begreiflichsten sind, vorgetragen werden; in welchem die Vorsehung Gottes, wider die trotzigen Anfälle und freventlichen Klagen der Freygeister, vertheidiget wird. Wer sind denn diejenigen, die sich nicht entblöden, von einem

so

so wichtigen und nützlichen Werke, den verwägenen Ausspruch zu fällen, daß es eine Verleumdung und Lästerschrift sey? Man muß sie nennen. Es sind Dichter, aber was für Dichter! Sind es wo Verfasser der heiligen Kirchengesänge? oder Uebersetzer der Psalmen? **Godeaus** und **Korneilles**? Nein. Es sind Dichter, die Stanzen und verliebte Klaggedichte schreiben. Es sind Witzlinge, die auf eine Abwesenheit, oder Zurückkunft, ein Sonnet, auf einen schönen Hals ein Sinngedichte, und auf den Genuß einer verbotenen Liebe ein Madrigal verfertigen. Dieß sind diejenigen Leute, die aus Zärtlichkeit des Gewissens nicht leiden wollen, daß ich in meinem moralischen Werke, mit Verschonung einzelner Personen, und mit aller Vorsichtigkeit, welche die Klugheit mir an die Hand geben können, versucht habe, die Laster des Herzens und Verstandes, falls es möglich ist, in Verachtung zu bringen; den Menschen vernünftiger, und also geschickter zu machen, ein Christ zu werden. So sind die **Theobalden**, oder wenigstens diejenigen beschaffen, die unter ihnen in ihrer Werkstatt arbeiten.

Sie giengen noch weiter. Sie suchten den Verdruß, den sie darüber empfanden, daß sie, ihrer Meynung nach, nicht so sehr, und so gut waren gelobet worden, als andere, durch eine eifrige Staats-

Klugheit zu beschönigen. Sie machten kützliche, und gefährliche Auslegungen, von derjenigen Stelle in meiner Rede, da ich die Parthey der schönen Wissenschaften, wider ihre unversöhnlichsten Feinde, die gewinnsüchtigen Leute ergriff, welche sich wegen ihrer Reichthümer, oder wegen ihres durch unlautere Mittel erlangten Glücks, und wegen der Gunst der Grossen, welche sie sich nothwendig erwerben müssen, nicht entblöden, jenen mit einer schnöden Verachtung zu begegnen. Ich leugne nicht, daß ich sie etwas nachdrücklich abgefertiget habe. Allein ist es wohl erlaubet, von dieser Stelle eine boshafte Auslegung zu machen, und solche auf einen einzigen und ganz andern zu ziehen?

So verfahren diejenigen mit mir, die vielleicht von den Theobalden aufgehetzet sind. Sie überreden sich, daß ein Schriftsteller nur schreibe, um ihnen mit seiner Satire was zu lachen zu machen; aber nicht sie durch seine Sittenlehre zu unterrichten. Anstatt, daß sie die verschiedenen Züge, die hin und wieder in einem Werke angebracht sind, auf sich ziehen, und zur Verbesserung ihrer Sitten anwenden sollen; so bemühen sie sich, wenn es möglich ist, zu entdecken, welchem von ihren Freunden, oder Feinden diese Züge ähnlich sind. Sie verachten in einem Buche alles, was nach gründlichen Anmerkungen, und ernsthaften Betrachtungen aussiehet,

het, ungeachtet deren so viel sind, daß sie den größten Theil dieses Buches ausmachen. Sie bleiben nur bey den Gemälden und Schildereyen stehen. Wenn sie solche nach ihrer Art ausgedeutet, und die Urbilder derselben gefunden zu haben vermeynen: so geben sie der Welt davon lange Verzeichnisse, oder, wie sie es nennen, Schlüßel; die aber falsch und erdichtet, ihnen unnütz, und sowohl denenjenigen Personen, deren Namen man darinn erblicket, als auch dem Schriftsteller, der dazu, obgleich unschuldiger Weise, Anlaß gegeben hat, schimpflich sind.

Ich war zwar so vorsichtig, und widersprach in der Vorrede zu meinem Werke, allen dergleichen Auslegungen auf das feyerlichste, indem ich wußte, wie geneigt die Menschen dazu sind. Ich stand sogar einige Zeit bey mir an, ob ich mein Buch bekannt machen solte, oder nicht. Ich war zweifelhaft, ob ich der Begierde, meinem Vaterlande, durch meine Schriften, Nutzen zu schaffen, folgen; oder mich davon durch die Furcht abschrecken lassen solte, einigen unartigen Menschen Vorschub zu geben, ihre Bosheit an den Tag zu legen. Doch ich habe einmal die Schwachheit begangen, mein Werk drucken zu lassen. Was für einen Damm soll ich also der Sündfluth von Auslegungen entgegen setzen, die die Stadt überschwemmet hat, und

auch bald den Hof erreichen wird. Soll ich im Ernste, und mit entsetzlichen Eidschwüren versichern, daß ich weder der Verfasser dieser Schlüssel bin, noch dazu Rath und That gegeben habe? Daß kein Mensch solche von mir erhalten, daß meine vertrautesten Freunde bezeugen können, wie ich solche allen abgeschlagen habe, und daß die vornehmsten Männer des Hofes, hinter meine Geheimnisse zu kommen, zweifeln? Wäre dieß nicht eben so viel, als wenn ich mir Mühe geben wolte, zu behaupten, daß ich kein ehrvergessener, unverschämter, ungesitteter, und gewissenloser Mensch wäre; kurz, daß ich nicht so beschaffen wäre, wie die eben erwähnten Zeitungsschreiber mich in ihren Schandschriften abgeschildert haben.

Wie könnte man diese Schlüssel von mir bekommen haben, wenn ich sie nicht selbst so, wie sie sind, und wie ich sie gesehen, zusammen geschmiedet habe? Wie können sie wohl den Eingang zu einer Thür aufschliessen, da sie fast alle von einander unterschieden sind? Das ist, wie können sie wohl zum Verständniß eines einzigen Gemäldes dienen? Können sie wohl von mir herrühren, da sie die Namen gewisser Leute vom Hofe, und aus der Stadt enthalten, die ich niemals gesprochen habe; ja, die ich nicht einmal kenne? Könnte man auch diejenigen von mir bekommen haben, die zu Romorentin,

Mortaigne, und Belesine sind gemachet worden? und in welchen man unter meinen Abschilderungen die Frau Amtmannin, die Frau Gerichtsbeysitzerin, den Präsidenten, den Richter, und den Herrn Pfarrer zu entdecken vermeynet? Die Namen sind zwar sehr deutlich angeführet; allein deswegen kenne ich die Personen so wenig, als vorhin. Man halte mir eine kleine Eitelkeit zu gut. Bald solte ich glauben, daß ich in meinen Gemählden, die Menschen überhaupt, sehr wohl müsse getroffen haben, weil sie so vielen einzelnen Personen ähnlich sind; und ein jeder seine Nachbaren, oder Bekannten, darunter zu entdecken vermeynet. Ich leugne zwar nicht, daß ich meine Gemählde nach der Natur geschildert habe; allein ich habe niemals daran gedacht, diesen oder jenen insbesondere abzumahlen. Ich habe mich nie gerühmet, daß ich Gemählde geschildert hätte, die unglaublich, falsch, oder erdichtet wären. Ich bin noch weiter gegangen, und habe einen Zug von diesem, und einen andern von jenem genommen; und aus diesen verschiedenen Zügen, die sich zu einer Person zusammen schickten, sind die wahrscheinlichen Gemählde entstanden. Meine Absicht war nicht, durch diese Abschilderungen, oder wie die Mißvergnügten sie nennen, durch diese Satire, meine Leser zu belustigen; sondern ihnen vielmehr Muster vorzustellen, die sie entweder zu ih-

ihrer Richtschnur erwählen, oder aber vermeiden solten.

Meinem Bedünken nach, solte ich also von denenjenigen, die ihren Namen von ungefehr, in diesen unartigen Schlüßeln, die ich verabscheue, erblicken, nicht sowohl getadelt, als vielmehr beklaget werden. Ja ich erwarte von ihnen, daß sie ihre Sache mit diesen Auslegern ausmachen werden, deren Bosheit nicht zu entschuldigen ist; ohne sich an einen moralischen Schriftsteller zu halten, der nicht die geringste Absicht gehabt hat, sie durch sein Werk im mindesten zu beleidigen. Ich sage das, was ich wirklich sage, keineswegs aber das, was ich, anderer Versicherung nach, habe sagen wollen. Ich kann noch weniger dafür stehen, was man mir will sagen lassen, und was ich doch nicht gesagt habe. Ich nenne gerade heraus diejenigen Personen, die ich nennen will, um ihre Tugenden, oder Verdienste zu loben. Ich habe ihre Namen mit grossen Buchstaben drucken lassen, damit man sie von weiten sehe, und der Leser nicht Gefahr laufe, sie zu verfehlen. Hätte ich unter die andern Abschilderungen, die eben nicht zum Lobe gereichen, wirkliche Namen setzen wollen; so würde ich mir dadurch die Mühe ersparet haben, Namen aus der alten Geschichte zu entlehnen, Anfangsbuchstaben hin zu setzen, die eine leere und falsche Bedeutung haben, kurz, auf

tau=

tausend Wendungen und Blendwerke zu sinnen, um den Leser zu hintergehen, und ihn abzuhalten, Ausdeutungen zu machen. So habe ich mich bey Verfertigung meiner Gemählde betragen.

Was meine Rede anbetrift, die dem Anführer der Mißvergnügten so lang und eckelhaft vorgekommen ist; so weis ich in der That selbst nicht, wie ich in die Versuchung gerathen bin, aus meiner Danksagung an die französische Akademie eine ordentlich ausgearbeitete Rede zu machen, die einige Stärke in sich hielte. Einige eifrige Mitglieder haben zwar, schon vor mir, diesen Weg betreten. Allein ihre Anzahl ist sehr klein, und ihr Eifer, für die Ehre und den Ruhm für der Akademie, hat keine Nachfolger gehabt. Ich hätte nur dem Beyspiele derer folgen dörfen, die nach einer Stelle in dieser Akademie streben, ohne daß sie etwas geschrieben haben, ungeachtet sie sehr schön schreiben können, und den Tag vor ihrer Aufnahme ganz kaltsinnig verkündigen, daß sie nur ein paar Worte zu sagen hätten, und nur wenige Minuten reden würden, ungeachtet sie geschickt wären, eine lange und dabey sehr schöne Rede zu halten.

Ich dachte hingegen, daß, so wie kein Künstler in eine Gilde aufgenommen wird, noch einen Meisterbrief erhält, ehe er nicht sein Meisterstück ge-

macht hat, eben also, und noch mit mehrerem Rechte, wäre ein Mensch, der in eine Gesellschaft aufgenommen wird, welche blos durch die Beredsamkeit bestehet, und auch blos durch solche allemal bestehen wird, verbunden, bey seinem Eintritte seine Kunst zu zeigen, damit er bewiese, daß er der auf ihn gefallenen Wahl würdig sey. Ueberdem schien es mir, daß die französische Akademie noch die einzige Freystädte der Beredsamkeit wäre, da sie, von den schriftlichen Ausfertigungen, von den Gerichtsschranken verbannet ist, und auf die Kanzel, wo man sie nur gar zu lange geduldet hat, nicht mehr hingehöret. Nichts wäre also natürlicher, nichts könnte diese Gesellschaft berühmter machen, als wenn sie bey Gelegenheit der Aufnahme neuer Mitglieder, den Hof und die Stadt in ihre Versammlungen lockte, aus Neubegierde wohl ausgearbeitete Reden anzuhören, die gehörig lang sind, und von Meistern verfertiget werden, denen es eigentlich zukommt, in der Wissenschaft der Worte vortreflich zu seyn.

Wenn ich gleich meinen Zweck verfehlet habe, nämlich eine nach den Regeln der Redekunst ausgearbeitete Rede zu halten; so glaube ich wenigstens, mich entschuldiget zu haben, daß solche um einige Minuten zu lang gerathen ist. Da **Paris**, welchem man weis gemacht hatte, daß diese

Re-

Rede, schlecht, beißend, und unvernünftig wäre, sich beklaget hat, daß man es hintergangen habe; da **Marli**, wo man solche zu lesen neugierig war, nicht von den Lobeserhebungen ertönet ist, die der Hof der darüber gemachten Kritick beygeleget haben soll; da sie zu **Chantilly**, welches die Klippe schlechter Schriften ist, Beyfall gefunden hat; da die französische Akademie selbst, auf welche ich mich, als auf den vornehmsten und obersten Richter solcher Werke, beruffen hatte, selbige in einer ausserordentlichen Versammlung gebilliget, sie durch ihren Buchhändler drucken, und in ihrem Archive verwahrlich niederlegen lassen; da sie nicht in einem gezwungenen, harten und abgebrochenen Style abgefasset, noch mit abgeschmackten und übertriebenen Lobsprüchen angefüllet ist, so, wie die Vorreden zu den Opern, und manche Zuschriften; so darf man sich nicht wundern, daß sie einem **Theobalden** lange Weile verursachet hat. Ich sehe schon zum voraus die Zeit, wo es zum Ruhm eines Werks nicht gnug seyn wird, daß die Welt solchem Beyfall giebet; sondern da es das rechte Siegel der Vollkommenheit seyn wird, wenn gewisse Leute solches mißbilligen, und bey Lesung desselben gähnen.

Wolten sie jetzo, da sie sehen, daß diese Rede

von

von der Welt nicht so übel ist aufgenommen worden, als sie es hoften; da sie wissen, daß zween Buchführer, um den Verlag derselben gerichtlich stritten; wolten sie jetzo ihren Geschmack und ihr Urtheil mißbilligen, so sie in den ersten Tagen, nachdem ich diese Rede gehalten hatte, von selbiger fälleten? Solten sie mir wohl erlauben, bekannt zu machen, oder wenigstens zu muthmassen, daß an der bittern Beurtheilung, die sie von derselben machten, ganz was anders Schuld sey, als die Ueberzeugung, daß meine Arbeit solche verdienete? Es ist bekannt, daß der berühmte und verdienstvolle Mann, mit welchem ich zu gleicher Zeit, in die Akademie aufgenommen zu werden, die Ehre hatte, da er von denen Leuten, die meine Rede unterdrucken, und das Andenken derselben vertilgen wolten, ersuchet, innständigst gebeten, und so zu sagen verfolget wurde, seine Einwilligung zu dem Drucke seiner Rede zu geben, ihnen solches standhaft verweigerte. Er sagte ihnen: „wie er einen so verhaßten Unterschied, den sie „zwischen ihm, und mir machen wolten, nicht gut „heissen könnte, noch würde; wie der Vorzug, „den sie seiner Rede, mit so vieler Mühe, und so „eifrig beylegten, ihm, wie sie leicht glauben könn„ten, gar kein Vergnügen, sondern vielmehr eine „wirkliche Mühe erweckte, und wie zwo gleich un„schuldige Reden, die an einem Tage wären ge-

„hal-

„halten worden, auch zu gleicher Zeit gedruckt „werden müßten.“ Er bezeigete hernach, auf eine sehr höfliche Art, sowohl öffentlich, als insgeheim sein Mißfallen, daß die beyden mehrerwehnten Zeitungsschreiber, die Lobsprüche, die sie ihm beygeleget, recht ausgesuchet hätten, um auf mich, auf meine Rede, und Gemählde losziehen zu können. Ja, seine Höflichkeit gieng so weit, daß er sich, wegen dieser ehrenrührigen Satire, gegen mich erklärete, und entschuldigte, ungeachtet er solches gar nicht nöthig hatte. Wenn man also aus dieser Aufführung der **Theobalden** schlüssen wolte, daß sie fälschlich geglaubet haben, wie sie einer thörichten und nichtswürdigen Rede nöthig gehabt hätten, um die Rede meines Mitarbeiters zu erheben; so müßten sie, um sich von diesem Argwohne zu befreyen, indem ihnen solcher keine Ehre bringet, antworten: wie sie weder Höflinge, noch eigennützig, noch Schmeichler wären; sondern vielmehr ganz offenherzig ihre Meynung von der Einrichtung, Schreibart, und von den Ausdrücken meiner Danksagungsrede, eröffnet hätten. Allein alsdenn wird man darauf bestehen, und sagen, wie der Hof und die Stadt, die Grossen und die Geringen, von derselben ein günstiges Urtheil gefället. Doch daran ist nichts gelegen. Sie werden antworten, daß das gemeine Wesen seinen, und sie ihren besondern

Geschmack hätten. Diese Antwort leget mir ein Stillschweigen auf, und machet allem Streite ein Ende. Sie entfernet mich je mehr und mehr von der Begierde, ihnen nicht durch ein einziges von meinen Werken zu gefallen. Wenn mir mein Leben, und meine Gesundheit noch einige Jahre gefristet werden möchten, so soll mein Ehrgeitz einzig und allein dahin gehen, meine Schriften, durch meine sorgfältige Aufmerksamkeit, und durch guten Rath, so einzurichten, daß die **Theobalden**, und die Welt, über den Werth derselben, allemal getheilet seyn können.

Die Rede

des Herrn de la Bruyere,

Welche er bey seiner Aufnahme in die französische Akademie den 15ten des Brachmonats 1693. gehalten hat.

Es würde schwer seyn, meine Herren! die Ehre zu haben, sich mitten unter ihnen zu befinden, die französische Akademie vor sich zu sehen, und die Geschichte ihrer Stiftung gelesen zu haben; ohne sogleich an denjenigen zu gedenken, dem solche ihren Ursprung zu danken hat; und ohne sich zu überreden, wie nichts natürlicher seyn, und Ihnen weniger mißfallen könne, als wenn man das Lob dieses grossen Kardinals durch einige Züge, die ihn kennbar machen, und sein Andenken erneuern, der Schuldigkeit und Gewohnheit gemäß anstimmet.

Es ist nicht so leicht, das Bild dieses grossen Mannes, durch ausgesuchte Worte, und reiche Figuren der Redekunst, oder durch Reden zu entwerfen, die nicht sowohl in der Absicht verfertiget sind, die Verdienste desjenigen zu erheben, den man loben will; als vielmehr von dem Feuer, und der Lebhaftigkeit des Redners, ein Zeugniß abzulegen. Das Leben Ludwigs des Gerechten, ist das Leben des Kardinals von Richelieu. Hier findet man sowohl seinen Ruhm, als den Ruhm des Königes, der ihn zu gebrauchen wußte. Was könnte ich zu solchen Begebenheiten, die erst vor kurzem geschehen, und so denkwürdig sind, hinzufügen? Eröffnen Sie sein politisches Testament; prüfen Sie

dieses Werk aufs genaueste. Hier hat sich sein Geist abgeschildert, und seine ganze Seele entwickelt. Hier entdecket man die geheimen Triebfedern seines Betragens, und seiner Unternehmungen. Hier findet man die Quellen so vieler, und so grosser Begebenheiten, die sich unter seiner Reichsverwaltung zugetragen haben. Hier wird man, ohne viele Mühe, gewahr, daß ein Mann, der so männlich und richtig denket, sicher und glücklich hat wirken können; und daß derjenige, der so grosse Dinge vollführet hat, entweder niemals geschrieben habe, oder so, wie er, habe schreiben müssen.

Er, als ein grosser und erhabener Geist, kannte die Geheimnisse der Regierungskunst aus dem Grunde. Er kannte das Schöne und Erhabene der Ministerschaft. Er wußte den fremden Mächten mit gehöriger Ehrerbietung zu begegnen. Er schonete die Kronen; er kannte das Gewicht ihrer Freundschaft. Er setzte den Feinden Bundesgenossen entgegen. Er wachte für den Nutzen von aussen und von innen; und vergaß nichts, als die Seinigen. Ein arbeitvolles, mühsames, und oft vielen Gefährlichkeiten ausgesetztes Leben, war der Lohn einer so erhabenen Tugend. Er hatte die Schätze seines Herrn in Händen; er wurde von demselben mit Wohlthaten überhäufet; er ordnete die öffentlichen Gefälle an, und theillete solche aus; und dennoch kann man nicht sagen, daß er reich gestorben wäre.

Wird man es wohl glauben, meine Herren! daß dieser so ernsthafte und strenge Mann, der den Feinden

den des Staats furchtbar, gegen die Aufrührer unerbittlich, mit Staatsgeschäften überhäufet, bald die Partey der Ketzerey zu schwächen, bald eine geheime Zusammenrottirung zu zernichten, und bald auf neue Eroberung bedacht war; daß dieser Mann Zeit gehabt, gelehrt zu seyn; daß er an den schönen Wissenschaften, und an denenjenigen, die sich auf solche legten, Geschmack gefunden habe? Niederträchtige Seelen! die ihr euch dem Glücke widmet, vergleichet euch, wenn ihrs euch getrauet, mit unserm großen Kardinal; ihr, die ihr euch, wegen des glücklichen Ausganges eurer eignen Angelegenheiten, für würdig schätzet, daß man euch die öffentlichen Geschäfte anvertraue, die ihr euch für große Geister und witzige Köpfe haltet; ihr, die ihr bekennet, daß ihr nichts wisset, nichts gelesen habt, noch jemals lesen werdet, entweder um den geringen Werth der Wissenschaften dadurch anzuzeigen; oder damit es den Schein gewinne, daß ihr Andern nichts zu verdanken habt, sondern alles aus eurer eigenen Quelle schöpfet: Wisset, daß unser Kardinal gelehrt war, und viel gelesen hatte; daß er für die Gelehrten nicht nur keine Abneigung besaß, sondern sie vielmehr liebete, ihnen liebkosete, und günstig war; daß er ihnen Freyheiten ertheilete, und Gnadengehalte reichte, ja daß er aus ihnen eine Gesellschaft stiftete, und aus solcher die französische Akademie bildete. Ja reiche und ehrsüchtige Menschen! die ihr die Tugend und alle Verbindungen verachtet, die nicht auf den Eigennutzen, und auf das zeitliche Glück abzwecken, so war die Denkungsart dieses großen Staatsraths beschaffen, dieses zum Staatsrathe ge-

bornen, und dem Staate sich widmenden Mannes; dieses gründlichen und erhabenen Geistes, der die edelsten Bewegungsgründe zu seinen, sowohl auf das gemeine Beste, als auf die Ehre des Reichs, abzweckenden Absichten erwählete. Er war unfähig etwas zu ersinnen, welches seiner, des Königes, dem er dienete, und Frankreichs, welchem er sein Nachdenken, und seine Nachtwachen gewidmet hatte, unwürdig gewesen wäre.

Er kannte die Stärke, und den Nutzen der Beredsamkeit, und die Macht der Sprache, welche der Vernunft aufhilft, und sie in ihr rechtes Licht setzet; den Menschen Gerechtigkeit und Redlichkeit einflösset; in dem Herzen des Soldaten Unerschrockenheit und Kühnheit erwecket; die unruhigen Bewegungen des Volks stillet; ganze Gesellschaften, und das Volk selbst zur Erfüllung ihrer Pflichten anreitzet. Er wußte, was für herrliche Früchte die Geschichtkunde und Dichtkunst hervorbringet; und wie nöthig eine Sprachlehre ist, indem solche der Grund aller anderen Wissenschaften ist. Er wußte, wie man, um alle diese Dinge zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen, der sie dem Staate nützlich machet, den Plan einer Gesellschaft zeichnen müßte, zu welcher der Tugend allein der Eingang offen stünde, wo die Verdienste in ihr rechtes Licht gesetzet, und Verstand und Wissenschaft durch die Wahlstimmen vereiniget würden. Wir wollen nicht weiter gehen. Dieß sind, meine Herren, ihre Gesetze und Vorschriften, von denen sie heute, zu meinem Vortheile, zum erstenmale eine Ausnahme machen.

Er.

Erinnern sie sich, meine Herren, diese Vergleichung wird ihnen nicht schimpflich seyn, erinnern sie sich der ersten allgemeinen und großen Kirchenversammlung. Ein jeder von denen auf derselben befindlichen Kirchenvätern war, wegen einiger zerstümmelten Gliedmaaßen, oder wegen der Narben merkwürdig, die von der Wuth der über sie ergangenen Verfolgung zeugten. Es schien, als wenn ihre Wunden ihnen das Recht ertheileten, auf dieser allgemeinen Kirchenversammlung zu erscheinen. Unter ihren berühmten Vorgängern, meine Herren, findet man keinen, den man zu sehen nicht eifrigst sich bestrebete, den man nicht auf öffentlicher Straße einander wies, den man nicht an einem berühmten Werke erkannte, durch welches er sich einen großen Namen, und den Vorzug erworben hatte, ein Mitglied dieser neuen Akademie zu seyn, die sie gleichsam gegründet hatten. So waren diese großen Künstler der Sprache, diese ersten Meister der französischen Beredsamkeit beschaffen. So sind sie, meine Herren, beschaffen, Sie, die an Wissenschaften, und Verdiensten, keinem von ihren Vorgängern im geringsten etwas nachgeben.

Der eine ist in seiner Sprache so richtig, als wenn er sie nach Regeln und Grundsätzen erlernet hätte. Er weis sich in fremden Zungen so zierlich auszudrücken, als wenn sie seine Muttersprache wären. In was für einer Sprache er auch schreiben mag, so scheinet es, daß solche seine Landessprache sey. Er hat eine mühsame Uebersetzung unternommen, und sie so glücklich zu Ende gebracht, daß auch der witzigste

Kopf sich selbiger nicht schämen darf, und der gottseligste Mann wünschen muß, daß er sie verfertiget hätte.

Der Andere machet den Virgil unter uns wieder lebendig. Er überträget in unsere Sprache alle Annehmlichkeiten, und Reichthümer der lateinischen. Er schreibet Romanen, die ein Ende haben. Er verbannet aus denselben das Weitläuftige und Unglaubliche, und bringet an deren Stelle das Wahrscheinliche und Natürliche wieder zurück.

Noch ein Anderer, dessen Schreibart gleicher, als des Marots, und poetischer, als des Voiture ist, besitzet die Lebhaftigkeit, den Schwung, und das ungekünstelte Wesen aller beyden. Er ist selbst im Scherze lehrreich. Er führet Thiere redend ein, um die Menschen zur Tugend zu bewegen. Er weis die geringsten Gegenstände bis zum Erhabenen zu führen. Er ist in seiner Art zu schreiben der Einzige. Er mag erfinden, oder übersetzen, so ist er allemal ein Urbild, und übertrift die Muster, die er sich vorgesetzet hatte. Er ist selbst ein Muster, und es würde schwer seyn, ihm nachzuahmen.

Dieser übertrift den Juvenal, und erreichet den Horatz. Er scheinet die Gedanken Anderer zu bilden, und sich alles zu eigen zu machen, was er unter Händen hat. Er ertheilet dem, was er von Andern entlehnet, alle Reitzungen der Neuigkeit, und den Werth der Erfindung. Seine Gedichte sind stark und wohlklingend. Der Witz bildet sie, und

die

die Kunst arbeitet sie aus. Sie sind voller Züge und Dichtkunst. Man wird sie noch alsdenn lesen, wenn unsere Sprache bereits alt wird geworden seyn; ja sie werden die letzten Ueberbleibsel derselben seyn. Man bemerket darinnen eine richtige, scharfsinnige, und unschuldige Kritick, wenn es anders erlaubet ist, das, was schlecht ist, schlecht zu nennen.

Jener erscheinet nach einem Manne, den man gelobet, erhoben und bewundert hat, dessen Gedichte aller Orten bekannt, und zu Sprüchwörtern geworden sind; der auf der Schaubühne regieret und herrschet, und sich des ganzen Theaters bemächtiget hat. Er verdränget ihn zwar nicht; allein er setzet sich daselbst ebenfalls fest; und die Welt gewöhnet sich nach und nach, eine Vergleichung unter ihnen anzustellen. Einige wollen nicht zugeben, daß Corneille, der große Corneille, ihm vorgezogen werde, und Andere, daß man solchen ihm gleich schätze. Sie überlassen dem künftigen Jahrhunderte den Ausspruch, und erwarten den Tod einiger Greisen, die ohne Unterschied von demjenigen gerühret werden, was sie ihrer ersten Jahre erinnert, und vielleicht an dem Oedipus nichts weiter lieben, als das Andenken ihrer Jugend.

Was soll ich von demjenigen sagen, der eine so lang gewährete neidische Kritick endlich zum Stillschweigen gebracht hat? Den man wider Willen bewundern muß; der, durch seine unzählige und erhabene Naturgaben, sich den Namen eines Redners, Geschichtschreibers, Gottesgelahrten, und Weltwei-

sen, erworben hat; der eine seltene Gelehrsamkeit, und eine noch seltenere Beredsamkeit, sowohl in seinen Gesprächen und Schriften, als auf der Kanzel beweiset; der ein Vertheidiger der Religion, ein Licht der Kirche, ja! lasset uns die Sprache unserer Nachkommen reden, der ein Kirchenvater ist. Was ist er nicht? Nennen sie, meine Herren, eine einzige Tugend, die er nicht besitzet?

Soll ich auch Ihre letzte Ihrer so würdige Wahl berühren? Was für Sachen sind Ihnen nicht von der Stelle gesaget worden, die ich itzo betreten habe? Ich erinnere mich derselben sehr wohl. Darf ich mich also, nach dem, was sie schon gehöret haben wohl unterwinden zu sprechen? Wie? werden Sie mich einer Aufmerksamkeit würdigen? Ich muß es bekennen. Dieser große Geist mag ohne Vorbereitung, und aus dem Stegreife predigen; oder eine ausgedachte, und mit allen Zierrathen der Redekunst ausgeschmückte Rede halten; oder seine Gedanken im täglichen Umgange erklären: so empfindet man den Nachdruck und die Gewalt, so er über die Gemüther erworben hat. Er ist allemal Meister von den Herzen, und Ohren seiner Zuhörer. Er verstattet ihnen nicht das Erhabene, das Fließende, das Zärtliche, und Artige zu beneiden. Man schätzet sich schon glücklich, ihn zu hören, und das, was er saget zu begreifen. Man muß schon zufrieden seyn, wenn man seine Betrachtungen anhören, und sich solche zu Nutz machen kann. Was für einen großen Schatz haben sie nicht durch diesen vortreflichen Mann erworben? Wem gesellen Sie mich bey?

Ich

Ich wünschte, meine Herren, daß die Zeit und der Wohlstand, die meiner Rede Schranken setzen, mir erlaubeten, einen Jeden unter Ihnen, durch kenntbarere Züge, und lebhaftere Ausdrücke zu loben. Alle Gaben, die man nur unter den Menschen antreffen kann, finden sich bey Ihnen vereiniget. Suchet man fertige Redner, welche die Kanzel mit allen Blumen der Wohlredenheit ausschmücken, und mit einer gereinigten Sittenlehre, den Schwung, und das Feine der Sprache verknüpfen; die wegen der schönen Wahl der Wörter gefallen; die die Feyerlichkeiten und die Tempel beliebt machen, und die Leute in großer Menge dahin locken: so suche man sie nicht anderer Orten, sie befinden sich unter Ihnen. Bewundert man eine weitläuftige und tiefe Gelehrsamkeit, welche die Archiven des Alterthums durchforschet, und das, was beynahe in Vergessenheit gerathen, denen neugierigsten Nachforschern entwischet, und den andern Menschen unbewußt war, wieder hervorgezogen hat; bewundert man ein Gedächtniß, eine Lehrart, eine Richtigkeit, sich in diesen Nachforschungen nicht um ein einziges Jahr, und öfters in so vielen Jahrhunderten, nicht um einen einzigen Tag zu verirren: Sie besitzen diese bewundernswürdige Kunst, oder wenigstens einige von den Mitgliedern dieser gelehrten Versammlung. Will man die Gabe der Sprache, mit der zwiefachen Geschicklichkeit, alte Sachen auf das genaueste zu wissen, und die neuen, mit so viel Anmuth als Richtigkeit, zu erzählen, vereiniget sehen: so fehlen Ihnen diese so seltene Eigenschaften nicht, und man kann sie bey einer einzigen Person vereinigt antreffen. Suchet man

man geschickte Männer, die an Verstand und Erforschung reich seyn, und durch das Vorrecht ihrer Würden, den Fürsten anständig und richtig sprechen lassen; suchet man Andere, welche die Gabe schön zu reden, und zu schreiben, in den allerkitzlichsten Unterhandlungen, glücklich und mit gutem Erfolge anzubringen wissen; suchet man noch Andere, die ihre Bemühungen, und ihre Wachsamkeit, nachdem sie solche bey gerichtlichen Sachen angewendet haben, den öffentlichen Angelegenheiten, mit eben so großem Beyfalle, widmen: sie befinden sich alle unter Ihnen, und ich kann mich kaum enthalten, solche namhaft zu machen.

Wenn Sie die Gelehrsamkeit mit der Beredsamkeit vereiniget zu sehen wünschen: so werden Sie nicht lange warten dörfen. Behalten Sie nur ihre Aufmerksamkeit demjenigen auf, der nach mir reden wird. Was fehlet ihnen also? Sie haben in beyden Arten der Wohlredenheit geschickte Schriftsteller; Dichter in allen Arten der Dichtkunst, sowohl in der moralischen, als geistlichen, sowohl in der heldenmäßigen, als scherzhaften und aufgeweckten. Sie haben Nachahmer der Alten, strenge Kunstrichter, witzige, feine, zärtliche, und sinnreiche Köpfe, die geschickt sind, sich in Gesellschaften und im Umgange sehen zu lassen. Ich frage noch einmal, meine Herren, was für großen Leuten gesellen Sie mich bey?

Und mit wem würdigen Sie mich heute aufzunehmen? Nach wem statte ich diese meine öffentliche

Dank-

Danksagung ab? dieser so lobenswürdige und bescheidene Mann darf nicht befürchten, daß ich ihn loben werde. Da er mir so nahe ist, so würde es ihm eben so leicht fallen, als geneigt er ist, mich zu unterbrechen. Ich frage vielmehr, zu wessen Nachfolger haben Sie mich bestimmet? Zum Nachfolger eines Mannes, der Tugenden besaß!

Es füget sich zuweiln, daß diejenigen, die einen berühmten Todten loben sollen, dessen Stelle ihnen anvertrauet wird, wegen der vielen Sachen, die erhoben zu werden in gleichem Grade verdienen, zweifelhaft bleiben. Sie hatten an dem Herrn Abt de la Chambre einen so gottsfürchtigen, so liebreichen, so mildthätigen, und wegen seines guten Herzens so lobenswürdigen Mann erwählet; einen Mann, der so vernünftige und christliche Sitten besaß, von der Religion so lebhaft überzeuget, und in Erfüllung seiner Pflichten so genau war, daß die Kunst, schön zu schreiben, eine von seinen geringsten Eigenschaften ist. Die gründlichen Tugenden, die man an ihm zu preisen findet, machen, daß man seine Gelehrsamkeit und Beredsamkeit kaum berühret. Man schätzet sein Leben und sein Betragen noch höher, als seine Schriften. Ich wollte in der That demjenigen, dessen Stelle ich bekleide, lieber eine Leichenrede halten, als mich blos einschränken lassen, seinen Verstand zu rühmen. Die Verdienste waren bey ihm nicht ein erworbenes Gut, sondern ein väterliches Erbtheil, und ein Eigenthum seines Geschlechts; wenn man anders nach der Wahl desjenigen urtheilt, der sein Herz, sein Vertrauen, und seine ganze Per-

son, diesem Geschlechte überliefert, und solches, gleichsam zu Ihrem Bundesgenossen gemacht hatte, weil man sicher sagen kann, daß er es an Kindesstatt aufgenommen, und nebst der französischen Akademie in seinen Schutz genommen hatte.

Ich rede von dem Kanzler von Seguier. Man erinnert sich seiner, als einer der größten obrigkeitlichen Personen, die Frankreich jemals herfürgebracht hat. Er hat uns im Zweifel gelassen, ob er in den schönen Wissenschaften, oder in den Geschäften vortreflicher war. So viel ist gewis, und keinem Zweifel unterworfen, daß er in beyden, alle seine Zeitgenossen übertraf. Er war ernsthaft und dabey vertraut; in seinen Rathschlägen unerforschlich, in seinem Umgange gesellig, und leutselig. Er besaß von Natur das, was Andere zu besitzen wünschen, und doch nicht erhalten; das, was man weder durch Studiren, und angenommenen Zwang, noch durch ernsthafte, oder sinnreiche Einfälle erlangen kann: was seltener, als Wissenschaft, und vielleicht auch seltener als Redlichkeit ist, ich will sagen, er besaß Würdigkeit. Er hatte solche nicht seinen erhabenen Ehrenstellen zu danken. Er ertheilete denselben vielmehr einen neuen Adel. Er war groß und angesehen auch ohne Ministerschaft; und man siehet nicht, daß diejenigen, die in ihrer Person alles zu vereinigen gewußt haben, seinen Glanz verdunkelt hätten.

Sie verloren diesen großen Beschützer vor einigen Jahren. Sie sahen sich um, und richteten ihre Augen

gen auf alle diejenigen, die sich Ihnen darstelleten, und sich eine Ehre daraus machten, Sie in ihren Schutz zu nehmen. Allein dieser Verlust fiel Ihnen so empfindlich, daß Sie, bey der Mühe, die Sie sich gaben, solchen zu ersetzen, ihre Gedanken auf denjenigen zu richten Sich wageten, der einzig und allein zu bewirken im Stande war, daß sie diesen Verlust vergessen konnten, ja daß solcher zu ihrer Ehre gereichte. Wie gnädig und leutselig nahm dieser großmüthige König sie auf. Wir dörfen uns darüber nicht wundern, denn dieß ist sein Karackter. Eben derselbe Karackter, der in den glorreichen Thaten seines Lebens herfürleuchtet; Welchen aber die erstaunliche Veränderung, die sich mit dem regierenden Hause in einem benachbarten, und mit Frankreich verbundenen Königreiche, zugetragen hat, in das schönste Licht gesetzet, so man solchem jemals hätte ertheilen können.

Wie leichtsinnig sind wir! Wir haben auf einmal das Andenken derer Dinge vergessen, die uns doch so stark gerühret hatten. Erinnern sie sich, meine Herren, jener betrübten Tage, die wir in Unruhe und Bewegung zubrachten, als wir wegen des Schicksals eines großen Königes, seiner großen Gemahlinn, und des Prinzen seines Sohnes, dieses königlichen aber unglücklichen Geschlechts, welches von der Frömmigkeit und Religion auf die höchste Probe der Widerwärtigkeit war gesetzet worden, neugierig und ungewis waren. Waren sie auf dem Meere, oder durch die Hände ihrer Feinde umgekommen? Wir wußten es nicht, und versprachen einander die ersten Nachrichten mitzutheilen, die wir von dieser

be-

beweinenswerthen Begebenheit vernehmen würden. Man betrachtete diese Sache, nicht als eine öffentliche Sache. Ein jeder sah solche als eine eigene an. Man schlief nicht mehr. Man weckte sich einander auf, um sich dasjenige zu verkündigen, was man davon vernommen hatte. Und wenn ja diese königlichen Personen, an deren Schicksal man so viel Antheil nahm, dem Meere, und dem Vaterlande hätten entrinnen können: wäre das schon genug gewesen? Mußten sie nicht ein fremdes Land wissen, an welchem sie sicher anlanden konnten? Mußten sie nicht einen so gütigen, als mächtigen König auf ihrer Seite haben, der sie aufnehmen konnte und wollte? Ich bin ein Zeuge dieser Aufnahme gewesen. Es war solche der rührendste Anblick, den man jemals sehen kann. Man vergoß Thränen der Bewunderung, Thränen der Freude. Dieser Herr kann nicht bessern Anstand haben, wenn er an der Spitze seines Lagers, und seiner Heere, eine Stadt, die ihm Widerstand thut, zertrümmert, oder die feindlichen Völker, durch das bloße Gerücht seiner Annäherung zerstreuet.

Wenn er diesen langwürigen Krieg ausführet, wie wir daran nicht zweifeln können: so geschiehet es nur, um uns einen beglückten Frieden zu schenken, und solchen auf billige, und der Nation Ehre bringende Bedingungen zu erhalten, die dem Feinde auf ewig die Hofnung rauben, uns durch neue Feindseligkeiten zu beunruhigen. Andere mögen das, was dieser große König währendem Laufe dieser ganz Europa erschütternden Bewegungen, durch sich selbst, oder durch seine Feldherren, ausgerichtet hat, verkündigen und erheben. Andere mögen, wenn es

seyn

seyn kann, dasjenige vorher verkündigen, was er in diesem Feldzuge unternehmen und ausführen wird. Ich rede nur von seinem Herzen, von seinen redlichen und reinen Absichten; denn diese sind bekannt, und entwischen ihm. Man wünschet ihm wegen der Ehrenstellen Glück, womit er einige Grossen seines Reichs, eben jetzo begnadiget hat. Was saget er? "Er könne „nicht vergnügt seyn, wenn nicht alle vergnügt sind; „und es wäre ihm unmöglich, es dahin zu bringen, „daß alle so zufrieden seyn könnten, wie er es wünschte." Er weis, daß das Glück eines Königes darinnen bestehet, daß er Städte erobere, Schlachten gewinne, die Grenzen seines Reichs erweitere, und von seinen Feinden gefürchtet werde. Er weis aber auch, daß der Ruhm eines Königes darinnen bestehet, wenn er von seinen Unterthanen geliebet wird, das Herz derselben, und mit dem Herzen alles, was sie besitzen, in Händen hat. Entfernte und nahe Provinzen, dieser so leutselige und wohlthätige König, den die Mahler und Bildhauer verunstalten, reichet euch die Arme, und siehet euch mit zärtlichen und liebreichen Augen an. In dieser Stellung muß man ihn schildern! Er will sehen, wie eure Einwohner, und Schäfer nach dem Klange der Feldschalmey, die sie unter den Pappeln und Weiden ertönen lassen, tanzen, und mit ihrer rauhen Stimme das Lob desjenigen besingen, der ihnen, nebst dem Frieden, und den süssen Früchten desselben, diese Freude und Munterkeit geschenket hat.

Um diesen höchsten Grad seiner Wünsche, welche blos auf die allgemeine Glückseligkeit gehen, zu erreichen, setzet er sich den Arbeiten und Beschwerlichkeiten

ten

ten eines mühsamen Krieges aus, erduldet die Unfreundlichkeiten der Witterung und Jahrszeiten, setzet seine Person, und sein glorreiches Leben in Gefahr. Dieß sind, meine Herren, seine Geheimniße, und die Absichten, die ihn so zu handeln bewegen. Man erforschet und erkennet sie blos an denen Eigenschaften dererjenigen, die in Ehrenstellen sitzen, und ihn durch ihren Rath unterstützen. Ich schone ihrer Bescheidenheit; Allein das Einzige werden sie mir anzumerken erlauben, daß man zwar die Anschläge dieses weisen Königes nicht errathen kann; hingegen die Personen erräth und nennet, die er befördern will; und daß er nichts mehr thut, als daß er, in der Wahl seiner Staatsräthe, die Stimme des Volks bestättiget. Er bürdet ihnen die Last der Geschäfte nicht ganz und gar auf; Er selbst, wenn ich es sagen darf, er selbst ist sein vornehmster Staatsrath. Er ist jederzeit auf unsere Bedürfniße aufmerksam; Er kennet keine Frey- und keine Ruhstunden. Die Nacht bricht ein. Die Wachen werden von den Zugängen seiner Palläste abgelöset. Die Sterne funkeln am Himmel, und vollenden ihren Lauf. Die ganze Natur ruhet. Wir, die wir des Tages beraubet, und von Finsternißen umgeben sind, ruhen auch. Nur der König allein, wachet über uns, und über den Staat. So, meine Herren, ist der Beschützer beschaffen, den Sie Sich erworben haben. Er ist der Beschützer seiner Völker!

Sie haben mich in eine Gesellschaft aufzunehmen gewürdiget, die eines so hohen Schutzes genießet. Ich läugne es nicht, ich habe diesen Vorzug von jeher so hochgeschätzet, daß ich wünschte, desselben in seinem gan-

ganzen Umfange, und in seiner völligen Reinigkeit theilhaftig zu werden. Ich will soviel sagen, ich wollte ihn einzig und allein ihrer Wahl zu danken haben. Ich achtete diese Wahl so hoch, daß ich die Freyheit derselben, durch ein ungestümes Anhalten zu beleidigen, oder auch nur im geringsten zu unterbrechen, mich nicht unterstehen durfte. Ich setzte überdem ein Mistrauen in mich selbst; und es war mir zuwider zu begehren, Andern, die erwählet werden konnten, vorgezogen zu werden. Ich glaubte, meine Herren, und es kostete mir keine Mühe zu glauben, daß Sie ihre Augen auf einen andern würdigern Gegenstand gerichtet hatten; auf einen Mann, der Tugend, Verstand, und Kenntniße im hohen Grade besitzet; der schon vorher, ehe er sich zu dem angesehenen Posten geschwungen hatte, so beschaffen war, und noch alsdenn, wenn er diesen Posten nicht mehr bekleiden wird, so beschaffen seyn wird. Ich bin nicht sowohl von dem Vorzuge gerühret, den er mir ertheilet hat, denn ich weis, wie viel Ehrerbietung ich ihm schuldig bin; als von der Freundschaft, die er mir erzeiget, und worüber er sich selbst vergessen hat. Ein Vater führet seinen Sohn ins Schauspiel. Das Gedränge ist stark, und der Eingang gleichsam belagert. Er, der groß und stark ist, dränget sich durch die Menge durch, und als er eben im Begriffe stehet, hinein zu gehen, stößet er seinen Sohn vorher hinein, der ohne diese Vorsicht, entweder gar nicht, oder doch sehr spät, hinein gekommen wäre. Die Bemühung, da er einige von Ihnen ersuchte, mir ihre Stimmen zu geben, die er doch selbst so billig verdienete, ist etwas selten, und vielleicht in ihrer Art die einzige.

Sie

Sie vergeringert aber diejenige Dankbarkeit nicht, die ich Ihnen, meine Herren, schuldig bin, weil nur ihre Wahl allein, die allemal frey und willkürlich ist, eine Stelle in der französischen Akademie ertheilen kann.

Sie haben mir solche bewilliget, meine Herren! und zwar auf eine so fürtrefliche Art, und mit einer so einmüthigen Einwilligung, daß ich solche einzig und allein, als eine Wirkung ihrer Großmuth ansehen muß, und werde. Weder Ehrenstellen, noch Ansehen, weder Reichthümer, noch Titel, weder Macht, noch Gunst, haben Sie zu dieser Wahl bewegen können. Ich besitze nichts von allen diesen Dingen. Mir mangelt alles. Ein Werk, welches wegen seiner Sonderheit, einigen Beyfall erlanget hat, und dessen falsche, ich sage falsche, und boshafte Auslegung mir bey Personen, die nicht so billig, und so erleuchtet sind, als Sie, meine Herren, hätte nachtheilig seyn können, ist alles, was ich gedacht, und Sie von mir empfangen haben. Sollte es mich wohl jemals gereuen können, solches geschrieben zu haben?

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theophrastus, v369-v288

Theophrasts Kennzeichen der Sitten Nebst des Herrn Johann de la Bruyere Mitgliedes der französischen Akademie Moralischen Abschilderungen der Sitten dieser Zeit
Bd.: 2

Frankfurt und Leipzig (1772)

P.o.gall. 1116 yy-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093033-9
VD18 90247949